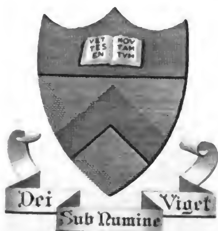
Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes

Ernst von Wolzogen


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Ernst von Wolzogen

Erlebtes
Erlauschtes
Erlogenes



Berlin W

F. Fontane & Co.

1892

Erlebtes, Erlauschtes

und

Erlogenes.

Meinem lieben Freunde

C. W. Allers,

dem genialen Humoristen mit dem Zeichenstifte,

zur heiteren Erinnerung

an

Capri, Mai 1891

Inhalt.

Mein erstes Abenteuer.

Ich war neunzehn Jahre, eben dem Gymnasium entronnen, besaß eine prachtvolle Lebenslust, verbunden mit einer gewissen wohlanständigen Lebensscheu, ein halbes Dutzend unzweifelhaft blonder Härlein unter jedem Flügel der etwas schüchternen Nase, eine schlanke Figur, eine Krone mit sieben Tüpfeln auf dem Taschentuch und eine leidlich wohlgespickte Börse in der Tasche. Mit diesem leichten Gepäck hatte ich meine erste „Kavalierstour“ unternommen und mich einige Monate lang in England umgesehen. Ein deutscher „moonshine-Baron“ — wie Lord Beaconsfield, der toryistische „lange Israel“, sich einmal despektirlich ausgedrückt haben soll — will nun zwar im Paradiese der mutton chops ganz und gar nichts besagen und ein neunzehnjähriger noch viel weniger; dessenungeachtet stieg ich aber doch durch den steten Verkehr mit so viel solidem Glanz, vornehmer Langeweile und exquisitem pale old Sherry oder dry Champagne derart in meiner Selbstachtung, daß ich mir am Ende meines insularen Aufenthaltes denn doch ungemein gereift vorkam. Nur die fatale jünglinghafte Scheu vor dem andern und manchmal sogar schöneren Geschlechte klebte meinen frühlings-

grünen Jahren noch fest an, wie ich mir zu meiner eigenen Beschämung gestehen mußte. Zwar verstand ich eine tadellose Verbeugung auszuführen, älteren Damen von Extraktion die fingerlosen seidenen Handschuhe zu küssen und einer schönen Tischnachbarin die Sauce möglichst nicht auf das Kleid zu schütten, aber es war mir bisher noch nicht gelungen, auch nur das kleinste galante Abenteuer zu bestehen, wie sehr ich mich auch des öfteren bemüht hatte, eine niedliche parlour maid oder so etwas auf das unzweifelhafteste auszuzeichnen. O, wie viele schwere Seufzer hatte mich dieser leidige Umstand schon gekostet! Und es geschah doch gewiß in gerechter Entrüstung, daß ich die gräßliche Bartsalbe, welche ich aus Deutschland eingeschmuggelt und während der Ueberfahrt zuerst angewendet hatte, ihrer empörenden Nichtsnutzigkeit wegen an irgend einem öffentlichen Ort aussetzte!

An meinem letzten Tage in London war ich ein ganz freier Mann. Keine Anstands- oder Verwandtschaftspflichten irgend welcher Art waren mehr zu erfüllen — und ich hatte daher beschlossen, diesen letzten zum schönsten Tage meines Aufenthaltes zu machen. In meiner Börse befanden sich noch einige Guineen mehr, als zur Heimreise durchaus nöthig waren, und diese sollten gewissenhaft verjubelt werden.

Aber als ich so etwa zwei Stunden planlos durch die Straßen der City geirrt war, an allen Schaufenstern stehen bleibend und mir den Kopf zerbrechend über die schwierige Frage, was ich nun zunächst unternehmen sollte, um so recht als tremendous swell mich aufzuspielen, da war ich auch schon zu der Ein-

sicht gekommen, daß dies ohne erfahrene Leitung für einen so impertinent harmlosen jungen Mann von Stande eine ungemein schwierige Sache sei. Für den Abend hatte ich mir Vauxhall vorgenommen, aber wie den Tag, den lichten, langen Tag schneidig todtschlagen?!

Da fiel mir eine Anzeige in's Auge: „Crystal Palace, Sydenham, Monday Popular Concert." Aha, die berühmten Monday Pops! Symphonie von Beethoven, und unter den Solisten lauter „Herren" und „Fräulein"! Also fast deutsch, klassisch, furchtbar anständig, unzweifelhaft moralisch — aber nein, dachte ich, von deinem Beethoven verstehst du mehr als alle diese ladies and gentlemen, da bist du zu Hause und darfst die guten deutschen Ohren spitzen, ohne fürchten zu müssen, daß sie den Englishmen zu lang vorkommen, wie es anderswo am Ende doch der Fall sein könnte. Ich entschloß mich kurz und brav und fuhr mit der Underground spornstreichs nach Sydenham hinaus.

Die Sehenswürdigkeiten des Krystallpalastes kannte ich bereits und begab mich daher unverweilt in den Musikraum. Ich kam gerade zum Scherzo der Eroica zurecht, und über den lieben, vertrauten Klängen vergaß ich meine beschämenden neunzehn Jahre, sowie meine zwölf Barthärchen und fühlte mich bei diesen leichten Noten weit glücklicher, denn als eingebildeter Schwerenöther!

Und um das Vergnügen noch zu erhöhen, entdeckte mein scharfes Auge an einem der ersten Geigenpulte einen guten alten Bekannten: meinen famosen

Karl Ferdinand Müller, den Mann, der dem Quartaner zuerst gezeigt, wie man einen Frosch mit den Fingerspitzen ergreift und durch Streichen mit Pferdshaaren feingesponnenen Katzendärmen die herzzerreißendsten Laute entlockt — das heißt, meinen langjährigen Geigenlehrer, welcher mit Ausdauer und lobenswerther Strenge mich so weit gefördert hatte, daß ich bei einem Haydn'schen Quartett ganz leidlich mitthun konnte. Er war zwar zehn bis zwölf Jahre älter als ich, aber immer ein fideles Haus gewesen und außerhalb des Unterrichts durchaus kameradschaftlich mit mir umgegangen. Ich freute mich daher ganz ungeheuer, meinen Karl Ferdinand Müller hier so unversehens wieder zu finden, und machte mich an ihn heran, sobald in der nächsten Pause die Musiker die Tribüne verließen.

Dank der Schattenlosigkeit meiner Oberlippe war auch ich nicht im geringsten unkenntlich geworden, und mein alter Lehrer rief mich sofort beim richtigen Namen, ergriff meine beiden Hände und schüttelte sie mindestens fünf Minuten lang unausgesetzt — so sehr freute er sich, mich wiederzusehen.

„Aber nein, mein liebes Barönchen, Sie haben sich auch nicht im mindesten verändert! Ganz der Alte — Sie sitzen jetzt wohl schon in Sekunda? — Was, schon fertig mit dem Pennal? Also mulus, Maulesel, wie man zu sagen pflegt! — Nein, wird sich meine Frau freuen, Sie kennen zu lernen — Sie Maulesel, Sie herziger!"

Von jedem andern hätte ich mir diese bedenklichen Redensarten energisch verbeten, aber ich kannte ja

meinen alten Karl Ferdinand Müller: ein zu urgemüthliches Haus, — wenn er auch den Mund manchmal ein Bischen voll nahm.

„Sie sind also verheirathet?“ unterbrach ich endlich seinen immer neu aufsprudelnden Begrüßungsredefluß.

„Ja wohl, seit einem Jahr, old boy. Ein reizendes Schnuckerl von einem Weiberl!“ Er hauchte einen Kuß in die Luft. „Aber Sie müssen selbst kommen und sie sehen, Barönchen! Natürlich sind Sie für heut mein Gast. Ich bin heut Abend ausnahmsweise einmal frei — da wollen wir einmal eine rechte Hetz loslassen; was, Barönchen? Patentes Kerlchen geworden — sapperment! Nur noch so ein Bischen Kanaan im Angesicht!“

„Kanaan?“

„Nun ja, das Land, da Milch und Honig fleußt — ich meinte eigentlich Milch und Blut — haha! Aber das ist ja ganz egal, was?“

Er bat mich, ihn nach Schluß des Concertes nach Haus zu begleiten und sein bescheidenes Mittagsmahl mit ihm zu theilen. Ich muß bekennen, daß ich mit einigem Bangen der Begegnung mit seiner jungen Frau entgegensah, da ich befürchten mußte, der etwas sehr ungezwungene Ton, den er gegen mich anzuschlagen beliebte, könnte mich der Dame gegenüber einigermaßen als komische Figur erscheinen lassen.

Aber es wurde nicht so schlimm. Er wohnte in einer Vorstadt SW. — den Namen der Straße habe ich vergessen — sehr vornehm war jedenfalls weder die Gegend noch das Haus, und wir mußten ver-

wünscht hoch klettern. Er öffnete die Flurthür mit einem Drücker und geleitete mich in das Wohnzimmer. Ein Bischen unordentlich sah es darin aus, sonst aber ganz nett und sehr deutsch, denn der Goldfisch-hafen, der Kanarienvogel und die drei Blumentöpfchen fehlten keineswegs, sowie auch die so beliebten gehäkelten Schoner auf Sopha und Stühlen nicht gespart waren. Verschiedene Damengarderobestücke lagen über der Lehne des schönsten Polsterstuhles, ein Korb mit Wäsche stand auf dem Tische, und über das Geigenpult war ein feuchter Gegenstand zum Trocknen ausgebreitet.

Das war so der erste Eindruck. Ehe ich mich aber weiter umschauen konnte, that sich die Thür halb auf, und ein sehr blonder Kopf schob sich durch die Spalte, um sofort mit einem kleinen Aufschrei wieder zu verschwinden.

„Aber so komm doch herein, Mimi!“ rief Karl Ferdinand. „Ich habe Dir einen lieben Gast mit-gebracht.“

„Ach nein, ich bin ja noch gar nicht angezogen,“ gab eine hohe Stimme von drinnen zurück.

„Noch gar nicht angezogen! O trauter heimath-licher Laut!“ dachte ich. „Gerade wie Frau Amalia Dammelbock, meine gute Pensionsmutter!“

Karl Ferdinand ging hinaus, um mit seiner Frau wegen der Bewirthung Rücksprache zu nehmen, natür-lich nicht ohne mich zuvor hoch und heilig versichert zu haben, daß sie sich meinetwegen nicht die geringsten Unbequemlichkeiten machen wollten.

„Sie müssen eben mit unserem alltäglichen Menü vorlieb nehmen, Barönchen. So drei bis höchstens

vier Gänge und ein Gläschen guten Rothspohn dazu, das ist alles, was sich ein armer Künstler gestatten kann.“

„Na, dann geht's ja noch,“ dachte ich.

Mein Freund war kaum hinaus, als sich die Thür wiederum halb öffnete und ein halbwüchsiges Mädel, offenbar durch einen rückwärtigen Stoß in Schwung gesetzt, ins Zimmer hereinflog. Das Unglückswurm starrte mich einen Augenblick mit offenem Munde an, kicherte dann ungemein albern in sich hinein und raffte in ungeschickter Hast die erwähnten Kleidungs- und Wäschestücke zusammen, warf sie auf den Korb und schleifte endlich diesen und sich selber wieder hinaus.

Nun blieb ich abermals allein, und zwar eine geraume Zeit, während deren ich mir einigermaßen thöricht vorkam und mir eines gräßlichen Hungers immer bewußter ward. Hätte ich nur ein Stück Brot zur Hand gehabt, so wäre ich wahrscheinlich im Stande gewesen, einen der Goldfische heimlich roh zu verspeisen!

Endlich trat Karl Ferdinand wieder herein, sein Weibchen würdevoll am Arm führend. Ein allerliebstes Geschöpfchen war es. Ich hatte die Genugthuung, auf den ersten Blick zu merken, daß Frau Mimi Müller zwar ein oder zwei Jahre älter als ich, jedenfalls aber mindestens ebenso maiengrün von Verstand, pflaumenweich von Gemüth und veilchenblau bescheiden von Sinnesart sei wie ich selbst, und diese Gewißheit hob und trug mich dergestalt, daß ich der kleinen Frau mit der Sicherheit eines vollendeten Kavaliers entgegenzutreten vermochte.

„Mein teures Weibchen, gestatte, daß ich Dir meinen lieben Freund, Herrn Baron v. W. vorstelle. Herr Baron — Mistreß Mimi!“

Ach, Gott sei Dank — er nennt mich weder Barönchen noch Maulesel! Ich athmete erleichtert auf, machte meine bezauberndste Verbeugung und sagte:

„Meine gnädigste Frau, ich bin entzückt über den glücklichen Zufall, der mir eine so reizende Bekanntschaft vermittelte.“

Das war doch gewiß sehr nett ausgedrückt, und ich wurde roth vor Vergnügen darüber. Mit einer zweiten Verbeugung ergriff ich die frischgewaschene, fleischige kleine Hand und drückte einen um eine Nuance zu kräftigen Kuß darauf. Das Händchen duftete angenehm nach billiger Mandelseife.

Die kleine, sanft gerundete Blondine war wahrscheinlich noch nie „meine gnädigste Frau“ angeredet worden und das Handküssen entschieden nicht gewohnt, denn sie wurde noch viel röther als ich und versetzte, bescheiden mit der Zunge anstoßend: „Sehr freundlich, Herr Baron, freut mich auch sehr!“

Karl Ferdinand Müller machte eine beinahe feierliche Miene zu unserem geistreichen Dialog und begann sich dann weitläufig und förmlich zu entschuldigen, daß er seinen verehrten Gast durch die Vorbereitungen für das kleine Diner inkommodiren lassen müsse. Aber bei der Beschränktheit ihrer Wohnung müsse dieser eine einzige anständige Raum zugleich drawing-room, dining room und study vorstellen. Gleich darauf erschien denn auch 'das halbwüchsige, kichernde Mädchen, um den Tisch zu decken. Ich bemühte mich, trotz

meines grimmig knurrenden Magens, eine lebhaftere Unterhaltung in Fluß zu bringen, aber mit kaum nennenswerthem Erfolge, denn die gute Mistreß Mimi war gar nicht bei der Sache, sondern immer mit anderthalb Augen bei der Beschäftigung des ungeschickten Mädchens und sprang alle zwei Minuten auf, um helfend einzugreifen. Ihr Mann schien von ihrer Unruhe etlichermaßen angesteckt zu werden, denn auch er war bedenklich geistesabwesend und konnte nicht zehn Sekunden ruhig geradeaus schauen.

Als die kleine Madame einmal hinausgestürzt war, um nach der Ursache eines verdächtig klirrenden Geräusches im Nebenzimmer zu sehen, vertraute mir Karl Ferdinand an, daß sie ihre vortreffliche Köchin Verhältnisse halber hätten entlassen müssen und daß die neue leider einige Lücken in ihrer Bildung aufweise; da müsse denn sein „Weiberl, sein zuckriges," selbst die letzte Hand anlegen. (Karl Ferdinand kokettirte nämlich mit dem Wiener Dialekt, da er aus Hinterpommern gebürtig und der Ansicht war, daß sich dies für einen großen Künstler eigentlich nicht schicke.)

Endlich erschien die Suppe. Frau Müller trug sie selbst herein, da sie Ursache hatte, anzunehmen, daß die Halbwüchsige unfehlbar mit der Terrine über die Schwelle stolpern werde.

„Mahlzeit!" wünschten wir uns — Ach, nach diesem trauten deutschen Gruß mußte es sicherlich auch eine traute deutsche Suppe geben! O, wie lechzte ich nach dem ersten warmen Löffel — wenn's nur nicht Milchsuppe mit Klütern war, die ich bei Amalia Dammelbock so inbrünstig hassen gelernt hatte! Aber

nein, es war eine dunkle Brühe — heiliger Sankt Florian! Das glühte wie das höllische Feuer. Ich hatte doch so manche echt englische broth ohne Murren bewältigt, aber diese teuflische Flüssigkeit brannte, als sei sie mit Scheidewasser gewürzt. Ich wagte einen Seitenblick nach der lieblichen Hausfrau — auch sie verzog ihr hübsches Mäulchen, und ihre blauen Augen glänzten unnatürlich feucht. Der Hausherr dagegen löffelte das Zeug mit Todesverachtung hinein und versuchte seiner halbverkohlten Kehle ein wollüstiges: „Ah, das schmeckt!“ zu entlocken.

„Echt englisch!“ bekräftigte ich, discret hustend. „Gnädige Frau scheinen vollständig in die Geheimnisse britannischer Kochkunst eingedrungen zu sein.“

„Ich? Ach nein, Herr Baron — wir holen ja alles aus dem ordinary um die Ecke,“ sagte die liebe Unschuld, die nicht lügen konnte, und tupfte sich mit ihrem Batisttüchlein in die Augen.

„Darf ich vielleicht um ein Glas Wasser bitten?“ stöhnte ich.

„Wasser?!“ rief Karl Ferdinand entrüstet. „Aber, liebster Freund, Sie werden mir doch das nicht anthun? Wir führen da einen recht netten alten Medoc — den müssen Sie versuchen.“ Er sprang auf und enteilte ins Nebenzimmer, wo wir ihn gleich darauf den Lack von der Flasche abklopfen hörten.

„Wenn er dem Herrn Baron nur schmeckt,“ sagte meine kleine Landsmännin mit ihrem liebenswürdigsten Grübchenlächeln. „Mein Mann hat ihn vorhin selbst geschwind vom Kaufmann geholt.“

„Sie machen sich wirklich zu viel Umstände mit mir.“

Da trat Karl Ferdinand wieder herein, schwenkte triumphirend die Flasche und rief:

„Nur für so werthe Gäste! Von diesem edlen Rebensaft schenkte mir der Marquis of Londonderry einst fünfzig Bouteillen dafür, daß ich einmal ein Solo in einer Abendunterhaltung bei ihm gespielt — selbstverständlich in Begleitung einer Zehnpfundnote.“ Er blinzelte seiner Frau eine rasche Warnung vor Verrath zu, und die arme kleine Sünderin guckte ängstlich zur Seite.

Er schänkte ein, und wir stießen an auf das Vaterland, das theure.

„Ah!“ machte er und schnalzte mit der Zunge.

„Ah!“ machte ich nach, indem mich ein Schüttelfrost überlief. Dieses merkwürdige chemische Product hatte wahrscheinlich einmal längere Zeit in der Nähe von Wein gelagert und dadurch etwas angezogen — im übrigen aber seinen Character als Vertilgungsmittel für größere Nagethiere treu bewahrt.

„Ja, solch ein Weinchen trinkt man nicht alle Tage — was, Barönchen?“

„Nein — Gott sei Dank!“ Es fuhr mir so heraus, ich konnte nichts dafür.

„Gott sei Dank?!“

„Ich meine, weil . . . weil man sonst zu sehr verwöhnt werden würde!“

„Ach — brillant! — hahaha!“ Und er schänkte mir wieder ein.

„Wie lange gedenken der Herr Baron noch in England zu bleiben?“ mischte sich Mistreß Mimi schüchtern in die Unterhaltung.

„Ich reise morgen wieder nach Hause."

„Morgen? Ach, was Sie sagen, Herr Baron! — Ich nämlich auch."

„Sie, gnädige Frau?" rief ich ganz verwundert „Und ohne Ihren Herrn Gemahl?"

„Ja, sehen Sie," fiel der große Karl Ferdinand ein, „so ein künstlerisches Zigeunerleben ist eben nicht Jedermanns Sache. Meine liebe Frau fühlt sich hier zu verlassen, besonders da es mit der Sprache nicht recht gehen will. Und dann nöthigt mich auch mein Beruf, meist von Hause abwesend zu sein — Sie können denken, wie sehr sie sich da nach Hinterpommern sehnt. Mein Weiberl, mein herzig's, ist nämlich aus Hinterpommern. Aus rauschenden Vergnügungen, Toiletten und dergleichen macht sie sich nichts, dazu ist sie zu einfach erzogen, die liebe Seele . . ."

„Ja und sehen Sie," fuhr das gute Geschöpfchen, schon fast schluchzend, fort, „hier ist alles so gräßlich theuer; man muß sich so einschränken und kann doch nichts zurücklegen. Da will ich lieber nach Hause zu meiner Mama nach Belgard, bis Ferdinand sich hier genug verdient hat und wieder nach Deutschland zurückkommen kann. — Wollen Sie auch über Hamburg reisen?"

„Ja, allerdings. Morgen Mittag um zwei mit der ‚Argo'."

„Mit der Argo? Ach, das ist reizend, da können wir ja zusammen fahren! Ich hatte mich schon so gegraust vor der Reise — und nun finde ich so hübsche Begleitung!" (Die kleine Frau war zu nett.)

„Aber, liebe Mimi," beschwichtigte der Gatte ihren

Freudenausbruch, „Du weißt ja nicht, ob der Herr Baron . . .“

„Mein liebster Herr Müller, fiel ich ihm ins Wort, „es wird mich außerordentlich glücklich machen, wenn Ihre Frau Gemahlin meine Begleitung annimmt. Ich bin mit tausend Freuden zu jedem Dienst bereit, wenn Sie mir das Vertrauen schenken wollen.“

„Welche Frage, bester Baron — so lange wie wir uns kennen!“ rief Karl Ferdinand und schüttelte mir die Hand über dem Tisch. „Sie würden mir allerdings einen großen Gefallen thun, wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollten, etwas für meine Frau zu sorgen. Sie glauben gar nicht, wie rührend unerfahren sie in allen praktischen Dingen ist, die reine Idealistin — wie die Hinterpommern alle; aber keine Idee, wie man mit Kutschern, Paktträgern und Kellnern fertig wird, Billette löst und dergleichen. Und dann diese bezaubernde Geographielosigkeit! Wenn Sie ihr sagen, daß der Limpopo bei Philippopel in den Mississippi fließt, glaubt sie es Ihnen.“

In diesem Ton redete er noch eine ganze Weile fort, während das liebe Frauchen ganz beschämt in ihren Schooß schaute. Der Gedanke, dieser wunderhübschen, blonden kleinen Dame als dienender Ritter beigesellt zu sein, sie zu beschirmen mit starkem Arm wider alle Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande, belohnt zu werden durch einen innigen Blick aus diesen Veilchenaugen, einen warmen Druck der weichen Kinderhand — dieser Gedanke ließ mein neunzehnjähriges Herz höher schlagen und schwellte meine männliche Brust mit edlem Stolze. In kühnem Rede-

fluß verschwor ich mich hoch und theuer, meinem Freunde Müller sein theuerstes Kleinod sicher übers grollende Weltmeer in die Arme seiner Schwiegermutter zu geleiten.

Er war sichtlich gerührt, umarmte mich und rief:

„Goldenes Barönchen, Sie wälzen mir einen Mühlstein vom Herzen!"

Nun war das Eis gebrochen, wir schwatzten unbefangen zusammen wie alte Bekannte, und selbst die fragwürdigen Genußmittel aus der Garküche um die Ecke vermochten die gute Laune nicht mehr zu stören. Uebrigens gelang es mir auch, mich an den leidlich gelungenen mutton chops beinahe satt zu essen.

Natürlich machte ich mir ein Gewissen daraus, meiner reizenden Reisegefährtin am letzten Tag ihres Hierseins den Gatten zu entführen, aber Karl Ferdinand wollte durchaus sein Versprechen halten und mich für einen vergnügten Abend unter seine Fittiche nehmen, gewissermaßen als vorweg gezahlten Dank für den gleichen Dienst, den ich für die nächsten Tage seiner Frau leisten sollte.

Es dämmerte bereits, als wir zwei uns auf den Weg machten. Mein Papa hatte mich als kleinen Jungen oft genug London sehen lassen, aber so gründlich als Karl Ferdinand Müller verstand er's freilich nicht. Ich sah London — bis alles Sichtbare in dem Nebel vor meinen Augen verschwand — doch dieser Nebel soll ja auch zum echten London gehören. Anfangs hatte mein Freund darauf bestanden, für mich zu zahlen; späterhin jedoch mußte er, obgleich widerwillig, meinem Drängen nachgeben und mich auch

einmal den Wirth spielen lassen. Er half meiner anfänglichen Befangenheit nach, indem er mir die Verantwortung für die richtige Auswahl der Speisen und Getränke freundlichst abnahm und, um mich nicht knickerig erscheinen zu lassen, keine Ausgaben scheute. Ich habe nicht die leiseste Erinnerung mehr daran, wie ich in jener Nacht in mein Bett gekommen sein mag. Als ich aber am andern Tage sehr spät und mit schwerem Haupte erwachte, bemerkte ich mit einiger Sorge, daß meine Börse nur eben noch das nöthige Reisegeld enthielt. Aus diesem Grunde mußte ich den Gedanken, Mistreß Mimi mit einem prachtvollen Reisebouquet bewaffnet abzuholen, sogleich fallen lassen.

Es war die allerhöchste Zeit, als ich mit dem Cab bei Müllers vorfuhr, und die guten Leute harrten meiner schon ungeduldig seit einer halben Stunde an der Hausthür. Diesem beneidenswerthen Karl Ferdinand war nicht das Geringste anzusehen — mich aber starrte die Halbwüchsige, welche ein großes Bündel auf dem Arme trug, wie ein Gespenst an, und auch meine schöne Schutzbefohlene konnte einen leisen Schreckensruf nicht unterdrücken, als ihr zuerst das graue Elend aus meinen Zügen entgegengrinste. Aber es war keine Zeit zu verlieren. So begrüßten wir uns nur ganz kurz, luden die ungemein zahlreichen Gepäckstücke auf und nahmen dann Abschied. Karl Ferdinand raunte mir noch zu:

„Du bist wohl so freundlich, lieber Baron“ — wir hatten also wahrscheinlich gestern Nacht Brüderschaft getrunken — „und legst vorläufig für meine Frau aus. Sie versteht gar nicht, mit Geld um-

zugehen. Aber schreibe ja Alles auf und lege ihr nachher Rechnung ab. Du weißt, schenken lassen wir uns nichts! Na, reise glücklich, alter Junge, und bringe mir mein Weiberl sicher heim. Dafür, daß Du Dich nicht allzu sehr in sie verliebst, bürgt mir Dein ehrliches Gesicht."

Na, wenn dies verquollene, grün und blau und weiß und gelbgrau marmorirte Antlitz mein ehrliches Gesicht sein sollte, dann war's mit der Bürgschaft schlecht bestellt.

Darauf umarmte und küßte Karl Ferdinand sein Schnuckerl recht herzlich, half ihr in den Wagen, und die Halbwüchsige reichte ihr das große, unklare Packet zu. Dann stolperte ich über einige heruntergefallene Schachteln nach — und fort ging's!

„Aber, gnädige Frau, kann ich Ihnen nicht das große Packet abnehmen?" fragte ich galant, trotz allem Leid und Jammer.

„Nein, danke wirklich sehr; ich kann ihn schon selbst halten," antwortete Mistreß Mimi und drückte das wollene Convulut zärtlich an sich.

„Ihn?"

„Ja, Herr Baron, da ist ja doch mein Kleiner drin."

„Ihr Kleiner? Sie haben einen Kleinen?"

„Ja, gewiß! Ferdinand heißt er, aber ich nenne ihn der Kürze halber Jumps. Ich erzählte Ihnen doch schon gestern . . ."

Ich hatte keine Ahnung davon, was gestern etwa Alles erzählt worden sein mochte. Meine Beziehungen zur Vergangenheit hatten überhaupt eine bedenkliche

Unterbrechung in meinem Bewußtsein erlitten. Jedenfalls war meine Ueberraschung über diese unvermuthete Vermehrung meiner Reisegesellschaft ungeheuchelt, denn ich hatte einige, wenn auch milde Erfahrungen über die anmuthigen Eigenschaften von Säuglingen zu erwerben Gelegenheit gehabt, indem nämlich meine gute Pensionsmutter, Frau Amalia Dammelbock, sich öfters zur Zeit der großen Ferien in neue Familienverhältnisse zu stürzen pflegte.

„Sehen Sie bloß, wie süß er schläft, der kleine Engel!“

Mit diesen Worten zupfte die junge Mutter die Verschalungen des Bündels am oberen Ende ein wenig auseinander, und als mich herabbeugte, um den schlafenden Engel gebührend zu bewundern, stieß der Wagen heftig gegen einen Stein — und meine Nase gegen diejenige des kleinen Ferdinand, genannt Fumps!

Das Unglück, das ich hierdurch angerichtet hatte, war fürchterlich. Dieser kleine Müller brüllte wie ein Löwe, wenn er gereizt wurde — und ich hatte ihn gereizt! Seine Mama blickte mich mit ihren Veilchenaugen so grimmig an, wie sie irgend vermochte, und ich saß zerknirscht und betrübt in meiner Ecke und duldete es achtlos, daß eine Schachtel, ein Körbchen, ein Köfferchen nach dem andern vom Rücksitz herunter purzelte und mir gegen die Schienbeine schlug. Der Wagen holperte und polterte, die Fensterscheiben rasselten, draußen toste der Lärm der Weltstadt, drinnen schmetterte das begabte Musikerkind seine Rachearie — und alle diese lieblichen Geräusche fanden in meinem Hirnkasten einen Resonanzboden, wie sie sich keinen

bessern wünschen konnten. Ich war überzeugt, daß ich diese Droschke nicht lebendig verlassen würde; ich schloß die Augen und steckte einen Zeigefinger in jedes Ohr. Es half nichts, um so grausamer rasaunte es mir im Kopf — ach! Und ich hatte es mir so schön gedacht, mit diesem lieblichen Blondinchen in allen Ehren davon zu gehen, mit ihr an die Brustwehr des stolzen Schiffes gelehnt die Sonne blutroth in den Ozean tauchen zu sehen und dann — einen raschen Griff in meine Brusttasche zu thun und ihr mit sanfter Gewalt meine lyrischen Gedichte vorzulesen. Weh, weh! Wer hat sie zerstört, die schöne Welt? Du, Ferdinand Müller junior, genannt Jumps — bei Kindermord sollten immer mildernde Umstände zugebilligt werden.

Endlich vermochten meine Nerven die unnatürliche Spannung nicht mehr zu ertragen. Ich überwand meine natürliche Schüchternheit und schrie so laut ich konnte, um die Stimme des Säuglings zu übertönen:

„Aber, liebste Frau Müller, so geben Sie ihm doch ums Himmels Willen zu trinken! Ich sehe nicht hin!“

„Ach nein — er bekömmt ja die Flasche,“ erwiderte meine Schöne, „die kann ich doch hier im Wagen nicht wärmen.“

„Geben Sie ihm doch irgend was,“ flehte ich weiter. „Auf der Reise wird er's wohl nicht so genau nehmen.“

„Na, warten Sie, ich will ihm ein Lutscherchen zurechtmachen, aber es ist ganz gegen meine Grundsätze.“ Unter anderen Verhältnissen hätte ich es entzückend gefunden, wie dies liebkindische Mütterchen

von ihren Grundsätzen sprach; nun aber, da sie mir das Baby zu halten gab, während sie ein Stück Zucker mit einem reinen Taschentuch bewickelte, um ein sogenanntes Lutscherchen herzustellen, nun, wie gesagt . . .

„Aber, Frau Müller, das Bündel ist ja ganz feucht!“ rief ich entsetzt; „das arme Kind muß ungewöhnlich stark transpirirt haben!“

„O, das schadet nichts — das ist immer so bei kleinen Kindern,“ sagte Mistreß Mimi gleichgiltig.

Gott sei Dank! Das Lutscherchen half vorderhand, und wir hatten Ruhe vor dem Organe des kleinen Ferdinand, bis wir nach fast zweistündiger Droschkenfahrt Blackwall, den Halteplatz des Dampfers erreichten. Beim Aussteigen beging ich den zweiten Unglücksstreich an diesem Schreckenstage, indem ich beim Abladen unserer dreizehn Gepäckstücke einen Korb so schräg hielt, daß sein Inhalt auf das Pflaster fiel und — die große Milchflasche zerbrach!

„O, was haben Sie gethan!“ rief Frau Müller, während ihre Blicke mit Entsetzen dem Laufe des weißen Stromes folgten, der sich zwischen den Pflastersteinen hindurch der Themse zuschlängelte. „Nun wird mein armes Kleines gewiß verhungern, denn auf dem Schiffe giebt es gewiß keine Milch!“ Damit brach sie in Thränen aus.

„Beruhigen Sie sich doch, gnädige Frau,“ tröstete ich, „es pflegen sehr häufig Kühe an Bord zu sein — nein, ich glaube es sind immer Kühe an Bord! Kommen Sie nur schnell, das Schiff wird gleich abgehen.“

Wir beeilten uns, an Bord zu kommen, und es war in der That die höchste Zeit gewesen, denn in längstens zehn Minuten, sagte uns ein Matrose, sollte der Dampfer starten.

„Sehen Sie nur, bitte, schnell nach, ob Kühe da sind," drängte Mistreß Mimi, als ich eben mit meinem Köfferchen die Kajütentreppe hinabsteigen wollte. Ich warf das Gepäckstück von mir und stürzte nach dem Zwischendeck, wo gewöhnlich das Vieh auf den Postdampfern untergebracht ist. Ein mehrstimmiges, tiefes Brummen tönte mir entgegen. Dem Himmel sei Dank, sechs wundervolle Kühe, shorthorns bester Rasse — aber nein — o Gott, ich täuschte mich nicht! — es waren Ochsen, lauter Ochsen, sechs Ochsen!

Ich wagte nicht, meiner armen Gefährtin die niederschmetternde Kunde zu überbringen. Ich eilte in großen Sätzen zur Landungsbrücke und rannte dabei fast einen Herrn in goldbetreßter Mütze um, offenbar den Kapitän. Er stieß einen halblauten Fluch zwischen den Zähnen hervor, aber ich ließ mich nicht einschüchtern, sondern redete ihn mit flehender Geberde an:

„Ach, Herr Kapitän, Sie müssen das Schiff noch einige Augenblicke halten lassen — ich bin im Moment wieder zurück!" Und fort war ich auch schon.

Ja, wo nun aber hier am Stand in dieser Eile Milch herbekommen? Drei elende kleine Läden nur befanden sich dem Landungsplatze gegenüber: ein Trödelgeschäft, vor dessen Thür ein mißvergnügtes altes Beinkleid aushing, eine Boutique für Kautabak, Teerpinsel und Schiffstaue und ein „still house", das heißt eine Destillation. War es die rasche Ideenver-

bindung zwischen „stillen" und Milch oder die reine Verzweiflung, ich weiß nicht — jedenfalls stürmte ich in diesen letzteren Laden hinein und rief dem Manne am Schenktisch athemlos zu:

„Milk, for goodness' sake, give me some milk and mind to be quik about it!" — (Milch, um Gottes willen, geben Sie mir etwas Milch und ja schnell!)

Der Mensch starrte mich mit weit offenem Munde an, als traue er seinen Ohren nicht — offenbar hielt er mich für geistig gestört. Und als ich mein Verlangen noch dringender wiederholte, zeigte er mir zwei Reihen priemgeschwärzter Zähne und lachte nachdrücklich und gelassen. Dann aber öffnete er die Glasthür zum Nebenzimmer und rief hinein:

„Come along, Susan, 'eere is a young gen'leman, as would like a dram o'milk!" — (Komm rein, Suschen, hier ist ein junger Herr, der gern einen Schuß Milch möchte!)

Und nun schoß eine hagere Weibsperson, so schnell und so eckig wie ein Blitz, zur Thür herein, maß mich von oben bis unten mit einem giftigen Blicke und äußerte in sehr hoher Stimmlage ihre Meinung dahin, daß ich zweifelsohne so ein niederträchtiger „abstainer" so ein verd . . . Temperenzler sei, der ehrliche Christenmenschen verhöhnen und in ihrem redlichen Erwerbe beeinträchtigen wolle. Der biedere Gatte spuckte sich während dieser kurzen Standrede in die Hände und gab seine unzweifelhafte Absicht zu erkennen, mich nunmehr aus seinem Lokal hinaus und die Steinstufen hinunter zu boxen. Trotz alledem wagte ich noch

einen Sturmlauf auf das weibliche Mitgefühl Suschens und schilderte ihr mit fliegenden Worten den traurigen Sachverhalt. Und wahrhaftig, ihr schlug ein warmes Menschenherz unter dem Knochenpanzer ihres Busens. Suschen sprang mit einem großen Satze über die Schwelle und kehrte nach wenigen, langen Sekunden mit einem Milchtopfe zurück.

Ja, mein Himmel, nun hatte ich keine Flasche mit, und eben ertönte draußen das Nebelhorn der Argo, das Signal zur Abfahrt gebend. Da langte Mistreß Susan die erste beste leere Ginflasche vom Bar, goß die Milch hinein, und ich warf einen Schilling auf den Tisch, ergriff die rettende Flasche und stürzte nach der Landungsbrücke, welche soeben zurückgezogen wurde.

„Halt, halt!“ schrie ich aus Leibeskräften, aber die Argo setzte sich langsam in Bewegung. Ich blieb taub gegen alle Warnungsrufe — und da! — ein kühner Satz — ich war an Bord, und Ferdinand Müllers des Jüngeren kostbares Leben war gerettet!

Der Herr Kapitän hatte von der Kommandobrücke aus mein Turnerstückchen mit angesehen. Was mußte er von einem Menschen denken, welcher fast im Augenblick der Abfahrt noch einmal das Schiff verließ, um eine große Flasche Schnaps zu holen! Er hatte zum Glück für mich dort oben zu thun, sonst wäre es sicher nicht bei jenem einen verachtungsvollen Blicke geblieben.

Meine blonde Schutzbefohlene fand ich noch auf dem Flecke, wo ich sie vorhin gelassen hatte, als ich ging, die Ochsen zu inspiciren. Sie hockte, ein reizen=

des Häuflein Unglück, auf meinem Koffer, umgeben von den dreizehn anderen Gepäckstücken, und versuchte vergebens den erwachten Löwen durch Wiegen und Summen zu beruhigen. Sie weinte vor Rührung über meinen Bericht, wie ich nach dieser köstlichen Milch wie toll von Pontio zu Pilato, das heißt von den Ochsen zur Susanne gelaufen war, und sie dankte mir mit einem Blicke, einem so unendlich blauen, feuchten Blicke, daß ich schier meiner Leiden und Aengste vergaß und das beste von der nächsten Zukunft zu hoffen begann.

„Es hat Sie doch sehr angegriffen, lieber Herr Baron," sagte sie, „Sie sehen recht elend aus!"

„O, es hat nichts zu sagen. Die frische Seeluft wird mir schon gut thun."

Sie hatte das stimmbegabte Bündel auf ihren Schooß gelegt und streckte die Hand nach der Milchflasche aus, welche ich ihr mit einer gewissen Inbrunst hinreichte.

„Wie gut Sie sind," sagte sie mit ihrer süßen, schmelzenden Stimme. „Ich danke Ihnen wirklich tausend Mal. Die Milch wird doch frisch sein? — Aber nein, pfui! Was ist denn das? Das riecht ja ganz abscheulich nach — Branntwein!" — Dies sagte sie mit etwas weniger schmelzender Stimme.

„Allerdings, meine Gnädigste," stotterte ich. „Es mag wohl einmal so etwas in der Flasche gewesen sein, denn es ist eine Ginflasche . . . aber, wissen Sie, Gin ist so gut für den Magen, besonders bei einer Seereise! Ich bin überzeugt, es wird dem Kleinen

nur gut thun, wenn die Milch noch etwas danach schmecken sollte!“

Der kleine Ferdinand, genannt Jumps, hatte nun auch die seltsame Flasche ins Auge gefaßt und deutete durch äußerst lebhaftes Strampeln und Ampeln an, daß er höchst begierig sei, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Unter freundlicher Beihülfe des Stewards gelang es mir, Mistreß Mimi sammt Master Müller und den dreizehn Gepäckstücken in die Damenkajüte hinunterzubringen. Vor der Thür dieses Heiligthums endete nun vorläufig meine Verpflichtung zu Ritterdiensten — und ich muß gestehen, ich beklagte diesen Umstand nicht allzu sehr. Matt und zerschlagen an allen Gliedern, wie ich mich fühlte, taumelte ich meiner Koje zu, erkletterte das obere Bett an der Seeseite, welches mir der Steward anwies, und war bald in einen todtenähnlichen Schlaf versunken.

Mich quälte ein fürchterlicher Traum. Des Zusammenhanges weiß ich mich nicht mehr zu entsinnen, aber die sechs Ochsen, Ferdinand Müller, genannt Jumps, und Mistreß Susan, die still-house-Wirthin spielten eine wichtige Rolle darin, und zum Schluß legte der grimmige Capitän mein Haupt auf einen Block, und ein riesiger Hammer, der einer Ginflasche täuschend ähnlich sah, fuhr im Takt und mit entsetzlichem Getöse auf meinen unglücklichen Hirnschädel herab. Darüber erwachte ich — und ach, das wuchtige, taktmäßige Rumpeln, Dröhnen und Pochen war keine Einbildung gewesen, und mein armer Kopf schmerzte mich dermaßen, daß ich wohl glauben konnte, er sei noch der Amboß für diese grausamen Hammerschläge.

Ich wollte schreien, aber ich brachte es nur zu einem dumpfen Gestöhn. Es war mir zu Muthe, als ob Jemand in meinem Magen säße, seinen Arm durch meine Luftröhre emporreckte und mir von innen den Hals zudrückte. Ich versuchte, die Augen aufzureißen, aber da war wieder Jemand, der mir auf jedes Augenlid einen Daumen drückte. Nun schlug ich mit Armen und Beinen wüthend um mich, und da — krack, klirr! — es mußte etwas Gläsernes gewesen sein — und zugleich ermunterte mich ein stechender Schmerz im rechten Ellenbogen. Als ich nun erschrocken in die Höhe fuhr, stieß ich zunächst recht empfindlich mit dem Kopf an die Decke der Kabine, welche kaum einen halben Meter vom Kissen entfernt war, und das erste, was meine Augen gewahrten, war ein grauer, intimer Bekleidungsgegenstand, welcher eben endgiltig durch die offene Luke, welche etwa in gleicher Höhe wie meine Matratze angebracht war, verschwand, um vom unersättlichen Ocean verschlungen zu werden. Sodann untersuchte ich meinen Ellenbogen, einige Tropfen Blutes sickerten daraus hervor — und nun erkannte ich auch, was ich angerichtet hatte. Rechts war ich mit dem Arm in den an der Schiffswand befestigten Spiegel gefahren und links hatte meine ausschweifende Hand Glocke und Cylinder von der Hängelampe herabgeschlagen.

Ich hatte mir die Sachlage noch kaum genügend klar gemacht, als schon der Steward erschien, um die Todten vom Schlachtfeld zu entfernen, denn sein geübtes Ohr hatte jedenfalls die Bedeutung jenes klirrenden Geräusches sofort richtig erfaßt.

Einen einzigen, beleidigend geringschätzigen Blick verschwendete er an mich; dann fegte er die Scherben zusammen und sagte nur:

„Fits, sir?“ (Krämpfe, Herr?)

„Ach, entschuldigen Sie nur — es geschah in der Zerstreuung!“

„O, uenn Sie sich uollen ßerstreuen, Sie können haben billiger. Dieses Szerstreuung kostet four shillings six pence.“

Mit Schrecken gedachte ich meiner durch die Großmuth meines Freundes Karl Ferdinand so erleichterten Kasse.

Während der Mann die Glassplitter von meinem Kopfkissen entfernte, fragte ich ihn, was es an der Zeit sei.

„Ongefähr luncheon time,“ erwiderte er.

„Was?“ rief ich, höchlichst erstaunt, „wir sind doch um zwei Mittags abgefahren!“

„Yes sir, und jetzt uir haben den andern Tag, elf o'clock in the morning. Sie haben geslaffen die ganze einundsuanzig Stunden.“

„Einundzwanzig Stunden! Aber ich legte mich doch nur mit den Kleidern auf's Bett!“

„Quite right, sir! Als ich bin gekommen ßu machen Licht, habe ich Sie geueckt und geholfen aus die Kleider. Und das deutsche gentleman, uelches slafft unter Sie, hat gesagt, daß Sie sich haben gekauft eine große Affe, ueil er hat gesehen, wie Sie sein gejumped mit eine so große gin-bottle an Bord.“

Ich griff mir an die Stirn und suchte mich zu

erinnern: „Einen Affen — ich? Aber das war doch vorgestern," flüsterte ich vor mich hin.

Der Steward war bereits in der Thür, als er sich nochmals umwendete und sprach:

„I beg your pardon, sir — seien Sie nicht das junge gentleman, uelches ist gekommen mit that little fair lady and a screaching baby?" (mit der kleinen blonden Dame und dem schreienden Säugling?)

Ich bejahte matt.

„Ach, dann sollten Sie gehen und Ihre arme kleine Frau und die poor little baby sehen, uelche ßein ßehr krank." Damit ging er hinaus.

Meine Frau, mein armes kleines Baby? Und krank waren sie? Mein Gott, ich auch! Kränker als ich konnten sie nicht wohl sein! Alle Heringe, welche in diesem Augenblick gleichzeitig mit mir im Weltmeer plätscherten, wären machtlos gewesen gegenüber dem ungeheuren Elend, das mich erfüllte. Trotzdem aber beschloß ich, auf Deck zu gehen, in der Hoffnung, daß mir in der frischen Luft besser werden würde. Das Ankleiden gelang mir erst nach längerem Bemühen, denn bei dem starken Schwanken des Schiffes taumelte ich fortwährend von einer Bettwand gegen die andere. Endlich aber steckte ich doch glücklich in den Kleidern und tappte nach dem Speisesaal, um mich ein wenig zu stärken, denn ich hatte seit vierundzwanzig Stunden so gut wie nichts genossen. O, was für appetitliche Dinge da zum luncheon aufgestellt waren! Aber sonderbar, sobald ich etwas gewählt hatte und zu essen versuchte, widerstand es mir dermaßen, als sollte ich genöthigt werden, einen wollenen Strumpf zu ver-

schlucken. Um so besser mundete mir der feurige Portwein.

Ich wollte eben das dritte Gläschen hinunterstürzen, als ein älterer Herr, der mich schon bei meinem Eintritte eigenthümlich scharf angesehen hatte, mir ganz unvermuthet in den Arm fiel und mich in einem Ton, wie vielleicht ein Polizeimensch zu einem Delinquenten sprechen mag, also anredete:

„Junger Mensch, Sie geben sich dem Genusse von Spirituosen in einer Weise hin, welche bei Ihrer Jugend Ihnen sehr gefährlich werden kann. Ich habe Sie schon gestern beobachtet, und ich muß Ihnen sagen, junger Mensch, ich war eben so entsetzt wie empört über den Anblick. Ich genieße nämlich den zweifelhaften Vorzug, unter Ihnen in derselben Koje zu schlafen, junger Mensch.“

Das war mir denn doch zu arg, und den Respekt vor seinem grauen Bart, sowie meine grünen Jahre außer Acht lassend, rief ich:

„Herr, was bilden Sie sich ein? Ich bin nicht Ihr junger Mensch!“

„Was ich mir einbilde?“ versetzte mein grober Landsmann, „ich bilde mir ein, eine gewisse Menschenkenntniß zu besitzen, junger Mensch — und Sie dürften vielleicht noch in die Lage kommen, meinen Scharfblick wider Willen zu bewundern. Vorläufig meine ich's noch gut mit Ihnen und rathe Ihnen, bei Zeiten umzukehren — wissen Sie, was delirium tremens heißt?“

„Delirium tremens?!“ Ich starrte dem Herrn wie versteinert in das grimmige Gesicht.

„Ja, junger Mensch! Sie bekommen es sicher noch einmal, wenn Sie es nicht schon haben! Und jetzt lassen Sie mir hier den Portwein in Ruhe und bemühen Sie sich an Deck — das wird Ihnen vielleicht gut thun. Andernfalls müßte ich Ihnen die Treppe hinaufhelfen.“

Ich floh von hinnen, als ob der böse Feind hinter mir hersetzte. Womit hatte ich unseliger, harmloser Maulesel alle diese bitteren Kränkungen verdient? Gestern sollte ich eine Treppe hinuntergeboxt werden, weil man mich für einen Temperenzler hielt, und heute sollte ich eine Treppe hinaufgeworfen werden, als des hochgradigsten Alkoholismus verdächtig! Ward je einem Unschuldigen ärger von einem widrigen Schicksal mitgespielt?!

Kaum hatte ich meinen Fuß an Deck gesetzt, als ich schon das Gleichgewicht verlor und in einem Schuß gegen die Brustwehr taumelte. O, wie herrlich — das weite Meer, die grünen, schaumbedeckten Wogen, Delphine, die wohlig in dem lauen Wasser plätscherten und unsere „Argo“ mit klugen Augen neugierig anglotzten, und dazu dieses unablässige, weiche, wiegende Aufundab, das die Sinne so eigen gefangen nimmt! Eine heftige Sehnsucht befiel mich, eine kindliche Sehnsucht nach — dem klassischen Alterthum, dem ich vor wenigen Wochen erst Valet gesagt; ich fühlte mich ganz als alter Grieche und brachte dem Poseidon fromme Opfer dar!

Immerhin aber war dieser Kultus mit gewissen Anstrengungen verbunden, welchen sich meine durch so langes Fasten geschwächte Natur nicht gewachsen fühlte.

Namenlos elend stolperte ich wieder die Treppe hinunter und schleppte mich bis zu meiner Kabine. Der Steward mußte mir wieder zu Bett helfen.

Ich lag noch nicht allzu lange in halber Betäubung so da, als — zu meinem größten Schrecken — der Unhold, welcher mir das delirium tremens prophezeit hatte, mit raschen Schritten hereintrat, seine mächtige Faust drohend gegen mich schüttelte und sagte oder besser knirschte:

„Elender, Ihr Maß ist voll! Das hätte ich Ihnen denn doch noch nicht zugetraut! Nicht genug, daß Sie sich selbst mit Leib und Seele dem Schnapsteufel verschrieben haben, versuchen Sie auch noch, Ihr unschuldiges Kind zu vergiften!“

„Was, mein Kind?“ lallte ich.

„Ja, Ihr armes, unglückliches Kind, dem Sie Alkohol in seine Milch geschüttet haben — leugnen Sie nicht, die Damen haben es alle gerochen, der Schiffsarzt hat es gerochen, ich habe es auch gerochen! Mit Ihnen bin ich fertig — Doppelmörder!“ Damit schlug er die Thür zu.

Doppelmörder! Das fehlte nur noch! In dumpfer Verzweiflung ergab ich mich in mein Schicksal und versuchte zu schlafen. Aber ich sollte nicht lange Ruhe finden, denn nach kaum einer halben Stunde erschien der Steward wieder, um mir zu melden, daß mein armes, unglückliches Baby durch sein jämmerliches Geschrei die ganze Damenkajüte zur Verzweiflung bringe, daß die Mutter, meine arme, unglückliche Frau, schon halb todt vor Aufregung und Uebelkeit sei und dringend nach mir verlange.

Nach mir! Ich lag ja selbst so hilflos da wie ein neugeborenes Kind.

„Scheeren Sie sich zum Kuckuck!" fuhr ich in meiner ohnmächtigen Wuth den Boten an. Auch er schlug die Thür sehr heftig hinter sich zu.

Wenn ich glaubte, daß es nun ausgestanden wäre und ich im Schlummer Vergessen meiner Leiden finden würde, so hatte ich die Rechnung ohne den Wirth oder vielmehr ohne den Capitän gemacht, denn nach Verlauf einer weiteren halben Stunde erschien dieser Großgewaltige in eigener Person in meiner Koje und herrschte mich an:

„Herr Meyer, oder wie Sie sonst heißen, werden Sie nun Ihrer Pflichten als Gatte und Vater eingedenk sein oder nicht? Ich komme selbst, um Ihnen zu sagen, daß Ihr armes, unschuldiges Kind wahrscheinlich nicht lebendig den Hafen erreichen wird, und daß Ihre arme, unglückliche Frau nahe daran ist, vor Jammer ihren Geist aufzugeben!"

„Ich auch!" stöhnte ich laut auf, indem ich mich unter meiner Steppdecke krümmte wie ein getretener Wurm.

„Wie? Sie wollen also Ihr armes, unschuldiges Kind . . ."

„Lassen Sie mich mit dem armen, unschuldigen Kind ungeschoren!" fuhr ich den Kapitän an. „Geht mich gar nichts an, das arme, unschul . . ." Da fiel mir die eherne Nothwendigkeit ins Wort.

Und der Kapitän wurde zinnoberroth über das ganze Gesicht vor Entrüstung und wandte sich

schaudernd von mir ab mit dem Ausruf: „Rabenvater! Pflichtvergessener Unmensch!“

Kaum fünf Minuten später schreckte mich lautes, sich näherndes Stimmengewirr aus meiner Betäubung empor. Der Steward riß die Thür auf und rief mir athemlos zu: „For goodness' sake — bolt the door, sir — they are a comin' to lynch you!“ (Riegeln Sie zu, Herr, um Gottes willen! Sie kommen, sie wollen Sie lynchen!)

Hei, wie konnte ich da vom Bette springen! Und der rettende Riegel war kaum vorgeschoben, als auch schon mit Fäusten gegen die Thür gepoltert wurde. Ich aber verkroch mich zitternd in das nächste beste Bett — ich glaube, es war das des grauen Propheten — und zog die Decke über die Ohren. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Als ich erwachte, war es stockfinstere Nacht. Die Luft in der engen Kabine erstickend heiß und dumpfig. Ich mußte hinaus, koste es, was es wolle! Die Schrecknisse des Tages hatten mich mit einer wahren Todesverachtung ausgerüstet. Wenn die Unholde mir wirklich noch auflauerten und ihre Drohung, mich zu lynchen, ausführen sollten, so mußten sie nach geschehener Mordthat sicherlich meinen Leichnam dem Meere übergeben, und dieser Gedanke hatte für mich gar nichts so besonders Schreckhaftes mehr, im Gegentheil — es leckerte mich nach etwas Salzigem.

Ich öffnete geräuschlos meine Thür und schlich mich, ohne von Jemand bemerkt zu werden, glücklich durch den Salon und die Treppe hinauf. Der erste Mensch, dem ich an Deck begegnete, war mein

Lebensretter, der Steward. Ich drückte ihm meinen Dank durch ein sehr anständiges Trinkgeld aus und bat ihn, mir eine kräftige Nachtmahlzeit zu besorgen, denn da die Ausgaben meines Magens dessen Einnahmen in den letzten vierundzwanzig Stunden um ein Erkleckliches überschritten hatten, so machte sich das Defizit durch eine äußerst flaue Stimmung bemerkbar. Der gute Mann trieb denn auch, obwohl die Küche bereits geschlossen war, noch ein kaltes Hammelbein für mich auf, an welchem noch ganz ansehnliche Fleischreste hafteten. Da ich auf dem Vorderdeck keine nachtwandelnden Passagiere gewahrte, so zog ich mich dankbar und bescheiden dorthin zurück, setzte mich mit dem Rücken gegen den Fockmast, nagte an meinem Trostknochen und bewunderte den herrlichen Sternenhimmel. Der lange Schlaf hatte mir doch wohlgethan, und die frische, salzige Nachtluft besorgte das übrige. Ich träumte mit offenen Augen die angenehmsten Dinge und hätte beinahe ein wenig gedichtet, wenn nicht der Gedanke an meine blonde Schutzbefohlene und das Kind Fumps den Schwung meiner Phantasie einigermaßen gelähmt hätte. O, wie so ganz, ganz anders hatte ich mir diese Meerfahrt vorgestellt, so gewissermaßen als eine Generalprobe für eine wirkliche Entführung. — Und nun!? Aber ich unschuldsvoller Jüngling, der ich war, ahnte ja nicht, daß mir noch weit Aergeres bevorstand, als dieser Tag mir schon gebracht hatte. Sonst hätte ich mich vielleicht mit meinem elegantesten Kopfsprung ins Meer gestürzt und mich auf diese Art voreilig der sicheren Unsterblichkeit entzogen!

Ich mochte etwa zwei Stunden mich so meines wiedererwachten Kraftgefühles erfreut haben, als die Feuerschiffe in Sicht kamen. Gleich darauf nahmen wir den Lotsen auf und steuerten in die Elbe hinein. Je mehr wir uns dem Ziele unserer Fahrt näherten, mit um so bangerer Sorge gedachte ich meiner Ritterpflichten als Beschützer der Strohwitwe und Waise. Sollte das stimmbegabte Knäblein wirklich an Alkoholvergiftung zu Grund gegangen sein? Sollte die wundernette Geigersfrau wirklich ihren Geist aufgegeben haben? Das wäre doch zu schade gewesen — das heißt, nicht um den Geist, sondern nur um die Frau! Das Herz schlug mir denn doch etlichermaßen unsanft gegen die Rippen bei dem Gedanken, daß ich vielleicht als Doppelmörder den Boden meines Vaterlandes wieder betreten sollte, ich, der ich als stillvergnügter Maulesel in die Fremde gezogen war!

Schon glänzten rechts und links am Ufer einige Lichter auf, in einer Stunde waren wir vielleicht bereits im Hafen. Ich mußte vorher Gewißheit zu erlangen suchen über das Schicksal meiner Schutzbefohlenen. Ich schwankte nach dem Achterdeck. Die Lage der Damenkajüte war mir bekannt. Dort unter jener Lichtluke, aus welcher der Ventilationsschornstein hervorragte, mußte sie sich befinden. Ich schlich vorsichtig wie ein Dieb dahin, hockte mich nieder und näherte mein Ohr dem Luftrohr. Und da vernahm ich, — o Wonne! — trotzdem die Elbe mächtig unsern Kiel umrauschte, die Schraubenwelle im Schiffsbauch polterte, die Maschine dröhnte und der Rauchschlot

puffte — ich vernahm mit zweifelloser Deutlichkeit die kräftige Stimme des jungen Ferdinand Müller, genannt Jumps, und ich meinte sogar unter verschiedenen tröstenden Frauenstimmen ein hinterpommersches Sprachorgan herauszuhören, welches etwas mit der Zunge anstieß. Dem Himmel sei Dank! Trotz Ginbottle und Seekrankheit lebten Mutter und Kind, ich war kein Doppelmörder!

Es war, glaube ich, um drei Uhr früh, als wir in Hamburg landeten. Vor dem Gelynchtwerden hatte ich nun keine Furcht mehr, denn die Passagiere waren zu sehr mit ihrem Gepäck beschäftigt, auch wohl zu schlaftrunken, um sich jetzt noch so ernstlich mit meiner Wenigkeit zu beschäftigen. Ich blieb auch in der That gänzlich unbehelligt und erreichte sammt meiner schönen Gefährtin, ihrem glücklicherweise schlafenden Engel und den dreizehn Gepäckstücken wohlbehalten das feste Land, sowie eine Nachtdroschke, welche uns nach dem ersten besten Hotel fahren sollte.

Ich erkundigte mich natürlich sofort mit herzlichster Theilnahme nach dem werthen Befinden von Missis Mimi.

„O, so schlimm, so schlimm!“ lispelte sie. „Ich dachte, ich müßte sterben.“

„Ich auch!“ seufzte ich.

„Ach, mein armer, süßer Karl!“ koste sie matt. Das gute Weibchen hielt mich offenbar für ihren Mann! „Nicht wahr, wir gehen nie mehr zur See!“

Ich sagte nichts, und nun sank das blonde Haupt müde an meine Schulter, und das gefährliche Bündel ruhte halb auf meinem Schooß, halb auf dem ihren.

Ich fand dies sehr nett, saß stocksteif und rührte mich nicht, obwohl die Straußenfeder an Mimis Hut mir in einer unerhört nervenaufreizenden Weise um Wange und Nase herumkitzelte. Ich muß gestehen, daß ich in Folge dessen nicht übermäßig betrübt war, als unsere Droschke hielt und ich die holde Schlummernde zu wecken genöthigt war.

Der Kutscher schien meine Weisung, nach dem ersten besten Hotel zu fahren, wörtlich genommen zu haben, denn ich bemerkte sofort, daß wir uns am Alsterbassin befanden und zwar vor einem gewaltigen Prachtbau. Nachdem ich den Kutscher bezahlt hatte, verblieben gerade noch zwölf gute Groschen und einige englische Pence in meiner Börse! Aber es konnte ja den Hals nicht kosten, da wir hier ja nur ein paar Stunden zu schlafen und am selben Vormittag noch mit der Eisenbahn weiter zu fahren gedachten. Es dauerte recht lange, bis endlich ein verschlafener Hausknecht uns die Thür öffnete und uns sammt unseren dreizehn Collis einließ. Auf meine Frage, ob wir zwei Zimmer mit je einem Bett haben könnten, antwortete er nur durch ein Kopfnicken, nahm einen Schlüssel vom schwarzen Brett und stieg dann uns voran drei Treppen hinauf, wobei er das Licht so greulich schief hielt, daß es immer auf den guten Teppichläufer tropfte. Dann ging es einen unendlich langen Korridor hinunter an zahllosen Stiefelpaaren vorbei, bis der Mensch schließlich eine Thür öffnete. Er ging hinein, entzündete die unvermeidlichen beiden „Bougies“ und war dann mit einem halb gelallten: „Bitt' schön, wünsch' gute Nacht!“ verschwunden, ohne daß wir noch so recht wußten, woran wir waren.

„Das ist ja sehr hübsch hier," meinte Frau Müller, aus müden Augen einen flüchtigen Blick ringsum werfend. Dann legte sie das Babybündel sorgsam auf eins der beiden Betten.

„Ach ja, wirklich sehr hübsch," stimmte ich etwas beklommen bei, indem ich ihr beim Ablegen ihres Regenmantels half. „Mein Zimmer befindet sich wahrscheinlich hier nebenan," setzte ich nach einer kleinen Pause rasch hinzu und eilte nach einer Seitenthür, welche allerdings die angedeutete Vermuthung zuließ.

Ich drückte vorsichtig auf die Klinke: die Thür war verschlossen — und vor jener der gegenüberliegenden Wand stand der Marmorwaschtisch!

„Ach, gnädige Frau," stotterte ich in größter Verlegenheit, „der Esel von Hausknecht hat mich mißverstanden. Er hielt uns gewiß für verheirathet. Aber ich will gleich noch einmal hinunter und sehen, ob ich ihn nicht noch erwische."

Ich wollte eben hinauseilen, als die kleine Frau mich mit einigen raschen Sprüngen überholte, mit beiden Händen am Arm erfaßte und mich anflehte:

„Ach Gott, ach Gott, Herr Baron wollen mich doch nicht allein lassen!? Ich komme ja um vor Angst!"

„Ja, verehrte gnädige Frau, ich meine nur, weil — weil wir doch sozusagen — im Grunde eigentlich — wenn man's so nimmt, doch gar nicht verheirathet sind, so meinte ich bloß . . ."

„Ach, da hat ja hier Niemand nach zu fragen!" fiel sie eifrig ein. „Ich graule mich wirklich zu Tode; denken Sie nur, ich habe ja in meinem ganzen Leben noch nicht allein im Zimmer geschlafen, und wenn Sie

nur nichts Böses von mir denken . . . ach, bitte, bitte, bleiben Sie nur bei mir — bei mir und dem armen kleinen Jumping."

Sie bat so reizend, es war so unwiderstehlich, und ich wurde ganz gerührt. Nein, ich dachte gewiß nichts Böses von ihr, und mein eigenes Herz war so veilchenblau wie Missis Mimis sanfte Augen.

„Wenn Sie nur so gut sein wollen und so lange 'rausgehen, bis ich huste," sagte sie und drückte mir dankbar die Hand.

Ich verfügte mich gehorsam auf den finstern Korridor hinaus und wartete. Fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde — ach, wie entsetzlich langsam die Zeit dahin schlich! Ich traute mich ja nicht einmal auf und ab zu gehen, weil ich dann wahrscheinlich das verabredete Zeichen überhört hätte. Ueberdies hustete und schnarchte es aus mehreren anderen Zimmern so laut, daß mir trotz aller Aufmerksamkeit sehr wohl das Signal entgehen konnte. Ich legte daher zu wiederholten Malen mein Ohr an die Thür, vermochte aber nicht das geringste Geräusch wahrzunehmen. Da faßte ich mir endlich ein Herz und pochte leise an — keine Antwort! Nochmals — keine Antwort!

„Sie ist gewiß eingeschlafen und hat zu husten vergessen," dachte ich mir und wagte endlich die Thür ganz leise zu öffnen. Die hübsche kleine Frau lag wirklich schon im Bett, aber sie war noch wach und winkte mich eifrig herein.

„Warum kamen Sie nicht?" flüsterte sie, als ich

ihrem Wunsche nachgekommen war. „Ich liege ja mindestens schon eine Viertelstunde."

„Ja, haben Sie denn gehustet?"

„Nein, ich konnte doch nicht husten, sonst wäre mir ja der Fumps aufgewacht. Sehen Sie bloß, wie süß er schläft!"

Es war wirklich ein ganz wunderlieblicher Anblick, dies große, kahle Kinderköpfchen neben dem blonden Engelshaupt der jungen Mutter so in das frische weiße Linnen gebettet zu sehen. Aber da ich durch meine eifrige Bewunderung des schlafenden Fumpses schon einmal großes Unglück angerichtet hatte, so murmelte ich nur etwas Unklares in meine zwölf Barthaare und zog mich mit einer gewissen Hast zurück.

„Ich bitte schön," hörte ich Missis Mimi mir nachflüstern, „poltern Sie nur nicht mit dem Stiefelknecht und setzen Sie, bitte, meine Stiefeln auch hinaus."

Ich entledigte mich meines Schuhwerks mit fast absoluter Geräuschlosigkeit und trug dasselbe dann sammt demjenigen meiner holden Gefährtin vor die Thür.

„Haben Sie auch die Thür innen zugeriegelt?" lispelte wieder die leise Stimme vom Bette her.

„Ja wohl!" gab ich ebenso leise zurück.

„Bitte, schließen Sie doch noch zweimal 'rum."

Es war mir zwar unverständlich, was das Verschließen neben dem Verriegeln noch für einen Zweck haben sollte, aber ich that gehorsam, wie man mich geheißen.

„Sie haben ja wieder zurückgedreht — ich hab's ganz wohl gehört."

„Nein, wirklich nicht. Ich habe zweimal 'rumgeschlossen."

„Wahrhaftig?"

„Wahrhaftig!"

„Sind die anderen Thüren auch fest zu?"

„Ganz fest."

„Die hinter dem Waschtisch auch?"

„Ja, die auch."

„Ach, bitte, gucken Sie doch noch 'mal unter die Betten, mir ist so ängstlich!"

„Was soll denn unter den Betten sein?"

„Es könnte doch Jemand darunter stecken. Ich habe immer so furchtbare Angst, daß Jemand unter den Betten stecken könnte!"

Mit einem heimlichen Seufzer über so viel Thorheit bei so viel Reiz und Unschuld leuchtete ich unter mein Bett.

„Hier liegt Niemand unter!" beruhigte ich die ängstlich Aufblickende.

„Bei mir auch nicht?"

„Ich warf mich auch vor ihrem Bett auf die Knie: „Hier steckt auch Keiner unter!"

„Wirklich nicht?"

„Wirklich nicht!"

„Ich danke Ihnen, Herr Baron! Mein Mann muß auch immer unter die Betten gucken, sonst kann ich kein Auge zuthun."

„Darf ich jetzt das Licht auslöschen?"

„Ja, wenn Sie's nicht mehr nöthig haben. Gute Nacht!"

Sie streckte mir die kleine, warme Hand entgegen,

die ich mit erheblich abgekühlter Inbrunst an meine Lippen drückte.

Ich hatte zwar die längste Zeit der Ueberfahrt im Schlafe verbracht und die Bezüge waren feuchtkalt wie in allen Gasthäusern der Welt, aber trotzdem war ich sehr bald fest eingeschlafen. Das Aufundnieder der Schiffsbewegung steckte mir noch in den Gliedern und wurde zu einem angenehmen Wiegen; in meinen Ohren tönte das Rauschen des Meeres noch nach und lullte mich in immer tieferen Schlummer.

Merkwürdigerweise blieb ich mir dieses Wiegens und Rauschens immer noch bewußt, obwohl ich, wie gesagt, ganz fest schlief; ja, das Brausen wurde immer lauter und mächtiger, wie wenn sich ein Orkan erheben wollte. Ich hörte ganz deutlich den schrillen Pfiff der Möwen, das Geschrei des Sturmvogels. Und dann ward das Dröhnen und Poltern der Maschine immer lauter, man hatte offenbar die Dampfkraft auf das äußerste angespannt. Rumpumpumpumpumpum! Mein Gott, wenn nur der Kessel nicht platzt! Rumpumpum — rumpumpum — rumpumpum! Von der Kommandobrücke tönte durch das Sprachrohr die Stimme des Kapitäns, fast erstickt von dem Kreischen und Heulen des Sturmes, aber dennoch vernehmlich . . .

„Zum Donnerwetter noch 'mal! Hört denn das Geschrei nicht bald auf? Das ist ja zum Tollwerden!“

Und dazu polterten zwei kräftige Männerfäuste zornentbrannt gegen die Thür am Kopfende meines Bettes.

Und nun pochte es, wenn auch bedeutend beschei-

dener, gegen die andere Thür, jene hinter dem Waschtisch, und eine jammervolle sächsische Tenorstimme rief:

„I, nu hären Se, mein kutstes Madamchen, was is Sie denn das bloß mit den Kleenen? Er werd sich de ganze scheene Stimme vergnaxen. Gäben S'en doch e bißchen was Sißes! Derf ich Sie denn vielleicht mit e Stickchen Schocklade unter de Arme greifen? 's is von Jordan und Dimäussen in Dräsen."

Das war's also, was ich für die überheizte Maschine gehalten hatte, und die ganze übrige Sturmmusik besorgte Fumps, das Wunderkind, ganz allein.

Eben hatte ich mich im Bette halb aufgerichtet, um auch meinerseits der Mutter dieses kräftigen Knaben milde, aber dringliche Vorstellungen zu machen, als diese schon selbst vor mir stand mit dem Schreckensbündel auf den Armen.

„Ach, die gräßlichen Herren!" wehklagte die kleine Frau, dem Weinen nahe. „Können nicht einmal ein armes Kind schreien hören, ohne sich wie die Wilden zu betragen! Ach, bitte, halten Sie ihn nur einen Augenblick und suchen Sie ihn still zu kriegen, bis ich ihm seinen Fenchelthee gewärmt habe!" Und ohne erst meine Zustimmung abzuwarten, drückte sie mir das Steckkissen mit seinem strampelnden, zeternden Insassen in die Arme. Zwar hatte ich Frau Amalia Dammelbocks Jüngstes über die Taufe gehalten, aber diese geringe Vorübung genügte doch nicht, um mich dieser so viel schwierigeren Aufgabe gewachsen zu machen. Ich schaukelte den jungen Ferdinand Müller aus Leibeskräften hin und her — es half nichts! „Pischwischwischwischwisch!" Es half nichts! Ich redete

ihm freundlich zu: „So sei doch nur still, mein süßes Viehchen — es giebt ja gleich Zuckerchen!" Es half nichts! Ich beklopfte das Stechkissen unten und oben, ich ließ es in die Höhe hopsen — es half nichts!

Und dabei wollte der Fenchelthee immer noch nicht warm werden, und aus beiden Nebenzimmern, selbst in dem des gemüthlichen Sächsers, machte man in vernehmlichster Weise seiner Entrüstung Luft. Mir selbst gellten die Ohren, wie wenn ich in einer engen, bedeckten Bahnhofshalle eine halbe Stunde lang das schrille Pfeifen einer Lokomotive ganz aus der Nähe hätte anhören müssen. Das konnten meine Nerven denn doch nicht aushalten, und ich schrie den unbarmherzigen Jumps an:

„Kind, jetzt halt endlich den Schnabel!"

Und wirklich, das kleine Ungeheuer zuckte zusammen, verstummte, riß seine verquollenen hellen Aeugelchen weit auf und starrte mich verwundert an. Gleich darauf jedoch zogen sich die Mundwinkel wieder in die Quere, die Guckelchen verschwanden, die Aermchen ampelten und *F F F* setzte es mit einer neuen Rachearie ein.

„Aber nein — pfui, Herr Baron, das arme Kind so anzuschreien!" rief die aufgeregte Mama, nun wirklich in Thränen ausbrechend, und entriß mir Unwürdigem ihren Liebling „Männer sind wirklich zu gar nichts zu gebrauchen! Was haben sie Dir gethan, mein Jumpelchen, mein süßes, einziges?"

Mit einem heftigen Krach warf ich mich auf die Seite und zog die Steppdecke über die Ohren. O, wie gut verstand ich jetzt meinen Freund Karl Fer-

dinand! Ich hatte es noch vorgestern nicht begreifen können, wie ein Mann von Gemüth sich von einem so reizenden Weibchen, wie Missis Mimi war, freiwillig und auf unbestimmte Zeit zu trennen vermöchte. Nunmehr aber war mir alles klar. „O, du grundgütiger Himmel,“ seufzte ich, „wenn ich sie erst über die hinterpommersche Grenze hätte! Ich heirathe nie — oder höchstens eine Wittwe mit erwachsenen Töchtern!“

Der Thee war schließlich doch warm geworden, ich konnte weiter schlafen. Und ich that es mit einer ingrimmigen Festigkeit, mit dem eisernen Vorsatz, nicht aufzuwachen, und wenn zehn Fümpse rings um mein Bett ihre Organe entfesselten. Trotzdem wurde ich noch einmal aus dem heiligen Schlummer gestört, indem mich die Geigersfrau am Arm rüttelte und mir entsetzt ins Ohr raunte:

„Hören Sie bloß, es tappt draußen was! Da, jetzt murkst es an der Thür! Ach Gott, ach Gott, Sie haben doch einen Revolver?“

Ich mußte mich wirklich aufraffen und nach dem verdächtigen Geräusch horchen — und was war's? Der Hausknecht holte die Stiefeln von der Thür weg! Endlich, nachdem auch dies Schreckniß überstanden war, gönnten mir meine Schutzbefohlenen ein paar Stunden Schlaf.

Es war heller, lichter Tag, als ich erwachte. Die blonde Geigersfrau war schon längst wieder auf den Füßen, saß in einem hellen Morgenrock, der ihr allerliebst stand, am Fenster und ließ den kleinen Ferdinand auf ihrem Schooße tanzen, während sie ihm leise

dazu sang. Ich beobachtete das liebliche Getändel eine ganze Zeit, ehe sie bemerkte, daß ich wachte.

„Na, endlich wieder munter?“ redete sie mich an. „Sie haben aber einen gesunden Schlaf! Dreimal ist der Fumps noch gekommen, und Sie haben sich nicht gerührt — bloß ein bischen gegrunzt im Traume. Und jetzt ist es halb elf!“

„Halb elf?! Und zwei Minuten vor zwölf geht unser Zug! Ach, gnädige Frau, warum haben Sie mich denn nicht früher geweckt? Wollen Sie vielleicht so freundlich sein und nun Ihrerseits ein wenig hinausgehen? Ich ziehe mich ganz geschwind an.“

Sie that wie ich sie gebeten, und ich hörte sie, während ich mich ankleidete, draußen den langen Korridor auf und nieder tänzeln und trällern. Eigentlich war sie doch ein recht nettes Weibchen, und das kleine Abenteuer hätte so hübsch ablaufen können, wenn nur dieser hoffnungsvolle Sprößling nicht mit von der Partie gewesen wäre. „Ueberhaupt,“ philosophirte ich, „ist es doch eine sehr unvollkommene Einrichtung, daß die Kinder so furchtbar jung zur Welt kommen!“

Wir nahmen alsdann gemeinsam das Frühstück ein. Missis Mimi schenkte den Kaffe ein, bestrich mir die Semmel mit Butter, und das Kind benahm sich für seine Verhältnisse äußerst anständig. Es konnte also nicht fehlen, daß wir in die beste Stimmung geriethen. Das Wetter war übrigens auch wunderschön, und in diesem warmen Sonnenschein machten sich die großen veilchenblauen Augen der blonden, kleinen Dame besonders gut.

Da kam der Kellner mit der bestellten Rechnung und dem Fremdenbuche.

„Schicken Sie gleich den Hausknecht herauf, um unsere Sachen hinunterzutragen, und in zehn Minuten möchten wir eine Droschke zur Bahn haben!“ rief ich dem sich Zurückziehenden nach.

„Ja, liebe Frau Müller, was schreibe ich nun da hinein?“ wandte ich mich in großer Verlegenheit an meine Schutzbefohlene.

„Das ist doch einfach,“ lachte sie; „K. F. Müller, Virtuose, nebst Frau und Söhnchen aus London.“

„Wenn Sie meinen ...“ und mit etwas unsicheren Buchstaben verleugnete ich urkundlich meinen anständigen Namen. Dann ergriff ich die Rechnung — sie war gepfeffert.

„Hui!“ sagte ich. „Sie müssen entschuldigen, verehrteste Frau, wenn ich von nun an Ihre Kasse in Anspruch nehme; ich habe mich vollständig ausgegeben.“

„Meine Kasse? Wie meinen Sie ...“

„Nun ja, Ihr Mann bat mich, für Sie auszulegen und Ihnen dann Rechnung abzulegen. Hier habe ich alles aufgeschrieben — bitte!“

„Ja, hat Ihnen denn mein Mann nicht das Geld für mich gegeben?“

„Nicht einen Heller!“

„Wie? Mein Gott, er sagte doch ...“

„Sie haben gar kein Geld bei sich?“ rief ich entsetzt und wurde so blaß wie das Tischtuch.

„Nein — bloß ein paar Schillinge für meine kleinen Ausgaben. ‚Dein Reisegeld geb' ich dem Herrn Baron in Verwahrung,‘ sagte mein Mann.“

„Der Spitzbube!“ fuhr ich auf.

„Ach Gott, ach Gott, ich armes, unglückliches Weib! Liebster Herr Baron, verlassen Sie mich nur nicht in dieser gräßlichen Noth!“

„Ich Sie verlassen? Wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen sollte! Ich habe gerade noch zwölf gute Groschen im Vermögen.“

„Ich zwei Thaler und ein bischen Kleines.“

„Davon können wir noch nicht einmal die Hotelrechnung bezahlen!“

Der Kellner gefolgt vom Hausknecht, trat wieder ein und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Wir hätten uns anders besonnen; meiner Frau sei nicht ganz wohl, stotterte ich und fühlte, wie dabei mein ehrliches Gewissen seine rothe Flagge in meinem Antlitz aufhißte.

Ob die Herrschaften zur Table d'hôte erscheinen würden?

Zur Table d'hôte! Ich als falscher Ehemann und heimlicher Urkundenfälscher mich an einem Orte sehen lassen, wo doch am Ende jemand mich kennen konnte! Die Welt ist ja so klein, man entgeht ja nirgends seinen Freunden. Wir würden auf dem Zimmer speisen.

Der Mann war so liebenswürdig, mich darauf aufmerksam zu machen, daß das Couvert, auf dem Zimmer serviert, eine Mark Banko mehr koste.

Das sei mir tout égal, herrschte ich den Befrackten mit einiger Gereiztheit an. Natürlich: was er doch nicht bezahlen kann, darauf kommt's keinem Noblen an.

Der Mann entfernte sich, nicht ohne zuvor einen

neugierigen Blick in das Fremdenbuch gethan zu haben. Kaum war er hinaus, so sprang ich wüthend auf, rannte im Zimmer auf und ab wie ein hungriger Panther im Käfig und machte meinem gepreßten Herzen durch die zärtlichsten Betheuerungen an die Adresse des edlen Herrn Gemahls meiner Schutzbefohlenen Luft.

Missis Mimi wußte unterdessen nichts Besseres zu thun, als ihren Erstgeborenen, „ihr Einzigstes, ihr Süßestes, ihren Herzenstrost“ an ihren Busen zu drücken und mit demselben gemeinsam ein erschütterndes Ach- und Wehduett anzustimmen. Hätte der Rabenvater die Thränen seines blonden Opferlammes gesehen, die furchtbare Stimme seines den Zorn des Himmels auf sein Haupt herabrufenden Sprößlings vernommen, so hätte sich gewiß sein harter Sinn erweicht. Ein Glück für ihn, daß die Nordsee zwischen uns lag, denn ich fühlte eine unbändige Lust in mir, ihm zum Dank für den einstigen Geigenunterricht nun meinerseits die Flötentöne beizubringen!

„Was thun, was thun? O du Grundgütiger . . . was thun? Woher nehmen und nicht stehlen?“ raste ich.

„Ach Gott, ach Gott, ach Gott!“ schluchzte Missis Mimi. „Mein Ferdinand! Ist es denn zu glauben?! Er war doch sonst immer so nett zu mir, und ich hab' doch nichts gethan — außer 'mal mit seinen Variationen, wo ich sagte, sie wären scheußlich — und ich wußte doch nicht, daß sie von ihm waren. Ach Gott, ach Gott, ach Gott! Mein Jumping, mein Süßing, nun müssen wir hier verhungern und kommen nie mehr nach Belgard zu Großmama.“

„Nun, nun, liebe Frau Müller," tröstete ich, „verhungern werden Sie nicht gleich. Ich habe uns ja vorläufig die Table d'hôte auf's Zimmer bestellt." Und da Mutter und Kind trotz dieser Aussicht nicht anfhören wollten zu weinen, so streichelte ich mit einer Hand dem Baby über den Kahlkopf, mit der andern klopfte ich Missiß Mimi beruhigend auf die Schulter.

Bei dieser Beschäftigung überraschte uns das Zimmermädchen, welches schon früher von Madame den Auftrag erhalten hatte, frische Kuhmilch für Jumps zu besorgen. Das gute Mädchen zeigte sich sofort von echt weiblichem Mitgefühl für die unbekannten Leiden des kleinen Schreihalses ergriffen, nahm der Mutter, während diese den bewußten Kochapparat in Thätigkeit setzte, das Bündel ab und ging tänzelnd und trällernd damit im Zimmer umher, sodaß es bald die stimmlichen Feindseligkeiten einstellte und nur noch ein Tönchen von sich gab, welche von den beiden Damen einstimmig für ein entzückendes Lachen erklärt wurden.

Wenn schon die Hamburger Dienstmädchen überhaupt mit ihren gesunden Farben, ihrer anmuthigen Fülle, ihrer blendendweißen Wäsche und ihrem koketten Häubchen mit Recht für die hübschesten Dienstmädchen im deutschen Reiche gelten, so war doch gewiß eine so reizende Zimmerkellnerin wie diese selbst für Hamburg eine Ausnahme. Sie gefiel mir um so besser, als meine blonde Missiß Mimi mit ihrem verweinten Gesichtchen einen gar auffallenden Gegensatz zu dieser lachenden, frischen, stattlichen Friesin bildete. Ich habe nämlich niemals verweinte Damen leiden können

und halte es für eine der lächerlichsten Gewohnheitslügen der Romanschreiber, daß Thränen eine weibliche Physiognomie verschönern sollen.

Ich beobachtete die reizende Hotelnymphe aus der Fensternische heraus, in welche ich mich bescheiden zurückgezogen hatte, mit dem innigsten Wohlgefallen und war geradezu betrübt, als die Klingel sie bald wieder abrief.

Ich trommelte gegen die Scheiben und blickte sinnend über den blanken Spiegel des lustigen Alsterbassins hinweg ins Blaue.

„Wissen Sie noch nichts, Herr Baron?“ unterbrach endlich die Genossin meiner Schmach die lange Stille, während welcher nur das behagliche Schnaufen des eifrig sich ernährenden Säuglings zu vernehmen gewesen war.

Ich wandte mich um und nahm eine imposante Haltung an.

„Ja, Madame,“ sagte ich, „ich weiß etwas! Ich werde hingehen und die goldene Uhr, die mir mein Papa zum Lohn für das bestandene Examen gestiftet hat — versetzen!“

Die Rührung drohte mich zu übermannen, ich mußte mich hastig wieder abwenden.

„Ach nein, das dürfen Sie gewiß nicht thun — die schöne Uhr! Warten Sie, da fällt mir ein: ich habe ja das goldene Armband mit dem großen Rubin drin, das mir mein Mann zur Hochzeit geschenkt hat — warten Sie, das hole ich gleich aus dem Koffer. Hundertundzwanzig Thaler, die Ersparniß von drei Jahren, habe er damals dafür aufgewendet, sagte mein

Ferdinand. Und jetzt kann er mir nicht einmal das Reisegeld nach Hause geben, der abscheuliche Mensch, der ...! Ach, er wird aber doch sehr böse sein, wenn er's erfährt, daß ich sein Hochzeitsgeschenk versetzt habe, denn als es uns in London auch 'mal so knapp ging, daß wir versetzen mußten und ich das Armband dazu hergeben wollte, da sagte er: ‚Mimi, wenn Du mich lieb hast, so versetze das Armband nicht, es wäre mir zu schmerzlich!' Ja, das sagte er, Herr Baron — ach, er war doch ein so gefühlvoller Mann, mein Ferding!" Und darüber brach die Gute wieder in neue Thränen aus.

Mich aber rührte meine neue goldene Ankeruhr doch mehr als die schmerzlichen Gefühle des hinterlistigen Geigers, und ich bemächtigte mich daher des Armbandes, sobald Missiß Mimi es aus des Koffers Tiefe hervorgewühlt hatte, und beeilte mich, damit zum Hause hinauszukommen.

Es war ein so herrlicher, sonniger Frühherbstmorgen, wie geschaffen dazu, sich ein Boot zu miethen und vergnüglich die Alster hinunterzutreiben, oder besser noch, in Gesellschaft der hinreißendsten aller Zimmerkellnerinnen eine Lustpartie mit dem Dampfer nach Blankenese zu unternehmen. Fahret hin, ihr holden Träume! Statt dessen zwang mich mein grausames Geschick, in dieser schönen Seestadt, in der ich keine Menschenseele kannte, mit thunlichster Eile einen begüterten Hebräer ausfindig zu machen, um nur den nothdürftigsten Mammon in die Hand zu bekommen. Ich vertiefte mich in die älteren Stadtgegenden, weil

ich in jenen unscheinbaren Gassen eher einen verschwiegenen Nothhelfer zu finden hoffte.

Sonderbar! So oft ich mich an einer Straßenecke umsah, um den Rückweg nicht zu verfehlen, fiel mir derselbe grau gekleidete Herr in mittleren Jahren auf, welcher schon als ich das Hotel verließ dicht hinter mir aus dem Portal getreten war. Aber, wie gesagt, ich kannte keine Menschenseele in Hamburg, es war also wohl nur ein Zufall, der jenen Herrn eben dieselben krummen Wege führte.

Ich hatte endlich das Schild eines Pfandleihers entdeckt und betrat nun mit einigem Herzklopfen dessen staubige Rumpelkammer von einem Laden.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," begann ich in peinlichster Verlegenheit, „ich sehe mich zu meinem größten Bedauern genöthigt, ein kostbares Kleinod . ."

„Kenn' ich, kenn' ich — zeigen Se her und reden Se keinen Stuß!" unterbrach mich der Israelit rücksichtslos.

„Hier, ein goldenes Bracelet mit einem prachtvollen Rubin — hat hundertundzwanzig Thaler gekostet."

„Woher wissen Se das so genau, junger Herr?"

„Ich? Nun, ich — ich muß es doch wissen — ich habe es ja selbst meiner Frau zur Hochzeit geschenkt!"

„Zur Hochzeit! Nu soll mer einer kommen und sagen, die jungen Leite haben keine Kurasch mehr!" Der gräßliche Sohn Abrahams schien äußerst belustigt zu sein. „Ja, dann hab' ich wohl die Ehre, mit dem Herrn K. F. Müller, wo hier eingravirt steht: ‚Seiner Mimi zum 5. August 1873'?"

„Gewiß bin ich der!“ versetzte ich trotzig.

„Und wo wohnen Sie? Verzeihen Sie, bei so kostbare Gegenstände muß ich den Besitzer ganz genau feststellen.“

Wie das Scheusal verbindlich grinste!

„Hotel de l'Europe!“ gab ich kurz und hochfahrend zur Antwort.

Er verbeugte sich so tief, daß seine bedeutende Nase fast den Ladentisch berührte.

„Nu, weil Sie's sind, gnädiger Herr Müller, will ich geben — eine Mark Banko!“

„Eine — Mark — Banko?! Erlauben Sie, Herr Abramsohn, ich habe mich wohl verhört?“

„Verzeihen Se gütigst, durchaus nicht. Ich gebe immer den dritten Theil vom Taxwerth — ganz reelles Geschäft, Herr Müller! Dies Armband, was Sie haben Ihrer Mimi geschenkt zum 5. August 1873, ist von Tombak, der Rubin von Glas. Werth drei Mark und eine Mark Banko leih' ich darauf.“

„Tombak?!“ rief ich ganz entsetzt. „Dann werden Sie vielleicht behaupten, daß diese Uhr auch von Tombak sei!“ Und ich hakte mit zitternden Fingern meine schöne Uhr los und reichte sie dem lächelnden Semiten.

„O nein, Herr Müller, das ist eine schöne, solide, echte goldene Uhr!“ Er betrachtete sie von allen Seiten und öffnete dann das Gehäuse, um die Firma zu sehen. Und wieder verzogen sich seine alttestamentarischen Züge zu jenem diabolischen Grinsen. „Gott steh mir bei! Was haben sich der Herr Müller da für eine schöne Krone hineingraviren lassen und so feines Wappen dazu!“

Das Wappen und die Krone innen auf dem Deckel! Mein Himmel, daß ich auch daran nicht gedacht hatte! Es stand diesem schadenfrohen Hebräer auf dem Gesicht geschrieben, was er von mir dachte. Säufer und Mörder hatte man mich bereits gestern geheißen, heute hielt man mich zur Abwechslung für einen Dieb! War das nicht zum Tollwerden?!

Ich würdigte den Pfandleiher keines Wortes weiter, sondern entriß mit einem raschen Griffe meine geliebte Ankeruhr seinen wappenschänderischen Klauen und stürzte ohne Gruß auf die Straße hinaus. An der nächsten Ecke fiel mir ein, daß ich das verwünschte tombakene Armband mit dem gläsernen Rubin bei Abramsohn auf dem Ladentisch hatte liegen lassen. O, wie gut verstand ich jetzt, warum der gefühlvolle Karl Ferdinand es nicht übers Herz bringen konnte, sein kostbares Brautgeschenk zu versetzen! „Ach was,“ dachte ich, „laß den Plunder, wo er ist — nur diesen entsetzlichen Israeliten nicht wiedersehen!“ Ich wandte mich um und reckte drohend die Faust gegen das Lokal, wo man mich unschuldigsten aller Maulesel mit so abscheulichem Verdachte gekränkt. Und da — nein, dies war doch mehr als Zufall! — sah ich, wie eben jenes graugekleidete, mittelgroße Individuum den Laden betrat, den ich soeben verlassen hatte. Sollte es ein Geheimpolizist ... Welche reizende Aussicht — o, ich würde sicherlich ein paar recht vergnügte Tage in dem lustigen Hamburg verleben! Und in dieser ganzen Republik keine bekannte Seele, welche mich als das harmloseste aller Menschenkinder und als anständigen Sohn anständiger Eltern anerkennen konnte!

Halt, ein Gedanke — mein Vater! Er war der einzige, der mir aus der Patsche zu helfen vermochte. Ihm mußte ich meine verzweiflungsvolle Lage rückhaltlos aufdecken, er mußte helfen, mochte er auch sonst von der so verbreiteten Väterkrankheit der Schwerhörigkeit in Geldsachen noch so sehr ergriffen sein. Ich fragte mich nach dem nächsten Telegraphenamt durch und dann ... ja, aber wie nun die Depesche abfassen? Ich hatte nur zwölf gute Groschen in der Tasche, und das Telegraphiren war damals noch nicht so billig wie heute. Nach längerem Besinnen überreichte ich endlich den Beamten folgendes Schriftstück zur Drahtbeförderung:

„Baron W., Schwerin. Verzweiflung nahe. Sitze mit Frau und Kind fest. Bitte, viel Drahtgeld. Ernst, Hotel de l'Europe."

Mit dieser Leistung war ich ziemlich zufrieden. Besonders that ich mir auf die Wortbildung Drahtgeld nach dem Muster von Drahtantwort etwas zu gute. Der Satz: „Sitze mit Frau und Kind fest" mußte zwar meinem Herrn Papa räthselhaft erscheinen, jedenfalls aber ihn ganz außergewöhnliche Bedrängnisse vermuten lassen. Und so schwang sich denn mein Geist, sobald ich diese meisterhaft redigirte Depesche unterwegs wußte, mit der Spannkraft der Jugend zu neuer Hoffnung auf. Ein prächtiger Spaziergang und der Genuß eines sehr billigen zweiten Frühstücks, bestehend aus einem Käsebrot und einem Glase Bier, trugen das ihrige zur Aufbesserung meiner Stimmung bei, und so kam es, daß ich nach zwei Stunden ver-

hältnismäßig heiter und gefaßt mein vornehmes Hotel wieder betrat.

Welch reizender Zufall! Auf dem langen Korridor sah ich das entzückende Zimmermädchen vor mir herwandeln. Ich beschleunigte meine Schritte, legte mit einer mir noch heute unfaßbaren Keckheit meinen Arm um ihre Taille und flüsterte in verliebter Hast:

„Mein süßes Kind, ich finde Sie hinreißend!"

„Mein Herr! Bitte, wollen Sie mich 'mal fix 'n büschen loslassen!" versetzte die Schöne unwirsch, entfernte ziemlich unsanft meine Hand und schritt rasch weiter.

„Aber, Schätzchen, wer wird denn so spröde thun!" beharrte ich und erhaschte ihre beiden Handgelenke.

„Ich bin nicht Ihr Schätzchen! Pfui, schämen sollten Sie sich was — einen verheiratheten jungen Ehemann!"

Sie wich wieder zurück und zog mich mit, da ich sie nicht freigeben mochte.

„Verheirathet — ich?" lachte ich auf. „Da, sehen Sie doch nur meine Finger an! Wo ist denn der Ring?"

„Was, Sie haben nicht 'mal einen Trauring an!" rief die Schöne ganz laut und entrüstet. „Na, Sie sind mich auch einen schönen jungen Ehemann! Sind Sie schon so weit, daß Sie Ihren Trauring in die Weste stecken, wenn Sie ausgehen? Na, denn sputen Sie sich man, daß Sie ihn ankriegen; hier ist Nummer 47."

Erst jetzt bemerkte ich, daß wir uns gerade vor meinem Zimmer befanden. Aber das Mädchen war

mit seinen zornfunkelnden Augen und den gerötheten Wangen geradezu unwiderstehlich, und wenn ein von Natur schüchterner Mensch einmal aus sich herauszugehen wagt, dann kennt meist seine Tollkühnheit keine Grenzen mehr, gerade so wie das ärgste Hasenherz durch Pulverdampf und Kanonendonner so trunken gemacht werden kann, daß es wie ein Löwe ficht. Und mit gedämpfter Stimme rief ich: „Ach was, Ehemann hin, Ehemann her! Du hast ja einen zu süßen Mund, Schneck!“, nahm sie beim Kopfe, und ehe sie sich dessen versah — schmatz, da saß er! Leider etwas vorbei, auf dem linken Nasenflügel, statt auf den schwellenden Lippen, jedoch auch der linke Nasenflügel war ja sehr nett. Und eben wollte ich mir trotz der kräftigen Gegenwehr der spröden Schönen erlauben, meinen Druckfehler zu korrigiren, als sich die Thür von Nummer 47 aufthat und Missiß Mimi als Racheengel auf der Schwelle erschien.

Ich schreckte unwillkürlich zusammen wie ein ertappter Sünder und ließ das aufkreischende Zimmermädchen aus meinen Armen entschlüpfen. Und Missiß Mimi starrte mich sprachlos an, aber nur einen Augenblick, dann brach sie in die nicht mehr unbekannten Thränen aus und schluchzte:

„Nein, nein, dies ist zu viel, zu viel, ich — ich lasse mich scheiden!“

„Scheiden?“ Nun war an mir die Reihe, zu erstarren. „Scheiden! Madame, Sie irren sich wohl in der Person! Ich ...“

„Ja wohl, junge Frau!“ rief das Zimmermädchen ganz vom Ende des Ganges her dazwischen. „Lassen

Sie sich man büchtig scheiden! Das thät' ich auch. Das ist 'n ganzen Windhund, der junge Herr!"

Und zugleich thaten sich verschiedene Thüren auf, Kellner eilten herbei, um nach der Ursache dieses aufgeregten Gespräches zu sehen und ich nahm meine holde Schutzbefohlene ziemlich unhöflich bei der Hand und zog sie mit mir ins Zimmer hinein.

Ich war zu gekränkt, zu empört, jeder Nerv zitterte in mir. Was hatte ich nicht alles in den letzten achtundvierzig Stunden um diese Frau gelitten und getragen! Die bittersten Ehrenkränkungen hatte ich ihr zu liebe ruhig eingesteckt, meinen ehrlichen Namen hatte ich verleugnet, den Freuden einer durchaus unfreiwilligen Vaterschaft hatte ich mich ohne Murren unterzogen, ja, um sie war ich dem Erlynchungstode nahe gekommen, und zum Lohn dafür wollte sie sich nun von mir „scheiden" lassen!

„Meine gnädigste Frau," knirschte ich, indem ich eine imposante Haltung annahm, „es giebt Verhältnisse, in welchen der Mensch, wenn er gereizt wird, zum Lamm, ... in welchen ein Lamm ... und wenn der Mensch ... in welchen der Mensch, und wenn er ein Lamm wird ... Madame! Als ich mich verpflichtete, Ihnen meine ritterlichen Dienste zu weihen, da hätte ich nicht gedacht, daß zwischen London und Belgard der Weg mit Dornen gepflastert sein würde, welche, wenn sie, wie sie bisher gethan haben, zu verwunden im Stande zu sein ich in dieser Weise geahnt haben würde, wenn sie ... wie sie ... diese Dornen, wenn sie ... wie sie ... Madame! Haben Sie mich verstanden? So kann es nicht weiter gehen!"

Ich war mir schmerzlichst bewußt, mich in meiner Rede sozusagen einigermaßen „verheddert" zu haben. Sie schien jedoch immerhin ihre Wirkung nicht ganz zu verfehlen, denn Missiß Mini trocknete geschwind ihre Thränen und schaute förmlich ängstlich zu mir auf.

„Seien Sie nur nicht so böse, lieber Herr Baron!" sagte sie ganz kleinlaut. „Ich war wirklich so in Gedanken an meinen treulosen Mann — und wie ich nun draußen die Stimme hörte, da hatte ich in der ersten Bestürzung wirklich ganz vergessen, daß wir ja eigentlich gar nicht verheirathet sind."

„Ich möchte aber doch sehr bitten, daß Sie das nicht wieder vergessen," versetzte ich frostig und gemessen.

„Aber denken Sie doch, lieber Herr Baron, Sie sind doch jetzt meine einzige Stütze, bis ich nach Belgard zu Mama komme; an wen soll ich mich denn sonst halten, wenn Sie immer vor meiner Thür die Zimmermädchen abküssen?"

Darauf entgegnete ich noch schärfer:

„Erstens, meine liebe Frau Müller, pflege ich nicht ‚fortwährend' Zimmermädchen abzuküssen, und zweitens steht es mir frei, zu küssen, wen ich mag, Sie natürlich ausgenommen."

„Ja, wenn Sie durchaus küssen wollen, dann küssen Sie doch meinen süßen Snuting, meinen kleinen Ferding!"

Ehe ich noch meinen Dank für dies freundliche Anerbieten auszudrücken vermochte, klopfte es an die Thür, und auf mein ärgerliches „Herein!" trat — — wer ins Zimmer? Der merkwürdige Herr im unscheinbaren

grauen Anzug, welcher mir auf der Straße wie mein Schatten gefolgt war.

„Nun wird's nett!" dachte ich und ließ mich vorsichtshalber in den nächsten Stuhl fallen.

„Habe ich vielleicht das Vergnügen mit Herrn und Frau Müller aus London?" fragte der Unscheinbare mit einem höflichen Bückling.

Missiß Mimi bejahte eifrig. Mir selbst war die Kehle wie zugeschnürt.

„Dann habe ich hier einen Gegenstand abzugeben, den der Herr Gemahl im Laden von Daniel Abramsohn vergessen hat." Und er legte das unglückselige Armband mit dem großen Rubin vor der erstaunten Besitzerin auf den Tisch.

„Mein Armband," rief sie aus, „vergessen — im Laden?"

„Ja, weil es doch bloß von Tombak ist!" rief ich barsch.

„Tombak — was ist das?"

„Quark!" knirschte ich.

Missiß Mimi begriff natürlich den Zusammenhang nicht und blickte ratlos zwischen mir und dem Unscheinbaren hin und her.

„Ganz recht, Quark," klärte dieser sie auf, „das heißt: ganz wertloses Zeug! Ihrem Herrn Gemahl passirte der Irrtum, es für Gold zu halten."

Nun ließ sich Missiß Mimi ebenfalls auf einen Stuhl sinken und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Und dann hätte ich noch einen kleinen Auftrag auszurichten," fur der fürchterliche Unscheinbare fort. „Mein Name ist nämlich Paulsen, ganz einfach Paulsen,

von der geheimen Kriminalpolizei. Hier ist meine Legitimation, wenn die Herrschaften sich vielleicht überzeugen wollen."

„Von der geheimen Kriminal . . .?!" stotterten Mimi und ich aus einem Munde.

„Haben Sie vielleicht auch zufällig so 'ne kleine Legitimation bei sich, Herr Müller?"

„Ich — nein — wozu denn?"

„Ach, denn sind Sie wohl so freundlich und kommen 'mal 'n büschen mit. Der Herr Polizeiinspektor wird sich sehr freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Müller, und Ihre Frau Gemahlin . . ."

„Zum Teufel mit meiner Frau Gemahlin!" rief ich, wüthend aufspringend. „Ich habe gar keine Frau Gemahlin, Gott sei Dank!"

„Ach, Sie sind gar nicht verheirathet!" lächelte der schattengraue Paulsen. „Denn macht uns Madame wohl das Vergnügen, gleich mitzukommen. Der Herr Polizeiinspektor ist da 'n büschen komisch in, was so die kleinen familiären Verhältnisse angeht. So was mag er zu gern leiden! Ich habe gleich einen Wagen mitgebracht, den können ja die Herrschaften benützen, und das Kleine können Madame ja mitnehmen."

„Mein Herr," rief ich entrüstet und mit möglichster Verleugnung aller jugendlichen Ehrfurcht vor den Dienern der hohen Obrigkeit, „mein Herr, ich verbitte mir Ihre schlechten Scherze! Gehen Sie jetzt nach Hause und melden Sie dem Herrn Polizeiinspektor, daß ich die Ehre haben würde, ihm nach dem Diner meine Aufwartung zu machen, um ihm die

gewünschte Auskunft über mich und diese Dame zu geben."

Da machte der Unscheinbare plötzlich ein verteufelt ernsthaftes Gesicht und sagte mit scharfer Betonung:

„Sie werden gut thun, Herr Müller, sich meinen Anordnungen ohne Widerstand zu fügen. Es möchte Ihnen doch peinlich sein, wenn ich Sie von Schutzleuten mit dieser Dame über die Straße transportiren ließe."

Von Schutzleuten transportiren! Missiß Mimi brach natürlich in Thränen aus bei dieser Aussicht, und ich war nahe daran, es ihr nachzuthun. Doch zog ich schnell mein Schnupftuch und machte mir eifrig damit zu thun, um die aufsteigenden Zähren ohnmächtigen Zorns zu verbergen. Da riß mir der hinterlistige geheime Kriminal das Tuch mit einem raschen, unverschämten Griff einfach von der Nase fort und grinste:

„Ach, was haben Sie für schön gestickte Taschentücher, Herr — Müller! So eine große rothe Krone, daß man Ihnen auf eine Meile weit schon den Baron ansieht! Sie erlauben wohl, daß ich diesen Gegenstand als Beweismittel an mich nehme?"

„Ich verschmähe es, mich mit Ihnen überhaupt noch weiter einzulassen," sagte ich verächtlich. „Gehen wir, mein Herr."

Und wir gingen wirklich. Die schluchzende, an allen Gliedern bebende Missiß Mimi mußte ich am Arme die Treppe hinuntergeleiten, und der geheime Kriminal sah sich genöthigt, das wohlverwahrte Baby

hinterdrein zu tragen. Das unschuldige Wurm war sonderbarerweise in bester Laune und lächelte den Schergen der blinden Gerechtigkeit freundlich an.

Unten im Portal vertrat uns der Besitzer des Hotels den Weg.

„Mein Herr, ich darf Sie wohl ersuchen, erst Ihre kleine Rechnung zu begleichen, ehe Sie mein Haus verlassen.“

Abgestumpft, wie ich war, durch die lange Reihe von Schicksalsschlägen, welche mich getroffen, konnte mich dieser neue Blitz kaum mehr verwirren, und ich antwortete ruhig:

„Ich bedaure, dazu augenblicklich nicht in der Lage zu sein. Doch hoffe ich noch im Laufe des Tages telegraphisch Geld angewiesen zu erhalten. Sollte während meiner Abwesenheit eine Depesche an Baron v. W. eintreffen, so bitte ich, mir dieselbe durch Boten zuzustellen. Dieser Herr wird Ihnen die Adresse sagen.“

„O, die Adresse weiß ich schon allein, Herr Baron,“ versetzte der Hotelier höhnisch. „Ich werde mich vorläufig an Ihr Gepäck halten.“

Ich würdigte diesen gewöhnlichen Menschen keines Wortes weiter, sondern verließ schweigend das Haus und bestieg schweigend die bereitstehende Droschke.

Eine Viertelstunde später wurde ich bereits vor den Herrn Polizeiinspektor geführt.

Ha, weh mir! Sah ich recht? O namenlose Tücke des Schicksals! Der Herr Polizeiinspektor war kein anderer als mein entsetzlicher, graubärtiger Prophet von der Argo! Dieser Unmensch würde mich mit

Wonne zum Tode verurtheilt haben, wenn das in seiner Macht stünde, dessen war ich mir mit Grausen bewußt. Und leichenblaß taumelte ich zurück und suchte den Ausgang zu gewinnen. Zwei Polizisten kamen mir jedoch zuvor und schoben mich gewaltsam vor den grünen Tisch, hinter welchem der Entsetzliche thronte.

„Ich wußte es wohl, daß wir uns bald hier wiederfinden würden, junger Mensch!“ hub er an, und seine scharfen grauen Augen glitten förmlich vergnügt an meiner ganzen schlanken Gestalt hinab und nagelten meine Füße gleichsam am Boden fest. Und dann fuhr er mit triumphirendem Tone fort: „Habe ich Ihnen nicht gleich angesehen, wes Geistes Kind Sie sind? Daß Sie mir so gerade in die Arme laufen mußten, das war freilich mehr Ihr Pech als mein Verdienst, obwohl ich eigens Ihretwegen nach England gereist war.“

„Meinetwegen?“ Ich stand starr vor Staunen.

„Ja wohl, Ihretwegen,“ wiederholte der Entsetzliche, sich an meiner Bestürzung weidend. „Und nun wollen wir 'mal sehen, ob Sie vernünftig sind und uns keine überflüssigen Weitläufigkeiten machen. Also, bitte, das Protokoll! Sie heißen, junger Mensch?“

Ich gab ohne Zaudern meinen wirklichen Namen an. Die schnöden Büttel, diese Polizisten, platzten fast mit lautem Lachen heraus und selbst der grimmige Inspektor lächelte, wie eben ein solcher Unmensch lächeln kann.

„Sie sind geboren — entschuldigen Sie, ich wollte sagen: hochwohlgeboren — wann und wo?“

„Dann und da.“

„Sie sind?“

„Nun, Baron! Das habe ich ja schon gesagt.“

„Nun, gewiß, Baron — natürlich sind Sie Baron! Ich möchte wissen, was ist Ihre Beschäftigung, Ihr Gewerbe?“

„Gewerbe? Ich gedenke Philosophie zu studiren.“

Wieder platzten die bildungslosen Polizeiorgane im Hintergrund mit ihrem traurigen Lachen heraus, und ihr würdiger Inspektor höhnte:

„Ei, mein Verehrtester, da haben Sie sich ja trefflich auf Ihr Studium vorbereitet während Ihrer internationalen Schwindelfahrten. Wir werden uns übrigens bemühen, Ihnen jetzt längere Muße zum Philosophiren zu verschaffen.“

Es wurde hienach die Aussage des Herrn Paulsen zu Protokoll genommen, und im Munde dieses geheimen Unscheinbaren kam mir selber beinahe alles, was ich seit heute morgen gethan, höchst verdächtig vor. Dann wandte sich der Entsetzliche wieder an mich: „Können Sie uns vielleicht über Ihr Verhältniß zu jener blonden jungen Frau, welche mit Ihnen gemeinsam das Zimmer Nummer 47 bewohnte, wahrheitsgetreue Angaben machen?“

Ich hatte ja nichts Unrechtes zu verschweigen, also sagte ich die volle Wahrheit. Ich hätte wahrscheinlich dasselbe gethan, selbst wenn ich meine Schutzbefohlene dadurch schwer kompromittirt hätte, denn mein Zorn gegen diese unschuldige Ursache meiner zahllosen Höllen-

qualen war furchtbar und hatte jedes zärtliche oder auch nur galante Gefühl in mir erstickt. Es versteht sich wohl von selbst, daß man mir kein Wort glaubte.

Der Inspektor erwiderte Folgendes auf meine längere Auseinandersetzung:

„Nun, wir werden ja nachher von der Dame selbst vielleicht die Wahrheit hören, falls Sie die arme Entführte nicht schon früher vorbereitet hatten. Jedenfalls bestätigt mir Ihre bewunderungswürdige Keckheit und Erfindungsgabe den Verdacht, den ich gleich auf dem Schiffe gegen Sie faßte. Ich möchte Ihrem Gedächtniß etwas zu Hilfe kommen, junger Mensch, welches durch den allzu frühen und reichlichen Alkoholgenuß offenbar bereits gelitten hat."

Und er ergriff ein Papier und las daraus ein Steckbriefsignalement ab, welches mit photographischer Treue meine äußere Erscheinung wiedergab: Statur mittel, Gesicht rund, Haare blond, Bart — keiner, Augen blau, Nase gewöhnlich, Mund gewöhnlich, besondere Kennzeichen fehlen! Wer mich nach dieser eingehenden Beschreibung nicht unter Tausenden heraus erkannte, der mußte doch mindestens farbenblind sein! Und nach dieser Vorlesung erhob der scharfsinnige Beamte sein Organ zu wahrhaft niederschmetternder Größe und rief:

„Sie sind der Kellner Max Emanuel Kipfel, genannt Wurm, gebürtig aus Hammelburg bei Schweinfurt, ein trotz seiner Jugend sehr gefährlicher Hochstapler, der unter den verschiedensten vornehmen Namen hier und drüben die raffinirtesten Schwindeleien ausgeübt hat. Eine gewisse Eleganz der Erscheinung und

Ihre kolossale Unverschämtheit sind Ihnen dabei sehr zu statten gekommen. Mein erfahrenes Auge konnten Sie aber nicht täuschen; ich sah Ihnen gestern beim ersten Schritt den Kellner an!"

Nun konnte ich mich nicht mehr halten. Um die Thränen der Empörung zurückzudrängen, brach ich in ein höhnisches Gelächter aus. Das ärgerte natürlich den Unfehlbaren gewaltig, und er ließ mich sofort in Polizeigewahrsam abführen. In der galgenhumoristischen Stimmung, in welcher ich mich nunmehr befand, fragte ich den Schließer, um welche Stunde hier Table d'hôte gespeist werde. Wenn ich's bezahlen wollte, erwiderte er, könnte er mir sogleich schaffen, was ich verlangte. Da ich aber nur noch drei englische Pence in der Tasche hatte, so war ich genötigt, auf das Diner zu verzichten. Und so sah ich mit furchtbar knurrendem Magen die Sonne hinter vergitterten Fenstern sinken und die Schleier der Nacht sich über den Tag meiner Schmach ausbreiten. O diese Nacht! O diese Schlafkameraden! O dieser Hunger!

Aber der nächste Morgen brachte mir endlich die Erlösung aus allen meinen Leiden in der Gestalt meines lieben Papa! Ach mit so stürmischer Inbrunst war ich dem gesegneten Manne seit meiner Geburt — nein, ich will sagen, seit meinem Konfirmationstage — nicht um den Hals geflogen! Und ich weinte mich ohne Scheu an seiner Brust aus.

„Herrgott, Junge, wie konntest Du blos so verrückt telegraphiren! Ich dachte schon, Du hättest Dich am Ende in England heimlich verheirathet!"

„Verheirathet — ich? Nein, Papa, ich heirathe nie — darauf kannst Du Gift nehmen!“

Mein Vater war so vorsichtig, im Gegentheil durchaus keine so gefährlichen Stoffe zu sich zu nehmen, sondern er führte mich vielmehr zunächst in einen Austernkeller.

Missiß Mimi habe ich nie wiedergesehen. Ich hätte ihren blonden Anblick auch nicht ertragen können. Ob und wie sie nach Belgard gekommen sein mag, weiß ich nicht.

Meinem Freunde Karl Ferdinand Müller muß ich aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nach einigen Monaten mir sowie meinem Vater alle Auslagen zurückerstattete. Damals als er mir seine hübsche Frau und den stimmbegabten Jumps anvertraute, hatte dem armen Teufel wirklich das Messer dermaßen an der Kehle gesessen, daß ihm der Geniestreich allenfalls zu verzeihen war. Später aber hatte er eine gute Stellung als Konzertmeister erhalten, die ihm ein anständiges Auskommen mit Frau und Kind gewährte.

Der Lebensretter.

Ja ja, meine Herren, heute lachen Sie über den plumpen alten Seebären mit den kurzen Beinen und der verwitterten Visage; aber, Sie mögen mir's glauben oder nicht, Jakob Feddersen ist auch einmal jung gewesen und ein verdammt schmucker Kerl dazu! Na freilich, wenn man so an die vierzig, fünfzig Jahre sich auf dem Wasser herumgetrieben und an die Hälfte seines Lebens da oben auf der Commandobrücke zugebracht hat, da ist's wohl kein Wunder, wenn man sich die Spazierhölzer ein Endchen in den Leib steht und die Nase eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Leuchtthurm bekommt! Sehen Sie, das Eismeer, das hat mir, um mich poetisch auszudrücken, die Blüthe meiner Schönheit geknickt; aber wie ich so als junger Schiffer von vierundzwanzig Jahren das Mittelmeer unsicher machte, da hätten Sie mich mal sehen sollen!

Na, und die Damens erst! Sie glauben nicht, wie da unten die Spaniolen und die Wälschen und all' das schwarze Volk mit den Mandelaugen auf so einen blonden, blauäugigen Jungen versessen ist. Da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen . . .!

„Erzählen! Erzählen!“ rief es von allen Seiten

Und unser guter Capitain Feddersen schmunzelte nachdenklich, nahm einen tüchtigen Schluck Punsch zu sich, schnalzte mit der Zunge, brannte sich eine frische Cigarre an und begann zu erzählen:

Mein Schiff war eine Bark von Lübeck und bestimmt, aus Süd-Frankreich Wein und Südfrüchte mitzubringen. Wir lagen in Bordeaux vor Anker, warteten auf unsere Ladung und ließen uns, weiß Gott, die Zeit nicht lang werden.

Wie gesagt, ich war ein schmucker junger Kerl und hielt etwas darauf, mich nur in der feinsten Gesellschaft zu bewegen. Die feinste Gesellschaft unter uns fremden Seeleuten fand sich in dem Restaurant Aux trois Couronnes zusammen. Da kamen junge Schiffer aus aller Herren Ländern hin, die ein bischen mit dem Silber in der Tasche klimpern konnten, auch wohl alte Haudegen von der Marine und Capitains von großen Kauffahrern, einheimische Rheder und Händler, die mit uns geschäftlich zu thun hatten. Sie können sich denken, daß es da oft hoch herging: das Essen war das feinste, was man haben konnte, und Sect tranken wir, wie man heut zu Tage bairisches Bier trinkt. Dabei wurden in zehnerlei Zungen die schönsten Seegeschichten erzählt, und wenn uns erst der Schaumwein ein bischen zu Kopfe gestiegen war, dann wurden die schnakischsten Landabenteuer zum Besten gegeben. Sie können sich denken, welcher Art die waren! Das ist heute noch ebenso wie's immer gewesen ist, und ein flotter Seemann, der an Land kommt, ohne sich auf den Plotz zu verlieben, der kann mir gestohlen werden!

Ich war ja bei uns zu Hause auch nicht eben

blöde gewesen und im Charmiren und Caressiren nicht ganz ohne Erfahrung; aber hier in Frankreich hatte ich mich doch noch an keins von den vielen schönen Mädchens heranzumachen gewagt, weil doch die Concurrenz, besonders von den reichen Engländern und den feurigen Italienern, eine gar zu starke war und auch, weil es mit meinem Französisch doch etlichermaßen haperte. So saß ich denn schweigsam und ärgerlich dabei, wenn meine Landsleute von ihren großartigen Erfolgen bei den Bordelaisen erzählten. Natürlich wollte ich nicht zugeben, daß mir, um mich poetisch auszudrücken, das Liebesglück noch gar nicht gelächelt habe, und wenn sie mich mit meiner Schweigsamkeit neckten, dann that ich sehr geheimnißvoll und wichtig, als ob ich wer weiß was für ein Abenteuer zu verschweigen hätte.

Eines Abends saßen wir, wie gewöhnlich, in dem Theater-Café und tranken unseren Mocca auf der Straße. Ich hatte mir ein Billet für den Abend genommen. Es sollte ein neues Ballet zur Aufführung kommen, und zwar zum Benefiz für die erste Solotänzerin Mlle. Adèle, von deren bezaubernder Schönheit und unheimlicher Tugendhaftigkeit auch in den drei Kronen schon viel die Rede gewesen war. Eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung schlendere ich an dem Theatergebäude entlang dem nächsten Barbierladen zu, als ein Miethwagen an mir vorbeifährt, in welchem ich eine junge Dame sitzen sehe. Zwar war mir die Erscheinung wie so ein Schatten vorbeigehuscht, aber die krausen schwarzen Löckchen auf der Stirn, das schlanke weiße Näschen und ein Mäul-

chen . . .! Na, meine Herren, der eine Funke genügte vollständig, um mein Herz in Flammen zu setzen wie getheertes Werg. Und wie ich sehe, daß der Wagen nur wenige Schritte von mir, vor der Hinterthür des Theaters still hält, da springe ich mit ein paar großen Sätzen zu, um meine Schöne beim Aussteigen in der Nähe betrachten zu können. Die Thür thut sich auf, ein allerliebstes kleines Füßchen streckt sich unter einem hellen Sommerkleide hervor nach dem Tritt aus; ein zweites Füßchen, der Zwilling vom ersten, streckt sich vor und will den Bürgersteig berühren — da giebt's ein leises Krachen: das Kleid hat sich irgendwo verklemmt, die Dame stößt einen kleinen Schrei aus, fällt vornüber aus dem Wagen — und hätte sich unfehlbar zum mindesten einen Fuß gebrochen, wenn nicht derselbe Jakob Feddersen, den Sie hier vor sich sehen, rechtzeitig zugesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte!

Ich setzte meine schöne Last ganz vorsichtig wie eine Porzellan-Schäferin auf das Pflaster und wußte im ersten Augenblick gar nicht, wie ich sie anreden sollte. Mein unerhörtes Glück hatte mich ganz dumm gemacht. Ich verbeugte mich blos einmal über das andere und stotterte so etwas wie: bon jour mademoiselle, comment vous portez-vous?

Sie war vor Schreck wachsbleich geworden — jetzt aber erröthete sie über das ganze Gesicht und sagte:

„Monsieur, je me porte à merveille, mais voyez donc . . . ma robe — ça me gêne beaucoup . . .“

Ihr Kleid genierte sie? Nun machte ich Tölpel

erst meine Augen auf und bemerkte, daß sie noch immer sozusagen an der Wagenthür hing. Ich hätte sie am liebsten noch eine ganze Weile so hängen lassen, denn es sah zu allerliebst aus, wie sie da so ängstlich mit geschlossenen Füßen auf dem Pflaster stand und die böse Wagenthür sie so rücksichtslos am Rocksaum festhielt. Als gebildeter junger Mann beeilte ich mich aber selbstverständlich, ihr das Kleid loszumachen und dann mit einer neuen Verbeugung bescheiden zur Seite zu treten. Sie murmelte etwas von ihrem aufrichtigen Dank, neigte ihr Köpfchen zierlich auf die Seite und huschte an mir vorüber in's Theater. Ich stand noch eine ganze Weile auf demselben Flecke und überlegte mir, ob ich mich nicht vielleicht wie ein rechter Esel benommen hätte. Ich hätte mich vorstellen sollen, ihr meinen Arm bieten, sie die Treppe hinaufgeleiten, ihr meinen Schutz beim Nachhausegehen antragen — ja wahrhaftig, jetzt hinterher kamen mir die schneidigsten Einfälle, wie einem das so oft im Leben passirt — und leider nicht blos in den Jünglingsjahren!

Sie können sich denken, mit welcher Aufregung ich im Parterre saß, als die Vorstellung losging. Ich hatte mir in Ermangelung eines Operngucker mein Taschenteleskop beigesteckt, und wie nun der Vorhang hoch ging und so eine Truppe von zwanzig Mädchens mit rosa Beinen angetanzt kommt, da ziehe ich meinen Tubus lang aus und nehme mir eine nach der andern auf's Korn, um meine schöne Unbekannte unter ihnen zu entdecken. Die Sache mit dem Tubus hatte ihre Schwierigkeiten, denn vor mir saß ein sehr großer Herr mit einem Kahlkopf und neben ihm eine Dame

mit einem sehr hohen Hute. Flitzte nun die Sylphe, welche ich gerade auf dem Kieker hatte, nach rechts, so knallte mein Tubus gegen den schönen Kahlkopf, hüpfte sie nach links, so verhedderte er sich in den künstlichen Weintrauben auf Madames Hut. Ich konnte es den guten Leuten am Ende nicht so übel nehmen, wenn sie sich das nicht gefallen lassen wollten, und es war auch gar nicht einmal so unanständig, daß ihre Nachbarn und Landsleute für sie Partei nahmen und mich mit anzüglichen Redensarten tractirten. Andererseits konnte ich doch aber auch die Suche nach meiner Schönen nicht aufgeben! Ich stehe also auf und arbeite, um das alte Ehepaar nicht weiter zu belästigen, über ihren Köpfen mit meinem Instrumente weiter. Da geht aber hinter mir der Spektakel los: sie zerren mich am Rockschoß auf meinen Platz zurück und einige freche Kerls fangen gleich an zu schreien: à la porte! à la porte! d. h. zu deutsch: schmeißt ihn raus! Na, aber so leicht läßt sich ein pommerscher Junge denn doch nicht an die Luft setzen! Ich klammere mich mit beiden Händen an die Stuhllehnen meiner Vorderleute und verwende kein Auge von der Bühne, obwohl ich von verschiedenen Seiten gezerrt, geknufft und gedrängelt werde.

Da schwebt auf einmal, nur so mit zwei großen Sprüngen, kaum den Boden mit den Zehenspitzen berührend, ein Engel allererster Klasse auf die Bühne, und das ganze Publikum bricht in einen donnernden Applaus aus. „Bravo, bravo! Mademoiselle Adèle!“ höre ich verschiedene Stimmen rufen und in meiner Begeisterung schwenke ich meinen Tubus über dem Kopfe und schreie Hurrah! so laut ich kann. Ich kam

mir, hol' mich der Teufel! selber wie der Held des Abends vor, denn wenn ich nicht gewesen wäre, so hätte die schöne Elfe da oben sich doch mindestens beide Beine gebrochen! Leider war es mir in meiner Begeisterung passirt, daß ich dem alten Herrn mit dem schönen Kahlkopf noch einen kleinen Klaps mit dem verwünschten Kiekrohr versetzt hatte, und nun wandte sich der allgemeine Volksunwille gegen mich und man setzte mich mit einer Geschwindigkeit von fünf Knoten in der Secunde vor die Thür.

Ich aber ließ mir die Sache weiter nicht leid sein, sondern ging vielmehr ohne langes Besinnen zur Kasse und verlangte in vornehm-hochmüthigem Ton einen besseren Platz. Es war nur noch ein einziger Platz in der vordersten Prosceniumsloge dicht an der Bühne zu haben. Ich war natürlich überglücklich, obschon der Spaß verdammt theuer war. Zunächst aber ging ich nicht wieder in's Theater, sondern bemühte mich erst nach dem nächsten besten Handschuhladen und kaufte mir ein Paar piquefeine weiße Glacés Nummer $8^3/_4$ und eine bezaubernde schottische Halsbinde. Darauf mache ich einen Blumenladen ausfindig und lasse mir ein Bouquet binden, so schön und so groß wie das in der Eile nur irgend möglich war.

So in meinem Aeußeren mächtig verfeinert und mein Wurfgeschoß, mit Seidenpapier lose umsteckt, in der Hand, betrete ich die Prosceniumsloge, lasse mich würdevoll auf meinem Polsterstuhl nieder und verberge mein Bouquet unter dem Sitz. Sie tanzte eben ein Solo — ich sage Ihnen, es war feenhaft! Und sie war mir so nahe — ich konnte deutlich die schwarzen

Striche unter ihren Augen erkennen und die Schminke, die so unnöthiger Weise ihre rosigen Wangen verdeckte. Jetzt kam sie ganz nahe an meine Loge herangetrippelt — so auf den Zehen, wissen Sie, schräg über die ganze Bühne weg! Da beuge ich mich keck über die Brüstung hinaus, klatsche in die Hände und mache ihr ein Paar Augen — na, ich sage weiter nichts! Und wahrhaftig, sie guckt mich groß an, sie erkennt mich, breitet die Arme aus und wirft mir mit den süßen Fußspitzen ein Küßchen nach dem anderen zu. Wahrscheinlich gehörte das mit zu ihrer Rolle, aber ich dachte natürlich nicht anders, als ob's ganz apart für mich geschähe. Ja es kam mir sogar vor, als ob sie viel öfter als nöthig auf meine Ecke lostanzte, sozusagen: mir auf der Nase herum! Und jedes Mal schwenkte sie dann so mit den weißen Aermchens, balancirte so schmachtend auf einem Bein und warf mir Blicke zu . . . Ich kann Ihnen nur sagen, es war einmal wieder der schönste Tag meines Lebens!

Als der Vorhang fiel, erhob sich ein wahrer Beifalls-Orkan; ich klatschte, daß mir die neuen Glacés an drei Stellen zugleich aufplatzten, und als der Vorhang hoch ging und Mademoiselle Adèle mit den üblichen graziösen Hopsern an den Souffleurkasten schwebte, da feuerte ich ihr mein Bouquet mit einer Begeisterung vor die göttlichen Füße, daß die Blumen nach allen Seiten herausflogen. Und sie bückte sich schnell, nahm eine schöne, dunkelrothe Rose auf und steckte sie, mit einem schalkhaften Blick zu mir hinüber, an ihre Brust. Auf das übrige Grünzeug, das ihr in Massen geschleudert wurde, blickte sie ordentlich mitleidig herab.

Als das Ballet zu Ende war, beeilte ich mich, aus dem Theater hinaus zu kommen und pflanzte mich als Schildwache vor der Hinterthüre auf. Ich mußte zwar eine gute halbe Stunde warten unter allen den Dienstmädchen, Müttern, Onkeln und Cousins; aber meine Ausdauer wurde belohnt!

Sie kam, ich trat keck aus der Reihe heraus, sie erkannte mich, sie nahm meinen Arm und ließ mich zu sich in den Wagen steigen. Na, das ist doch wohl Glück's genug, um einem jungen Kerl ein bischen schwindlig im Kopfe zu machen! Ich küßte ihr die Hand wie unklug und rief begeistert aus: „Mademoiselle, vous avez ... tanzé comme un Engel!“

„Ach Sie sprechen dytsch,“ sagte sie und lachte hell auf, „da sind wir ja sozusagen Landslüt' — ich bin eine Elsässerin.“

Na da war doch die Freude groß, wie Sie sich wohl vorstellen können! Auf Französisch wäre ich doch wohl ein recht mäßiger Liebhaber gewesen, aber auf Deutsch — Donnerkiel, meine Herren, da hätten Sie dabei sein sollen! Ich raspelte Ihnen Süßholz wie so ein mondsüchtiger Provisor. Und das schöne Fräulein konnte gar nicht Worte genug finden, um mir für ihre Lebensrettung, wie sie es nannte, zu danken. Ich hatte ihr ja nicht nur ihre Füße, sondern sogar ihr Benefiz gerettet!

Ich machte ihr den kühnen Vorschlag, mit mir in den drei Kronen zu soupiren, aber davon wollte sie durchaus nichts wissen, sondern bestand darauf, gleich nach Hause zu fahren. Vor ihrer Hausthür nahm sie einen sehr kurzen Abschied, drückte mir noch einmal

dankbar die Hand, sagte auf „Wiedersehen“ — und war verschwunden! Ich hörte, wie sie den Schlüssel inwendig ein paar Mal herumdrehte und wie gleich darauf unter ihren Elfentritten die Treppe melodisch knarte.

Der Wagen war davon gefahren, aber ich stand noch immer auf der Straße mit einem sehr langen Gesicht und wartete darauf, daß sich noch irgend etwas ereignen sollte. Nach einer Weile wurden oben zwei Fenster hell. Und dann wurde eins davon aufgemacht und eine weiße Gestalt beugte sich ein wenig heraus. Ich spitzte den Mund und fleutete wie eine Nachtigall.

„Sind Sie es Landsmann?“ flüsterte sie herunter.

„Jawohl, ich bin's,“ seufzte ich hinauf.

Sie verschwand vom Fenster, kehrte aber nach einer kleinen Weile wieder zurück, sah sich um, ob keine Menschen auf der Straße wären, und warf dann, um eine Rose gewickelt, ein Zettelchen herunter. Darauf klappte sie das Fenster zu und ließ den Vorhang herunter. Ich rannte zur nächsten Laterne und las mein Zettelchen. „Richten Sie es doch so ein, daß Sie morgen, Freitag, um fünf Uhr Nachmittags, vor dem Theater-Café spazieren und stecken Sie sich dazu beifolgende Rose in's Knopfloch.“

Jakob, min Jong, Du büst en Düwelskierl! schmeichelte ich mir — denn ich war überzeugt, daß ich noch zu großen Dingen ausersehen wäre. Ich ging in die „drei Kronen“ und tractirte bis spät in die Nacht hinein meine sämmtlichen Landsleute mit Sect. Einer von ihnen hatte im Parterre in meiner Nähe gesessen und meinen Hinauswurf mit angesehen.

„Donnerwetter, Feddersen, Sie wollen wohl heute Ihre Beförderung begießen!“ rief er und die Anderen, denen er natürlich die Geschichte vom Theater schon erzählt hatte, schrieen Hurrah und tranken lachend auf mein Wohl. Ich ließ mir ruhig alle schlechten Witze von meiner Beförderung und dergleichen gefallen und verrieth mit keinem Worte den eigentlichen Grund meiner Freigebigkeit. Als aber später, wie die Köpfe schon gehörig erhitzt waren, die Rede auf Fräulein Adèle und ihre unnahbare Tugend kam, da konnte ich Esel mich doch nicht enthalten, eine verdammt erhabene Miene anzunehmen und so etwas hinzuwerfen wie „Pah! Es müßte nur der Rechte kommen.“

„Jawohl, es fehlt ihr nur der wahre Jakob!“ höhnte ein Anderer.

„Sie wartet nur noch auf Dich!“ uzte ein Dritter.

Da lächelte ich Kameel wieder sehr von oben herab und sagte: „Allerdings, meine Herren, die wartet nur auf mich!“

Ein schallendes Gelächter erhob sich und — wie das so unter jungen Leuten geht, wenn man ein bischen was getrunken hat — ich werde wild, schlage auf den Tisch, daß die Gläser zusammenklirren, und rufe: „Wetten, daß sie heut über acht Tage mein Schatz ist? Zehn Flaschen Sekt gegen fünfzig!“

„Top, wir halten's!“ rufen die Herren, und ich schlage in zehn Hände, die sich mir entgegenstrecken, nach einander ein. „Top, Top, Top! Wenn ich verliere, zahle ich fünfzig Flaschen Sect — wenn ich gewinne, zahlt Ihr mir zehn!“

„Halloh!“ schreit da ein langer Holsteiner; „da

könnte aber Jeder kommen und behaupten, die ist mein Schatz: wir müssen Beweise sehen!“

„Sollt Ihr haben!“ schrei ich hitzig. „Wenn Ihr heut über acht Tage Mittags um zwölf von der Maklerbörse kommt — Ihr müßt ja bei Mamsell Adèles Haus vorbei, dann guckt einmal nach dem ersten Stock hinauf, da werde ich mit ihr am zweiten Fenster stehen und ihr einen Kuß geben. Genügt Euch das?“

Sie waren es zufrieden — und wie wir nach Mitternacht Arm in Arm nach dem Hafen schwankten, da versicherten sie mich alle der Reihe nach, ich sei doch für mein Alter der verfluchteste Kerl, der je in einer Theerjacke gesteckt hätte.

Na, da war ich denn nicht wenig stolz und ruhte die Nacht auf meinen Lorbeeren, wie ein fetter Mops in der Sophaecke.

Ich erwachte am anderen Morgen mit einem nicht unerheblichen leiblichen, aber noch viel ärgeren moralischen Jammer. Ich verwünschte tausend Mal die alberne Wette und hätte mich am liebsten mit dem nächsten günstigen Winde auf französisch aus Frankreich empfohlen; denn wenn mir nun das Glück auch noch weiterhin günstig blieb und mich der schönen Adèle näher brachte, so war ich doch ein ganz elender Wicht, wenn ich sie vor meinen Zechbrüdern bloßstellte, um meine Wette zu gewinnen — und verlieren mochte ich die auch nicht — weder mit noch ohne Absicht — weil ich sie ganz einfach nicht bezahlen konnte! Ich durchsuchte an diesem nebelgrauen Morgen jede Falte meiner Brieftasche, jede Masche meiner

Börse nach Baarem und entdeckte zu meinem Schrecken, daß nach all' dem feinen Leben in den „drei Kronen" und nach dem kostspieligen Abenteuer von gestern mit dem großartigen Sectschluß nur noch gerade soviel übrig war, um mein Leben eine Woche lang mit größter Bescheidenheit fristen zu können.

Nichtsdestoweniger sah ich mit der Ungeduld eines Verliebten dem Nachmittag entgegen und befand mich schon um halb Fünf, geschniegelt und gebügelt, die dunkle Rose vorschriftsmäßig im Knopfloch, auf der Promenade vor dem Theater.

Es war ein schöner sonniger Nachmittag: die feine Welt von Bordeaux spazierte an mir vorbei, aber ich mochte den hübschen Damen noch so aufmerksam unter die hohen Hüte gucken, meine Adèle entdeckte ich nirgends! Dagegen fiel es mir bald unangenehm auf, daß ein sehr hochgewachsener Herr mit einem wahren Monstrum von Angstrohr auf dem Kopfe mir bei jeder Wendung, die ich machte, wieder entgegen kam und mich dabei jedes Mal so eigenthümlich von der Seite ansah, als ob er mein Aeußeres mit der Beschreibung in einem Steckbriefe vergliche. Uebrigens kam mir der würdige alte Herr so bekannt vor — ich wußte nur nicht, wo ich ihn hinthun sollte.

Als ich ihn zum fünftem Male mit seinem langen Polizeigesichte mir entgegenkommen sah, überfiel mich ein gelindes Gruseln und ich versuchte, ihm zu entgehen, indem ich einen weiten Bogen schlug. Sowie er meine Absicht merkte, setzte er alle Segel bei und schoß mir nach mit Schritten, denen ich ohne geradezu

davon zulaufen nicht entgehen konnte. Er tippte mir mit dem goldenen Knopfe seines spanischen Rohres leicht auf eine Schulter und sagte leise, etwas athemlos:

„Ich müßte mich sehr irren, mein Herr, wenn Sie nicht der junge Mann wären, der gestern Abend ...“

Dabei zog er höflich seinen Filzschlot ab und enthüllte mir denselben wundervollen Kahlkopf, den ich gestern so unbarmherzig mit meinem Tubus bearbeitet hatte!

Sie werden mir zugeben, meine Herren, man kann ein sehr keckes Bürschchen sein und im Kampfe gegen seines Gleichen noch so tolldreist und schlagfertig, aber wenn einem plötzlich so ein würdiger Nobelgreis mit dem Hute in der Hand entgegentritt und einem mit drohenden Blicken die zerbeulte Glatze sozusagen unter die Nase reibt, dann kann einem doch wohl ein bischen kränklich zu Muthe werden, nicht wahr?

Ich stottere also, ohne ihn recht ausreden zu lassen, unter wiederholten Bücklingen so etwas heraus wie: „Ach mein verehrtester Herr ... es war ja gut gemeint ... meine Begeisterung für die Kunst ... Sie werden gütigst entschuldigen ...“

„Aber mein lieber junger Freund,“ rief der sonderbare Herr mit warmem Tone, „Sie haben mir ja einen großen Gefallen gethan!“

„Wie? Was?“ stammelte ich. „Haben Sie vielleicht ein Kopfleiden, daß Ihnen die Erschütterung wohlthätig gewesen ist?“

Wir sprachen natürlich französisch. Das meinige muß wohl nicht ganz in Ordnung gewesen sein, denn

der würdevolle Greis schien meine letzten Worte nicht recht zu verstehen.

„Erschütterung?“ rief er aus. „Ja, mein junger Freund, es war eine erschütternde Nachricht für mich. Mein Gott, wenn man bedenkt, was hätte passiren können! Und dazu an einem so wichtigen Abend. Sie haben ihr das Leben gerettet, mein Herr! Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll!“

„Ihr?! Welche ‚Sie‘ meinen Sie denn?“ Ich war so verwirrt, daß ich vor den steifen Blicken des alten Herrn beinah Angst bekam. Sollte er in der That kopfleidend sein?

„Ich glaube mich doch nicht zu irren,“ begann er wieder. „Meine Tochter hat mir Ihr Aeußeres sehr genau beschrieben — auch hinzugefügt, daß Sie eine dunkle Rose im Knopfloch zu tragen pflegten.‘

„Ihre Tochter! Mademoiselle Adèle?“ rief ich ungläubig, denn diese hagere Hopfenstange mit den dürren Storchbeinen sah mir gar nicht nach der Vaterschaft der graziösen kleinen Tänzerin aus. „Mademoiselle Adèle wäre Ihre Tochter?“

„Jawohl, allerdings ... das heißt nicht so ganz ... ich meine ...“

„Ihre Stieftochter also?“ ergänzte ich sein Stocken und Hüsteln.

„Jawohl, ganz recht, meine Stieftochter! Aber ich liebe sie mehr wie mein eigenes Kind, und ich kann Sie versichern, ihr Leben ist mir so theuer ...!“

„Ja, ja, das glaub' ich gern!“ fiel ich treuherzig ein. „Diese jungen Damen verbrauchen gewiß viel — hm! — besonders Schuhzeug!“

„Sie verstehen mich falsch, lieber junger Freund!“ sagte der alte Herr lebhaft, indem er mich unter den Arm faßte und mit sich fortzog. Ich muß mich neben ihm ausgenommen haben, wie eine Schaluppe, die neben einer Fregatte seitlängs mitgeschleppt wird. „Ich meine, ich möchte es Ihnen gerne einigermaßen vergelten, was Sie an meiner geliebten Nichte — pardon! Stieftochter wollte ich sagen — gethan haben. Darf ich Sie einladen, ein Glas Wein mit mir zu trinken? Mein Name ist Mathieu, Jacques Mathieu von Mathieu Frères, Bankgeschäft.“

Ich nahm die freundliche Einladung mit Dank an und wir zogen uns in ein um diese Zeit einsames Hinterzimmer der drei Kronen zurück. Und dort kam er auf den gesegneten Einfall — nachdem er zuvor zartfühlend auf den Busch geklopft hatte — das Leck in meiner Börse durch einige Banknoten zweckentsprechend zu verstopfen. Ich muß sagen, der alte Herr gefiel mir bei näherer Bekanntschaft immer besser, und daß er meiner gestrigen thätlichen Angriffe auf seine schöne Glatze mit keiner Silbe gedachte, sondern mir im Gegentheil die Operation mit meinem optischen Instrumente so glänzend honorirte, das setzte doch seiner Liebenswürdigkeit die Krone auf. Zum Schluß lud er mich gar noch ein, heute Abend mit ihm bei seiner schönen Stieftochter zu speisen.

Ich hütete mich natürlich sehr wohl, bei diesem Souper meine feurige Liebhabernatur irgendwie merken zu lassen, und auch Adele that, als ob sie von der Nachhausefahrt gestern Abend nichts wisse. Sie stellte sich sehr überrascht, als ihr Stiefvater mich ihr als

einen Deutschen entdeckte, und sie machte von ihrem eigenen Deutsch nur einen sehr mäßigen Gebrauch, indem sie behauptete, es fast vergessen zu haben. Nur als ich einmal den Witz einer Anekdote des alten Herrn nicht verstehen konnte und er sie bat, ihn mir zu verdolmetschen, da sprach sie geschwind und ohne Anstoß: „Morgen verreist der Alte auf acht Tage, kommen Sie doch gegen Abend zu mir, wir werden ganz ungestört sein!“

Der alte Herr fühlte sich äußerst geschmeichelt, daß ich seinen Witz so ungeheuer dankbar belachte. Er gewann entschieden den Eindruck von mir, als sei ich ein noch etwas täppischer, aber sehr harmloser blonder Seebär, den man getrost zum Schutze der Unschuld Wache stehen lassen könnte. Selbstverständlich hatte ich mir Mühe gegeben, noch bedeutend dümmer auszusehen, als ich war, und als er mir beim Nachhausegehen anvertraute, daß er auf einige Zeit verreisen müsse und daß der Tugend seiner Stieftochter leider so vielfach nachgestellt werde — da verzog ich keine Miene und erbot mich ganz ehrbar dazu, bei Mademoiselle ein wenig nach dem Rechten zu sehen.

Ich kann Sie versichern, meine Herren, daß ich meinem Versprechen auf das Gewissenhafteste nachgekommen bin. Fräulein Adele befand sich wahrscheinlich in ihrem ganzen Leben noch nicht in so sicherer Obhut, wie in jenen Tagen — ich darf wohl sagen: ich wich nicht von ihrer Seite! Und sie war ein so gutes Kind, daß sie ihren Aerger über dieses Bewachungssystem ihres mißtrauischen alten Papas durchaus nicht etwa den armen Wächter entgelten ließ.

Dieses Kapitel aus meiner Lebensgeschichte kann eigentlich nur in den schönsten Versen beschrieben werden. Aber da ich darauf nicht studirt habe, so muß ich es Ihrer Einbildungskraft überlassen, sich die Sache recht poetisch auszumalen.

Also kurz und gut, die acht Tage waren vergangen und der Freitag war herangekommen, an welchem sich Punkt 12 Uhr Mittags meine Wette entscheiden sollte. Wenn es sich irgend hätte machen lassen, so wäre ich heute vor Tagesanbruch mit meiner Bark in See gegangen und hätte Bordeaux auf Nimmerwiedersehen Ade gesagt. Aber das wäre mein Ruin gewesen auf ewige Zeiten! Denn wir hatten unsere Ladung noch nicht voll — und mein Rheder hätte mich mit Schimpf und Schande davongejagt, wenn ich ihm solch einen Streich gespielt hätte. Ich mußte also noch mindestens einige Tage in Bordeaux aushalten, und da galt es, meinen Kameraden gegenüber meine Ehre als Don Juan zu retten. Ich schlich mich an diesem Morgen wie ein Dieb in das traute Haus in der Rue St. Madeleine und betrat mit einem Herzklopfen die Wohnung, als gedächte ich der Angebeteten meine allererste schüchterne Aufwartung zu machen.

Sie war nicht zu Hause; sie hatte Probe im Theater, wie mir ihr Mädchen sagte. Ich athmete ordentlich erleichtert auf. Hoffentlich kehrte sie erst kurz vor der Entscheidungsstunde zurück, denn ich war überzeugt, daß sie mir meine gedrückte Stimmung ansehen mußte, wenn wir noch stundenlang zuvor mit einander allein gewesen wären. Ich setzte mich auf das Sopha und nahm ein Buch vor — verstand aber nicht viel

davon, denn ich hatte eine Unruhe im Leibe, als sollte ich heute in's Examen oder zum Zahnarzt.

Das Mädchen bat um die Erlaubniß, mit ihrer Näharbeit bei mir im Zimmer bleiben zu dürfen. Ich nickte nur kühl mit dem Kopfe. Bald aber, da mich das Buch durchaus nicht zu fesseln vermochte, irrte mein Blick über den Rand desselben träumerisch weg und blieb, je öfter je länger, an der Gestalt des emsig schneidernden Zöfchens hängen.

Wetter noch mal! Das Kind war doch eigentlich recht niedlich; ich hatte nur bisher nicht die Zeit gefunden, es mir ordentlich anzusehen, da ich den Wandel seiner Herrin so unausgesetzt bewachen mußte. Sie war nur mittelgroß und von schlanker Fülle, fast so zierlich gewachsen wie ihre Herrin und hatte merkwürdigerweise auch blondes Haar wie diese, nur daß ihr Blond ein etwas gewöhnlicheres war. Ich versank in Nachdenken.

Da schlug die Uhr elf und noch immer keine Adele! Um mir die Zeit zu vertreiben, fing ich ein Gespräch mit der Kleinen an. Sie wußte so nette Antworten zu geben, daß ich ganz meine ängstliche, trübe Stimmung vergaß und bald meine gute Laune wiederfand. Ich trat hinter ihren Stuhl, sah ihren fleißigen Fingern zu und erlaubte mir, ihr einige Liebenswürdigkeiten zu sagen.

Die Uhr schlng halb zwölf. Noch keine Adele!

Da kam mir plötzlich ein glücklicher Einfall.

„Hören Sie, Suzon!“ rief ich aus, „es müßte Ihnen reizend stehen, wenn Sie Ihr Haar trügen wie

Mademoiselle. Sie haben so einen hübschen Nacken, der würde dann viel besser zur Geltung kommen."

Sie lehnte meinen Vorschlag lachend ab, weil Mademoiselle so etwas niemals dulden würde. Aber ich hörte nicht weiter auf ihre Einwendungen, sondern zog ihr einfach mit einigen kühnen Griffen die Nadeln aus der Frisur, so daß diese gänzlich auseinanderfiel.

„So!" lachte ich, „nun wollen wir mal sehen, ob ich nicht auch zum Friseur Talent habe." Sie wehrte sich ein Bischen und kicherte verschämt, stand mir aber dennoch eifrigst bei, so daß ich in sehr kurzer Zeit das kühne Werk doch einigermaßen zu Stande brachte. Sie müssen bedenken, daß es so eine Frisur von anno 47 war — also ein Kunstwerk knifflichster Art.

„Aber Monsieur," kicherte Suzon, „wenn mich Madame so sieht!"

„Dann haben Sie sich eben einen Scherz erlaubt. Und wenn Sie etwa dafür Schelte bekommen sollten, so muß ich natürlich die Kosten tragen." Dabei holte ich lächelnd einen blanken Louis aus meiner Börse und drückte ihr denselben in die rasch vorgestreckte Hand.

Die kleine Hexe ließ ihn in ihre Tasche gleiten und lachte verschmitzt: „Wissen Sie, was Monsieur Mathieu mir zahlt, wenn ich ihm erzähle, wie gut Sie Mademoiselle bewacht haben?"

„Sapperlot! Du wirst doch nicht?"

„Und wissen Sie, was Madame Mathieu mir zahlt, wenn ich ihr erzähle, wo Monsieur seine schönen Banknoten unterbringt?"

„I, Du bist ja ein ganz gefährlicher kleiner Racker!“ rief ich mit ungeheucheltem Erstaunen über den lebhaften Geschäftsgeist der kleinen Person.

Die aber fuhr ganz ruhig fort: „Und wissen Sie, daß Mademoiselle Ihnen die Augen auskratzt, wenn ich ihr nun doch erzähle, wie nett Sie mich frisirt haben!“

„Still, still!“ sagte ich, indem ich in meine Brusttasche griff, in welcher sich noch einige wenige von den Banknoten des Monsieur Mathieu befanden. „O, Jakob Feddersen, was bist Du für ein Einfaltspinsel!“ seufzte ich deutsch, indem ich ihr das kostbare Papierchen hinreichte. Da schlug die Uhr zwölf.

„Nun mußt Du mir aber wenigstens ein Küßchen geben, reizende Suzon!“ sagte ich in wenig zärtlichem Tone, indem ich sie mit ausgebreiteten Armen nach dem Mittelfenster zu drängte.

Und Suzon sagte schnippisch: „Ein Küßchen? Gerne! Das giebt es bei mir immer zu, wenn ich ein Geschäftchen abschließe!“

Mich gelüstete es absolut nicht sonderlich danach, diese unverschämte kleine Bagage zu küssen, aber ein Blick aus dem Fenster belehrte mich, daß unten richtig meine deutschen Kameraden vollzählig aufgepflanzt waren,. ja noch mehr: daß sich, durch ihr Hinaufstarren nach dem Fenster angelockt, ein kleiner Volksauflauf gebildet hatte.

Jetzt rasch! Mein Plan war geglückt, die Wette gewonnen, ohne daß die liebe schöne Adele in Wirklichkeit in das böse Spiel gezogen wurde! Ich ergriff Suzon beim Kopfe, schob sie noch ein paar Schritte

rückwärts, bis sie ganz mit dem Rücken vor dem Fenster stand, und dann küßte ich sie langsam und bedächtig ein, zwei drei, — sagen wir X Mal auf den ebenso hübschen wie ausverschämten kleinen Mund!

Den Leuten auf der Straße schien dieses Schauspiel zu behagen, denn es drang ein lautes Beifallklatschen, untermischt mit ermuthigenden Zurufen, bis zu uns hinauf. Suzon machte gewaltsam ihren Kopf los, sprang vom Fenster fort und rief wüthend: „Na warten Sie . . . Sie . . . das sollen Sie mir theuer bezahlen.“

„Das habe ich Dir wohl schon theuer genug bezahlt, mein Kind!“ knirschte ich ingrimmig.

Aber Suzon kam mit ausgestreckten Krallen auf mich zu; und wie ich eben eine Vertheidigungsstellung angenommen hatte, die wüthende kleine Katze abzuwehren, höre ich hinter mir die Thür aufgehen und fast gleichzeitig, bevor ich noch Zeit finde, mich auch nur umzusehen, saust auf meinen blonden pommerschen Dickkopf mit lautem Krach ein Schlaginstrument herab, dessen Natur mir nicht sofort klar war.

Mit einem großen Satz fliege ich in die nächste Zimmerecke, um wenigstens im Rücken gegen den doppelten Angriff gedeckt zu sein. Wie ich nun auf- und um mich blicke, steht vor mir eine alte Dame mit einem sehr hohen Hute und macht sich sofort energisch daran, mit ihrem handfesten Sonnenschirm auf meinem Schädel den Tact zu folgender kleiner Rede zu klopfen.

„Da, Monsieur, mein Parasol gegen Ihr Fernrohr! Oh, ich habe Sie gleich wiedererkannt, mein

artiger junger Hintermann aus dem Theater, wie Sie da im Angesicht von ganz Bordeaux die kleine Mamsell abküßten. So, mein Herr, jetzt werde ich Sie einmal abküssen! — Klatsch, klatsch! — Das thut gut, nicht wahr? So, das ist dafür, daß Sie die künstlichen Weintrauben auf meinem Capotthut kurz und klein geschlagen haben mit Ihrer elenden Handkanone!"

Suzon hatte sich merkwürdig schnell in die neue Situation gefunden, obwohl dieselbe auch ihr überraschend gekommen sein mußte. Sie hatte den Feuerhaken ergriffen und begleitete damit die Arie der alten Dame sozusagen pizzicato! Um nur meinen Kopf zu schützen, mußte ich mir die Arme jämmerlich zerbläuen und die Beine von dem abscheulichen Ofenhaken empfindlich behaxen lassen.

Ich wollte eben, der Uebermacht erliegend, die Flucht um jeden Preis ergreifen, als sich wiederum die Thür aufthat und Adele, die holde Fee, zu meiner Hülfe herbeischwebte. Sie trat sehr energisch vor die kampflustige alte Dame hin und bat mit zornbebender Stimme um Aufklärung über die unerhöhte Scene.

Meine schirmgewandte Feindin ließ einen hochmüthigen Blick an der schönen Tänzerin niedergleiten und sagte dann spitz: „Ah Mademoiselle Adèle, wenn ich nicht irre! Das ist ja sehr interessant! Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich Ihr Boudoir zum Schlachtfeld machte; aber ich hatte geschworen, mich an diesem Herrn hier zu rächen, wo immer es sei. Wissen Sie, Mademoiselle, was er gethan hat? Er hat das Haupt meines theuren Mannes, das in Ehren kahl geworden ist, mit seinem Tubus berührt — und Madame Mathieu ist

nicht die Frau, ihrem theuren Gatten so etwas bieten zu lassen!

„Sie sind — Madame Mathieu!?“ Adele wurde doch etwas bleich bei diesem Ausruf, und Suzon, das nichtsnutzige Ding, hielt sich das Taschentuch vor den Mund und kicherte.

„Jawohl, die bin ich!“ bestätigte die resolute Dame, und nachdem sie mir, dem Nichtsahnenden, noch einen letzten heimtückischen Schlag mit dem kräftigen Sonnenschirm versetzt hatte, wandte sie sich zu einem effectvollen Abgang nach der Thür.

Da aber geschah das Unerhörteste an diesem überraschungsreichen Morgen. Die Thür that sich auf — und steif und würdig, wie immer, stelzte Monsieur Mathieu seiner aufgeregten Gattin entgegen.

Adele sank mit einem kleinen Aufschrei in den nächsten Stuhl, Suzon krümmte sich vor Lachen im Hintergrunde, und Madame Mathieu umklammerte den hohen Nacken ihres Gatten und rief: „Ah, da bist Du ja, mein Jacques! Du hast mich wohl hier hineingehen sehen. Es ist einfach empörend! Aber ich habe ihn gebührend gezüchtigt, diesen Schändlichen!“

Dabei wies sie mit dem schrecklichen Sonnenschirm auf mich, so daß ich mich zitternd einige Schritte zurückzog. Ich kann beschwören, daß Monsieur Mathieus Gesicht in diesem Augenblick mit Erfolg jeglichen Geist verleugnete. Er öffnete den Mund weit, schnappte nach Luft wie ein Fisch im Sande, blickte verwirrt von einem zum andern, und war offenbar nicht im Stande, einen einzigen Gedanken zu fassen.

Ich glaube, uns Allen, außer Madame Mathieu,

mußte in diesem Augenblicke so zu Muthe sein, wie etwa der Mannschaft auf einem brennenden Schiffe, wenn das Feuer, ohne daß man es aufhalten kann, der Pulverkammer immer näher kommt. Es konnte ja nur noch wenige Secunden dauern, bis der große Krach erfolgte, der uns alle in die Luft sprengte. Ich versichere Sie, meine Herren, ich dachte wahrhaftig in diesem Moment nicht an die grausamen Schirmprügel, die ich schon weg hatte, noch an die, welche mir höchst wahrscheinlich noch bevorstanden. Ich fühlte mich vielmehr lebhaft in die Seele meines edlen Wohlthäters versetzt und zitterte bei dem Gedanken an die Maßnahmen, welche die thatkräftige Dame ergreifen würde, wenn jetzt der unglückliche Zufall die zarten verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen ihrem würdigen Gatten und der schönen Tänzerin entdecken sollte. Ich wäre gar zu gern dem alten Herrn in seiner Verlegenheit zu Hülfe gekommen, aber ich zermarterte mir vergebens das Gehirn — Adelen ging es augenscheinlich ebenso. Ich fing einen flehenden Blick aus ihren weichen Augen auf.

Da endlich öffnete Herr Mathieu den Mund und stotterte: „Ich muß gestehen, ich begreife in der That nicht, um was es sich handelt. Ich . . . ich sah Dich dieses . . . hm! . . . mir völlig fremde Haus betreten und wollte doch sehen, was . . .“

Da fiel ich rasch ein: „Ihr Herr Gemahl kennt mich augenscheinlich nicht mehr, Madame. Meine unbedeutenden Züge haben offenbar nicht denselben tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie auf Sie, Madame.“

„Erinnerst Du Dich wirklich nicht mehr dieses

jungen Mannes?" wandte sich Madame an ihren Gatten, indem sie ihn kräftig am Arme schüttelte — wahrscheinlich um seine Erinnerung aus dem Schlummer zu wecken. „Ich dächte doch, sein verwünschter Tubus hätte Dir einen recht lebhaften Eindruck hinterlassen, mein armer Jacques!"

Der arme Jacques schien plötzlich Licht zu sehen in der Nacht seiner Herzensangst. Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und seine gutmüthigen grauen Augen leuchteten vergnügt auf, als er nun, mich scharf fixirend, ausrief: „Ah! — ah! Sie sind es also, mein junger Freund aus dem Parterre! Ihr Gesicht kam mir gleich so bekannt vor! Wissen Sie auch, daß ich die größte Lust hätte . . ." Und dabei umfaßte er den Griff seines Regenschirms fester und schüttelte ihn drohend vor meinem Angesicht.

Ich floh wieder auf die andere Seite des Zimmers und suchte bei Adelen Schutz, welche ebenfalls sichtlich erleichtert, doch recht verlegen mit dem Schirm spielte, den sie auf ihrem Schooße hielt.

„Schonen Sie Ihren Regenschirm, verehrter Herr!" rief ich kläglich. „Ihre Frau Gemahlin hat mir bereits mit dem ihrigen die Rechnung für meinen Tubus vollständig beglichen."

„Wie, Amélie, Du hättest . . .?" stotterte der alte Herr wieder ganz verblüfft. „Wie kommst Du dazu, diesen Herrn hier aufzusuchen?"

Da entwarf ihm seine zungengewandte Gattin in wenigen Strichen ein deutliches Bild des zärtlichen Schauspiels, das ich meinen Kameraden auf der Straße gegeben hatte.

Sie hatte kaum geendet, als die schöne Adele vom Stuhl emporsprang und — das mußte heute so in der regnerischen Luft liegen! — ihren Schirm drohend gegen mich schwingend, ausrief: „Ah! mein schöner Herr, so vertreibt man sich hier in meiner Abwesenheit die Zeit!“

Ich hielt bereits wieder die Hände über den Kopf, um mich vor dem neuen Angriff zu schützen, als Suzon, die den Ofenhaken noch in der Hand hatte, weinend auf ihre Herrin zugelaufen kam: „Ach, Mademoiselle, es ist empörend, er hat mich im Angesichte von ganz Bordeaux abgeküßt!“

Wenn mir nicht in diesem Augenblicke ein rettender Einfall gekommen wäre, so hätte das dumme Ding wahrhaftig die Bombe doch noch zum Platzen gebracht. Aber meine Herren, so ein pommerscher Schiffer dem wird allemal am hellsten im Kopfe, wenn die Noth am größten ist.

Ich breche also in ein krampfhaftes Gelächter aus und rufe: „Aber, meine verehrten Herrschaften, ich begreife gar nicht, weshalb Sie so böse auf mich sind! Man verfolgt mich in ein fremdes Haus hinein mit thätlichen Angriffen, weil ich — nun einfach, weil ich dies Fenster für den passendsten Ort hielt, um meine süße kleine Braut zu küssen. Was schadet es denn, wenn auch ganz Bordeaux weiß, daß ich die allerliebste kleine Suzon liebe!“ Dabei legte ich den Arm um die Taille des tief erröthenden Mädchens und blickte meine Widersacher herausfordernd an.

Ein allgemeines „Ah!“ des Erstaunens wurde laut.

Herr Mathieu war der erste, mir zu dieser Ver-

lobung aus dem Stegreif Glück zu wünschen: „Sie haben allerdings Ursache, mein Herr,“ sagte er, „sich über uns zu beklagen. Ich will das kleine Unglück mit dem Tubus gern vergessen, wenn Sie meiner lieben Frau ihren Racheeifer freundlichst nachsehen wollen.“

Nun trat auch Madame Mathieu etwas verlegen auf mich zu und sagte: „Mein Herr, ich gestehe, ich habe Ihr Liebesglück etwas rauh gestört. Ich bin gern bereit, wenn Sie . . . es war ja auch nicht so sehr wegen der künstlichen Weintrauben, als weil mein theurer Jacques von Ihnen angegriffen worden war. Und mein Jacques und ich sind Eins, wissen Sie, sein Herz schlägt nur für mich, wie meines nur für ihn. Er würde stets für mich dasselbe thun. Ja, mein liebes Kind,“ wandte sie sich gerührt an Suzon, „möchte Ihnen in diesem Herrn doch auch ein Gatte beschieden sein, so treu, so aufopfernd, nur auf Ihr Glück bedacht, wie mein Jacques!“

Wir Alle, der belobte Mustergreis an der Spitze, waren so gerührt, daß wir wie auf Kommando unsere Taschentücher an die Augen führten.

Madame wandte sich zum Schluß noch mit einer höflichen Verbeugung an die schöne Tänzerin: „Mademoiselle, Sie wollen es freundlichst verzeihen, daß wir so bei Ihnen einbrachen. Sie sehen, mein Mann ist untröstlich, aber ich nehme die Schuld auf mich, — ganz allein auf mich!“

„O bitte, bitte!“ lächelte Adele und begleitete das würdige Paar höflich bis an die Thür: „Monsieur — Madame, es war mir eine Ehre.“

Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als Suzon mir um den Hals fiel, mich herzhaft auf den Mund küßte und jubelte: „Ach, Sie sind doch ein reizender Mensch, Herr Capitän, Sie wollen mich wirklich heirathen?“

Ich lachte laut auf. „Ja, gewiß, mein Schatz. Morgen früh segle ich ab, Du kannst gleich mitkommen!“

„Was? Auf das Meer? Nein, das kann ich nicht vertragen!“

„O, da giebt's ein sehr gutes Mittel dagegen,“ lachte ich. „Wir stecken Dich in einen Sack und binden Dich oben am Hauptmast fest!“

Jetzt trat Adele mit einem sehr pikirten Gesicht auf mich zu und sagte kühl und gebieterisch: „Ich hoffe, mein Herr, Sie werden mir über diese seltsame Scene einige Aufklärung geben.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ versetzte ich ganz unbefangen. „Sehen Sie, theuerste Adele, meine Besuche in Ihrem Hause waren doch nicht ganz unbemerkt geblieben und ich erfuhr, daß man sich erdreistete, von einem intimeren Verhältniß zwischen uns Beiden zu sprechen. Sie wissen, wie hartnäckig solche Verleumdungen sich behaupten. Es blieb mir wirklich nichts anderes übrig, als meinen Herren Kameraden aus den drei Kronen den augenscheinlichen Beweis zu liefern, daß meine Besuche wirklich, wie ich überall verbreitet habe, nur der hübschen kleinen Suzon galten.“

Es fiel Adelen wie Schuppen von den Augen, ja sie vergoß sogar Thränen der Rührung, indem sie mich stürmisch in ihre Arme schloß. „Oh, mein

Freund!“ rief sie auf deutsch, „so hast Du mir heute zum zweiten Male das Leben gerettet! Ich werde Dir das nie vergessen!“

„Monsieur Mathieu hoffentlich auch nicht!“ rief ich. Und dann blieben wir noch ein paar Stunden zusammen und waren sehr heiter.

Als ich am späten Nachmittag nach Hause kam, fand ich zwei Briefe vor. Der eine war von Herrn Mathieu und dankte mir in den rührendsten Worten für die Hülfe, welche ihm meine Geistesgegenwart in der fürchterlichsten Stunde seines Lebens gebracht habe. Er müsse gestehen, daß er Anfangs die Scene ganz anders aufgefaßt — ja sogar einem häßlichen Verdacht gegen mich Raum gegeben habe. Er wünsche mir alles Glück für meine Ehe mit der hübschen Suzon, die wirklich eine brave kleine Person sei, und bitte um die Erlaubniß, zur Einrichtung des jungen Hausstandes beifolgende 500 Franken beisteuern zu dürfen.

Der zweite Brief war von Madame Mathieu und bat gleichfalls um die Erlaubniß, durch das beiliegende Schmerzensgeld von Frank 300 der „artigen kleinen Braut“ die Beschaffung ihrer Aussteuer (Regenschirme, Ofenhaken 2c.) erleichtern zu dürfen.

Ein äußerst lustiges Gelage in den „drei Kronen“ beschloß diesen ereignißreichen Tag. Meine Freunde erklärten mich für den „verfluchtesten Hund“, der jemals das Weltmeer befahren habe, und bezahlten mit Vergnügen die zehn Flaschen Sekt. Als diese jedoch zu Ende gingen, ohne daß unser ungeheurer Durst gelöscht worden wäre, da bestellte ich mit lauter Stimme zehn weitere Flaschen auf meine Kosten. Und

dann hielt ich eine kleine Rede, in welcher ich den Herren auseinandersetzte, wie eigenthümlich blond Fräulein Suzons Scheitel sei und was für ein auffallendes Talent zum Friseur ich bei mir entdeckt hätte. Und dann nahm ich eine erschrecklich wilde Miene an, ergriff eine Sektflasche beim Halse und schrie: „Wer an Mademoiselle Adeles Tugend zu zweifeln wagt, dem werde ich mir erlauben, ein Glasfenster in den Hirnschädel zu setzen, damit ihm die lichte Wahrheit besser hineinleuchten kann!“

Es versteht sich, daß kein Mensch zu zweifeln wagte, und daß ich, als ich wenige Tage später die Segel heimwärts setzte, die schöne Stadt Bordeaux als der Löwe des Tages verließ. Meine schöne Adele weinte mir einige aufrichtige Thränen nach, diejenigen der kleinen Suzon hatten die Bankbillets von Madame Mathieu und die blanken Louis von Mademoiselle bereits vorher zu trocknen vermocht.

Die schwarze Gudrid.

Herr Jakob Feddersen, Kapitän des Dampfers „Gudrid", welcher zwischen Stralsund und Kopenhagen fuhr, war ein prächtiger alter Seebär. Ich werde seine drollige dicke Gestalt mit den kurzen Balancirbeinen und dem großen Kopfe auf dem stämmigen Halse nie vergessen. Breitschrittig tappte er auf der Kommandobrücke hin und her und ließ sich geduldig von dem steifen Nord-Ost den Schaum so dick in das bärtige Antlitz schleudern, als wollte er sich ratzekahl barbieren lassen. Er hatte sein getheertes Wetterzeug an und die Kapuze tief über die Ohren gezogen.

Es war am Tage vor Weihnachten, die Kälte empfindlich und der Seegang hoch. Die wenigen Passagiere, zumeist Deutsche, welche den heiligen Abend daheim in ihren Familien feiern wollten, steckten alle unten in der Kajüte und befanden sich in recht übler Verfassung. Ich war mit noch zwei Landsleuten allein auf Deck geblieben. Wir wärmten uns den Rücken an dem mächtigen Schornstein und blickten mit halbzugekniffenen Augen hinaus in die unruhige See. Der Himmel hatte die Farbe des ungebleichten Segeltuches, und die Stelle, wo die blasse Wintersonne stehen mußte,

hob sich von dem gleichmäßigen öden Grau nur wie ein Stockfleck ab.

„He! Kapitän, ist es noch nicht bald soweit?“ rief einer von uns, ein älterer Herr, der schauderhaft kalte Füße bekommen hatte und schon eine halbe Stunde lang durch anstrengende Zehenübungen diesem Uebelstande abzuhelfen suchte.

„Da kommt ja schon Herr Petersen,“ rief ich. „Na, Herr Petersen, ausgeschlafen?“

Der Steuermann kroch aus seiner engen Kabine im Radkasten hervor und mit einem langen Gähnen in seinen Theermantel hinein.

Herr Petersen nickte uns Dreien freundlich zu, schob ein frisches Primchen in seine linke Backentasche und grunzte heiser: „Dat wihr son'n schönen Droom, as ick dor grad hev hädd.“ Er schüttelte sich fröstelnd und spuckte über Steuerbord.

„Was hat Ihnen denn geträumt, Herr Petersen?“ frug unser alter Herr.

„Ja, dat wihr mal 'n schönen Droom,“ wiederholte der Steuermann und schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ick drömt', min Fru, de Kattrin, seet in'n Himmel un keek dörch 'n groot Karkenfinster grad nah Stralsund runner un wunk man ümmer so mit'n Finger.“

„Seit wie lange sind Sie denn Wittwer?“ erkundigte sich unser dritter Gefährte, ein junger Kaufmann aus Berlin.

„Wittwer?“ lachte der heisere Steuermann. „Nee wat denn, dat wihr jo grad de schöne Droom, dat min Kattrin in'n Himmel wihr — de künn all lang winken!“

Er schwankte eilig die Treppe zur Kommando-brücke hinauf, von unserem Gelächter begleitet. Kapitän Feddersen übergab ihm das Kommando und kletterte so-dann schwerfällig auf Deck hinunter.

Wir folgten ihm verabredetermaßen in seine Kajüte. Wir hatten uns nämlich durch unser beharrliches Aus-harren auf Deck sein Vertrauen erworben. Dann waren wir ins Gespräch gekommen und, da wir uns als dankbare Zuhörer erwiesen, von dem prächtigen alten Herrn nicht nur mit einem guten steifen Grogk, sondern auch durch die Erzählung zahlreicher haar-sträubender Abenteuer und erbaulicher Schwänke aus seinem Leben bewirthet worden. Für den Abend, wenn der Steuermann ihn abgelöst haben würde, hatte er uns die beste seiner Geschichten, die noch dazu eine richtige Weihnachtsgeschichte, versprochen.

Kaum hatte er sich seiner steifen Theerhülsen ent-ledigt, kaum hatte der Koch den zweiten Aufguß des dampfenden Getränkes auf den Tisch gesetzt, als wir Drei ihn auch schon stürmisch an sein Versprechen mahnten. Er aber blickte, halb lächelnd, halb weh-müthig in die Dampfwolke, die aus seinem Glase auf-stieg, und um seine glattausrasirten schmalen Lippen zuckte es seltsam.

„Gestatten mir die Herren man blos noch ein paar Schluckchens," sagte er mit einem leichten Seufzer. „Zu die Geschichte von der Zauberflöte muß ich erst immer ordentlich was Warmes im Leibe haben."

„Von der Zauberflöte?" fragten wir Drei wie aus einem Munde. Er erhob sich und holte aus dem kleinen Wandschrank einen alten Lederkasten hervor,

welchem er mit großem Ernste die Theile einer gelben Buxbaumflöte entnahm, die er sodann mit vieler Umständlichkeit zusammensetzte.

Wir sahen der feierlichen Handlung schweigend zu und warteten neugierig der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich hatte er das geheimnißvolle Instrument durch Drehen, Richten und Warmhauchen in die gehörige Verfassung gebracht, um darauf blasen zu können. Er riß die kleinen wasserhellen Aeuglein so gewaltsam auf, daß sich die Haare in seinen buschigen Brauen förmlich sträubten, und die dicke, etwas metallisch angehauchte Nase wetteiferte mit den schmalen Lippen in dem komischen Bestreben, sich zierlich zu spitzen. Endlich legte er los: Tü tütü, tü tütü!

Das mochte wohl irgend ein uns unbekanntes Volkslied sein. Es klang skandinavisch, war weder besonders lustig, noch besonders traurig und hätte uns als musikalisches Kunstwerk äußerst kalt gelassen, wenn nicht der ausübende Künstler selbst seinen Vortrag schon nach wenigen Takten, von seltsamer Rührung überwältigt, unterbrochen hätte.

Er schützte einen Hustenanfall vor, legte die Flöte bei Seite und that einen tiefen Schluck aus seinem Glase.

„Ja, ja, meine Herren,“ begann er nach geraumer Weile, tiefaufseufzend: „es war also, wie gesagt, an einem Weihnachtsabend — wenn ich mich recht besinne, so war's im Jahre 49. Ich segelte dazumal als blutjunger Schiffer eine flotte, funkelneue Bark, die den poetischen Namen „Söte Minna“ führte. Ich war,

ich weiß nicht mehr mit was für Ladung, nach Norwegen bestimmt und sollte besonders die kleinen Häfen hoch im Norden anlaufen. Dafür sollte ich dann Thran, Fischbein, Felle und allsowas mit heimbringen. Das wäre nun all ganz glatt gegangen, aber der Winter war uns grimmig auf den Pelz gerückt, und das Eis hatte uns in dem Fjord von Bindalen festgenagelt. Kein Mensch konnte sagen, wann wir wieder flott werden würden. Die Aussichten auf vergnügte Feiertage waren also verteufelt flau. Das Nest Bindalen beherbergte ausschließlich Stockfische, denn die Menschen, welche sich von der Räucherung dieser nützlichen Thiere nährten, waren wahrhaftig nicht besser wie sie — blos noch nüchterner! Da war es denn ein rechtes Glück zu nennen, daß der Zufall gleicherzeit mit meinem noch ein anderes deutsches Schiff hier festgeeist hatte.

Den ruppigen Kerl, den Schiffer Klaus Harms von der „Luise“, hätte ich in einem anständigen Hafenplatze wahrhaftig nicht angekiekt; aber hier oben, am Rande der ewigen Finsterniß, da muß auch der Teufel Thran saufen lernen, wenn er nicht verhungern will, und unsereiner ist froh, wenn er ein deutsches Wort zu hören kriegt und wenns auch nur „Du Lumpenhund!“ hieße.

Also der Klaus Harms war ein eklicher Gesell: er rasirte sich nur alle vierzehn Tage und seine Augen steckten ihm so tief im Kopfe, daß man ihm erst mit einem Kienspahn in die Luken leuchten mußte, wenn man sie da unten im Raum aufspüren wollte. Er hatte so etwas Tück'sches, Hinterrück'sches an sich, was

mir immer in den Tod zuwider gewesen ist; aber dann hatte er doch wieder eine Eigenschaft, die für unser Winterpläsir da oben am Nordpol geradezu unbezahlbar war: er spielte nämlich die Baßgeig' und war so schlau gewesen, sein Mordsinstrument mit auf die Reis' mitzunehmen. Ich sage Ihnen, meine Herren, die Musik war immer meine schwache Seite — und wie ich das erste Mal nach dem Einfrieren die Wache hatte und aus dem Bauche der Rostocker „Luise" heraus das herzerquickliche Schrumm brumm brumm hörte, da besiegte ich meine Vorurtheile und ließ den Klaus Harms am anderen Tage feierlich zu einer Bowle Punsch auf die „Söte Minna" laden.

Herr Gott, war der Kerl langstielig! Aber wie ihm erst das sechste Glas Punsch so ein bischen Wind hinter das Toppsegel gesetzt hatte, da ließ ich seinen Contrabaß heimlich herüberholen, machte meine Fleut' schußfertig und — ja, das hätten Sie mal hören sollen, meine Herren! — das Concert war großartig. — Es sollen sich sogar einige Stockfische durch das Eis geklemmt haben, um besser zuhören zu können!

Und wie der Klaus Harms, die alte Thranlampe, das zehnte Glas im Leibe hatte, da funkelten ihm seine Fischaugen wie ein Paar Grubenlichter in den finsteren Höhlen und seine Zunge kam ärger ins Rollen, als meine „Söte Minna", wie sie zum ersten Mal durch das Skager Rak segelte.

„Feddersen!" rief er und rupfte dabei noch einen gehörigen Schlußakkord; „Feddersen! Ich sage, das war schön! da fehlt nur noch die schwarze Gudrid bei!"

„Wie, wat denn?!“ schrei ich und schmeiße mein Fleut auf das Kanape: „die schwarze Gudrid? Ist das ein Mädel? Wohnt sie hier auf zehn Meilen in die Nähe?“

Ich sage Ihnen, meine Herren, ich war ein blutjunger Kerl, und wenn man so in das ewige Eis bei die Stockfische festfriert, da kriegt man eine Sehnsucht nach die Frauensleut, daß einem das Herz wie eine Sturzsee an die Wanten schlägt, wenn man nur Weibernamen nennen hört!

„Die schwarze Gudrid? Himmelelement!“ schrie ich den Klaus Harms an: „wat is dat mit dat Mähden?“ Da kiekt er mich so schief an und dann zieht er seine Grubenlichter vollends ein und knurrt: „Ach, wat denn! Treck man de Segel in, Feddersen! Du makst to väl Wind. Das Mädel, das ich meine, das war in Christiania im Elysium und spielte die Harfe wie so ein Kirchenengel!“

Ich lachte und der Klaus Harms lachte — und meine Leute schleppten ihn sammt seine Baßgeig auf sein Schiff hinüber; aber was die schwarze Gudrid anbetrifft, so dachte ich mir mein Theil; denn wissen Sie, der Klaus Harms hatte einen so offenbaren Schreck gekriegt, wie ich ihn beim Worte nahm, daß mir die ganze Nacht der Gedanke nicht aus dem Kopfe kam: Paß auf, Jakob, der Rostocker hat hier was Schönes aufgespürt und möchte das gern für sich alleine haben! Aber, wie gesagt, meine Herren, ich war ein junges Blut, roth und weiß, zweiunddreißig gesunde Zähne und ein paar Augen im Kopfe, die ich nicht, wie Klaus Harms, im Raum versteckte, wenn

mir ein schmuckes Mädel das Fahrwasser kreuzte. Und am anderen Tage, wo ich meinen Rausch ausgeschlafen hatte, da war's natürlich das Erste, daß ich an Land ging und ganz Bindalen nach der schwarzen Gudrid absuchte. Ich brauchte auch gar nicht lange zu suchen, denn der kleine Hafenmeister Knudsen konnte es mir ganz genau sagen, daß die schwarze Gudrid Niemand anders sei, als die weit und breit bekannte, lustige Tochter des Zimmermanns Hjalmar Frovind, der da eine halbe Stunde vor dem Ort oben auf dem Hügel hauste, am Rande des Wäldchens, das ihm seine Stämme lieferte. Nun wußte ich genug.

Ich schliddere über das blanke Eis nach meine „Söte Minna" hinüber, krieche in meinen schönsten Sonntagsstaat, lasse mir meine besten Wasserstiefeln schön blank mit der Speckschwarte abreiben, mummle mich in meinen Pelz ein, setze die Pudelmütze auf und — nu man to!

Es war ein schöner, klarer Wintertag, der Himmel war so hell, wie er hier im hohen Norden man sein kann. Der Weg führte nicht durch die Stadt, sondern vom Hafen aus links einen ziemlich steilen Hügel rauf. Und dann standen da so einzelne Birken da, um damit daß man bei tiefem Schnee den Fahrweg finden konnte. An diesem 23. Dezember aber, als ich zum ersten Mal zu Hjalmar Frovind's Hüsung hinauf stieg, lag kein Schnee, sondern Feld und Weg waren nur mit hartgefrorenen Graupelkörnern bestreut, wie so ein Weihnachtskringel mit Zucker. Unterwegs überlegte ich mir, was ich wohl der schwarzen Gudrid sagen sollte, wenn sie mich fragte, was ich denn bei

ihrem Vater zu suchen hätte; aber wie sehr ich mich auch abplagte, einen vernünftigen Grund zu finden, es wollte mir nichts Rechtes einfallen. Und dann merkte ich auch, daß das nicht so verdammt glatt ging, als ich mir die paar schönen Redensarten zu übersetzen versuchte, mit denen ich zu Hause mich bei die Mädchens nüdlich zu machen pflegte — sonst kam ich mit mein Dänisch nämlich ganz passabel durch.

Der Meister Frovind hatte sich seine Waldbaracke wahrscheinlich selber zurecht gezimmert. Das Dings war all von Holz und sah doll genug aus — fast wie ein gekenterter Schuner. Der Dachrücken war scharf wie ein richtiger Schiffskiel und die Seitenplanken geschweift wie bei einem Schiffsbauch, die Fensterchen runde Luken. Die Hausthür steckte natürlich im Achtertheil, das von oben bis unten bunt bemalt war, wie man es so auf Abbildungen von alten Schiffen sieht. Na, ich sage Ihnen, meine Herren, wie ich mir das Ding so von allen Seiten besehen hatte, da setze ich die Fäuste in die Hüften und fange an zu lachen!

Und wie ich noch so lache, da klappt so ein Lukchen über der Hausthür auf, und da lacht auch was heraus. Ich natürlich kieke flink da hinauf, aber ich sehe nichts wie die Hand, die das Lukchen mit einem Knall wieder zuklappt. Und gleich darauf geht hinter der Thür ein Spektakel los, daß mir angst und bange wurde. Das mußte ein halbes Dutzend Köter sein, was da mit einem Male so los jaulte und boll.

Ach wat, denke ich, durch meine Wasserstiefeln

beißen die Beester nicht durch, und wenn sie frech werden wollen, dann schlage ich mit die Hacken hintenaus. Ich kriege also den großen Thürklopfer, einen in Holz geschnitzten Bärenkopf, zu packen und erhebe ein Gepolter zum Todte auferwecken. Das dauert auch nicht lange, da gröhlt eine Baßstimme von innen irgend etwas durch den Hundespektakel, was ich natürlich nicht verstehen konnte, aber für ein höfliches — Wer ist da draußen? Womit kann ich dienen, mein Herr? — hielt.

Ich also brülle nun meinerseits gleichfalls sehr höflich: „God Dag, Herr Frovind! De ere vel den Herr Frovind?“ Darauf schien der Herr Frovind hinter der Thür den Hunden was hinten aufzutreten, denn es erhob sich ein jämmerliches Wehgeschrei und der Hausherr gröhlte wieder was, was ich für: Und mit wem habe ich wohl die Ehre? hielt.

„Jeg er den Skipper Jakob Feddersen fra „Söte Minnaen“!“ schrie ich, so laut ich konnte, und setzte sofort mit schmeichelndem Gebrüll hinzu: „Hvorledes gaar det Dem?“ d. h. „Wie geht's Ihnen?“ — denn so fange ich immer meine dänischen Gespräche an.

Und wie nun die Köter gerade einen Augenblick sich verpusten, da hör' ich den Mann da drin ganz grimmig brummen: „Mange Tak, De er altfor elskvärdig!“ d. h. „Vielen Dank, Sie sind gar zu liebenswürdig!“

Nun, dachte ich, wird der Kerl doch endlich aufmachen! Aber nein — das töwt und töwt und red't kein Wort mehr. Und wie mir dat Ding's nu doch endlich zu lang wird, da donnere ich in meinem

sanftesten Flötenton: „Dat er smukt Vejr idag“ — „Schönes Wetter, heute!“ Und kaum habe ich das gesagt, da thut sich die Thür auf, und an der Spitze von sechs von diesen gräulichen Lappenhunden mit ihre spitzen langen Schnauzen und Zähne springt ein baumlanger alter Mann auf mich zu und haut mir mit einen dicken Knüppel eins über den Schädel, daß mir das Feuer aus den Augen springt!

„Javel, Du gammel Slyngel — smukt Vejr!“ — „Jawohl, Du alter Schlingel, schönes Wetter!“ — mehr verstand ich nicht, denn auf einmal ging der Föhrenwald und Hjalmar Frovind sein Kielhaus immer rund um mich herum und klatsch! da lag ich auf der verzuckerten Erde, der schwarzen Gudrid zu Füßen! Ich hörte blos noch einmal, wie von Weitem, das Lachen von vorhin, und dann war mir's, als ob ich kopfüber über Bord gegangen wär' und das Wasser gurgelte mir mein Sterbelied.

Na, meine Herren, so schlimm war ja das denn nu doch nicht! Ich wachte nach ein paar Stunden wieder auf und fand mich zu meinem Erstaunen auf einem bequemen alten Kanapee lang ausgestreckt und in einem schmucken warmen Zimmerchen, das ganz wie eine Kajüte, aber doch ganz verflucht gemüthlich und nüdlich, so recht nach einem Frauenzimmer aussah. Und was mir da so weich und vorsichtig auf dem Schädel herumkrabbelte, das mußten auch Frauenzimmerfinger sein; aber sehen konnte ich nichts, denn sie stand hinter meinem Kopfe. Und gerade vor mir, da saß auf einem Stuhl der alte weißbärtige Riese, Meister Frovind, und kratzte sich hinter'm Ohre.

„Ja, ja, smukt Vejr idag, Herr Feddersen . . . . .!“ Er wußte nicht, was er weiter sagen sollte, und darum begann er seine Hände auf seinen Knien zu reiben und mit einem verlegenen sanften Grunzen bald auf mich, bald wieder auf die Stubendiele zu kieken.

Na, meine Herren, Jakob Feddersen verliert nicht so leicht den Humor, und da ich doch meine fünf Sinne wieder beisammen zu haben glaubte und es doch sehr nett war, mir von das unsichtbare Wesen da hinten auf dem Schädel krabbeln zu lassen, seufzte ich eben nur recht tief auf und sagte: „Ja, ja, smukt Vejr!“ Wer hätte das gedacht — es kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel!

Da lachte es hinter mir laut auf — ich sage Ihnen, meine Herren, so ein Lachen haben Sie noch nicht gehört; so weich und hell dabei — immer so: gluk, gluk, gluk; und herauf und herunter, wie wenn in Norwegen eine Heerde Kühe im Herbste von der Säter ins Thal getrieben wird und man hört sie so von Weitem bimmeln, die hohen und die tiefen Klocken. Und wie ich mich umdrehen will und mir das Klockenspiel näher beseh'n, da springt es davon und ist mit drei Schritte zur Thür hinaus. Es weht ein Zug von flatternden Röcken über mein Gesicht und ich kriege gerade noch zwei dicke schwarze Flechten zu sehen, die ihr bis auf die Taille herunter hingen — das war aber auch alles!

„Meister Frovind,“ sagte ich endlich, weil der alte Mann gar nicht damit fertig werden konnte, seine Hosen blank zu reiben und die Dielenritzen abzusuchen — „Meister Frovind, war das Eure Tochter?“

„Javel, det var min Datter — hehe! naturligvis!“ sagte der Riese und klopfte sich dabei laut auf die Kniee, als ob nun die Arbeit an den Hosen gethan wäre.

„I, dann ist das wohl die schwarze Gudrid?“ fing ich nach einer Weile wieder an.

„Jawohl, das sollt ich meinen, Herr Feddersen. Gudrid heißt sie und die schwarzen Haare, und Augen, die hat sie von ihrer Mutter selig; die hab' ich mir da unten aufgefischt, wie ich noch Schiffszimmermann war, bei die Italieners, wissen Sie.“

„Und von wem hat sie dann das Lachen?“ frug ich wieder nach einer langen Weile, denn mir blubberte das immer noch wie Wasser um die Ohren, und es war gar nicht so leicht, einen Gedanken zu fassen und auszudrücken — noch dazu auf Norwegisch.

„Das Lachen? Ja, Herr Feddersen, ich meine, das Lachen, das wird sie denn wohl von mir haben!“ Und damit schlug er sich wieder auf die Beine und lachte so laut los, daß Alles im Zimmer vor Vergnügen zu tanzen anfing, mit Ausnahme von meinem Hirnschädel, dem das Gebrüll eklich weh that.

Und wie sich die Gegenstände in der Stube sowie mein Trommelfell wieder einigermaßen beruhigt hatten, da sagte ich ganz schüchtern: „Aber, Meister Frovind, wenn Ihr doch so lustig seid, warum habt Ihr mir denn dann Eure Köter auf den Leib gehetzt und mir mit Eurem verdammten Knüppel beinahe mein bischen Grütze ausgedroschen?“

Der Riese reckte bedächtig seine zehn Finger, einen nach den andern aus, daß es knackte und dann sagte

er, und kiekte mich dabei so verschmitzt von der Seite an: „Ja, Herr Feddersen, ich mein', das war ja denn wohl so et lille Misverstaaelse."

„Ich danke, Meister Frovind, ein recht nettes lüttes Mißverständniß!" — Und wie ich ihm nun weiter zusetzte, da kam die ganze saubere Geschichte heraus! — Mein schöner Landsmann von der Rostocker „Louise" hatte sich gleich anfangs, als er nach Bindalen kam, an den guten Meister Frovind und seine schwarze Gudrid heranzumachen gewußt. Das Mädel stach ihm gewaltig in die versunkenen Augen und er mochte auch wohl davon Wind bekommen haben, daß der alte Schiffszimmermann sich ein hübsches Stück Geld zur Ausstattung für sein einziges Kind zurückgelegt hätte; denn er kam fast Tag um Tag nach dem gemüthlichen Schiffshause heraufgestiefelt und strich um die schwarze Gudrid herum wie ein Kater um die Rahmschüssel. Der Alte gab mir's deutlich genug zu verstehn, daß der Claus Harms seiner Tochter unausstehlich wäre und daß er selber noch selten einen so langweiligen Gesellen gekannt hätte, der immer erst aufthaute, wenn er schon wie eine Unke betrunken war. Er, der alte Frovind, liebte aber einen gemüthlichen Schnack mit lustigen jungen Leuten, besonders wenn sie aus der Fremde kamen, über Alles. Meine schmucke Bark konnte er von seinem Hause aus sehr gut unten im Fjord neben der Rostocker „Luise" im Eise sitzen sehen und er hatte den Klaus Harms mehr als einmal gebeten, er möchte doch den Schiffer einmal zu einem Glase Grogk mit rauf bringen. Aber der Schuft, Klaus Harms, der hatte ganz heiser zu lachen ange=

fangen und gesagt, ich wäre ein trauriger alter Seebär, so an die Sechszig, stocktaub, zahnlos und außerdem — ja, was er außerdem noch gesagt hatte, das mußte wohl das Allerschlimmste gewesen sein, denn es war durchaus nicht aus dem alten Meister Frovind herauszukriegen.

„Ja ja, schlimm war das!“ lachte der Alte; „und wenn das doch wahr wär', dann wollte ich Euch mit Vergnügen den Schädel morgen vollends weich klopfen! Aber meine Tochter, die Gudrid, die hatte Euch schon von oben ins Auge gefaßt und wie Ihr da draußen auf die Nase fielt, da schrie sie von oben aus der Luke: Stopp, Vater, stopp! Es ist nicht der Rechte! Das ist ja ein ganz junger, hübscher Mann. — Und da drehte ich Euch herum und sah, was ich in meiner Wuth angerichtet hatte.“

Ja, meine Herren, wie ich das hörte, daß mich die schwarze Gudrid einen hübschen jungen Mann genannt hatte, da sprang ich mit beide Beine zugleich vom Kanape auf und fühlte mich frisch und munter wie ein Fisch. Sie können sich denken, wie sehr ich d'rauf brannte, das Mädel endlich einmal zu sehen! Aber die wollte nicht wieder hereinkommen, obwohl der Alte wie ein Stier nach ihr durch das Haus brüllte. Ehe ich aber meinen Abschied nahm, lud mich Meister Frovind auf morgen zum heiligen Weihnachtsabend zu Gaste. Der Klaus Harms würde auch dabei sein, aber ich sollte mich hüten, ihn vorher etwas wissen zu lassen, und eine halbe Stunde später kommen. Sie versprachen sich einen Hauptspaß davon, wenn der

Jakob Feddersen, der alte, taube, zahnlose Seebär auf einmal hereinträte u. s. w.

Der Zimmermeister brachte mich auf den Weg und ging eine gute Strecke neben mir her, um erst einmal zu sehen, ob ich auch schon sicher auf die Beine wäre. Das ging ja aber ganz gut und so verabschiedete er sich bald und machte sammt seine sechs Lappenhunde kehrt.

„Sagen Sie, Meister Frovind,“ rief ich ihm noch nach, „wozu müßt Ihr denn gerade ein halb Dutzend von diesen Bestien im Hause haben?“

„Ja, ich meine, das muß so sein bei uns zu Lande,“ lachte er. „Denn ich wohne gar so einsam, und um diese Jahreszeit da kommen die Bären weit ins Thal herunter!“

Nun, meine Herren, Sie werden zugeben, so auf dem Jahrmarkt ist ein Bär ein recht nettes Thier, aber wenn man denkt, daß er einem unterwegs ohne Maulkorb begegnen könnte, da nimmt man doch etwas lange Schritte, um nach Hause zu kommen, nicht wahr? Na aber trotz Bärenangst und Brummschädel kam ich doch vergnügt auf meiner „Söten Minna“ an, legte mich früh in die Beer und schlief auch wie ein Bär.

Am heilig Abend — es war zwar erst Klock fünf, aber schon so duster, daß ich eine Stocklaterne mitnehmen mußte — machte ich mich auf den Weg zu Hjalmar Frovind. Ich war so aufgeregt vor Erwartung, die schwarze Gudrid endlich zu Gesicht zu bekommen, wie ich kaum als kleiner Jung' am Weihnachtsabend je gewesen war. Und da man's doch von

Hause so gewohnt ist, daß man zum Jul nicht ohne ein Geschenk antritt, so hatte ich für den alten Riesen eine deutsche Porzellanpfeife und ein Pfund Varinas beigesteckt und für Gudrid im feinsten Laden von Bindalen ein hübsches seidenes Halstuch eingekauft. Natürlich vergaß ich auch nicht, meine Fleut mitzunehmen, denn wenn Klaus Harms nicht in der Betrunkenheit gefaselt hatte, so mußte die schwarze Gudrid mächtig musikalisch sein. Gegen etwaigte Bären hatte ich mir übrigens noch eine alte Reiterpistole, gehörig geladen in den Pelz gesteckt.

Meine Herren! Was der Klaus Harms vor ein Gesicht gemacht haben, mag, wie ich da so plötzlich bei Frovinds in die gute Stube trat und was der Alte gesagt haben mag, davon weiß ich Ihnen nichts mehr zu erzählen, denn die schwarze Gudrid stand mitten in der Stube, an ihre goldene Harfe gelehnt, und lachte — lachte! daß man wirklich nicht wußte, ob sie es war oder die große goldene Harfe da! Sie sah mich gar nicht an. Aber sie warf die schwarzen Zöpfe von der Brust auf den Rücken und klatschte in die Hände — und lachte, bis ihr die schwarzen Augen voll Wasser standen.

Am Ende lachten wir alle mit, bis auf den Klaus Harms — der hatte seine Fuchsaugen vollends in die Tüten gesteckt, griente und fletschte dabei die spitzen Zähne wie so ein Fuchs in der Falle, wenn man ihm nahe kommen will.

Na meine Herren, ich will's kurz machen. Es wurde Klaus Harms zum Tort ein sehr lustiger Abend. Dér Rostocker hatte seinen Baß

mitgebracht und bearbeitete ihn mit seinem Fidelbogen wie ein Zimmermann mit dem Beil einen Balken. Ich hatte meine Fleut herausgeholt, und ich kann Ihnen sagen, ich fleutete so gefühlvoll wie nie in meinem Leben! Die schwarze Gudrid aber zog die goldene Harfe zwischen ihre Kniee und schlug sie wie ein leibhaftiger Halleluja-Engel! Dann wurde der Weihnachtsbaum angesteckt, und wir sangen und waren lustig wie die Kinder. Der Alte schmauchte seinen Varinas aus die neue Piep, und Gudrid steckte sich die Zöpfe auf dem Kopfe fest und band sich lachend mein seidenes Tuch darüber. Aber merkwürdig, sie sah mich kein einziges mal an, und wenn sie fühlte, daß ich sie so heimlich von die Seite anstarrte, dann wurde sie jedesmal ein wenig roth — und lachte!

Nachher sang sie uns auch das Lied, was ich Ihnen vorhin spielen wollte. Ja meine Herren, Sie werden es nicht glauben, — aber mir ging es durch und durch und ich meinte, so etwas Schönes hätte ich mein Lebtag' noch nicht gehört. — — —

Hm — ja — es mochte wohl nahe Mitternacht sein, als wir den gekenterten Schuner am Walde verließen — und wahrhaftig, da waren Klaus Harms und ich die besten Freunde. — Sie wissen, meine Herren, wie das ist, wenn man so ein paar Quart heißen Punsch im Leibe hat: dann fällt man seinem Todfeinde um den Hals und bittet ihm unter Thränen ab, daß er uns auf die Leichdörner getreten hat! Und so schwankten denn auch wir Beiden, Arm in Arm, ein Herz und eine Seele, er mit die Baßgeig über den Rücken geschnallt, ich mit meine Stocklaterne

in die Hand, den steilen Weg zum Fjord hinunter. Während wir aber dadrin Weihnachten gefeiert hatten, hatte es draußen stundenlang sachte und feierlich vom Himmel herunter geschneit. Wir sanken bis über die Knöchel ein und konnten, so sehr wir auch unsere umnebelten Augen anstrengen mochten, in das gleichmäßige, gespenstische Weiß ringsumher weder Weg noch Steg entdecken. Und die verflixten Schneeflocken trieben uns immer noch in die heißen Gesichter und eine davon fand auch den Weg in meine Stocklaterne.

Da standen wir nun vollends im Dustern! Man hätte auch im nüchternsten Zustande kaum zwei Schritt vor sich einen Gegenstand erkennen können, und nun denken Sie sich noch, meine Herren, daß uns in unserer Glückseligkeit die Welt wie ein Caroussel vorkam, in welchem wir vergnügt wie so ein paar Dorfmähdchens beim Jahrmarkt immer rundum gondelten. Von die Birken war nichts zu sehen, unten im Hafen brannte kein Licht — wir hatten also bald keine Ahnung mehr wo wir uns befinden mochten!

„Ach, Landsmann!" jammerte Klaus Harms; „wat schall nu mit uns warn? Wenn wi hier in'n Snee stäken bliewen, denn erfrieren wi un denn kümmt de Bär un frett uns up."

Ne, Klaus, sage ich, dat dheit he nich: do dhät he sich den Magen to sihr bi verküllen.

„Ne, Jakob, weitst Du wat ick glöw', wat he denn dhät? Denn leckt he blod 'n bäten dat Jis af."

Jo woll, Klaus, dat mag he denn jo wol dhon, segg ick, und dabei kullern mir die Thränen man immer so die Backen runter.

Und nu fängt der Schuft auch an zu flennen: „Ach, Landsmann, dat is mi grad so, as schull ick in dissen Läwen kein'n Hiring mihr to fräten kregen."

Ja ja, segg ick, und keen Stockfisch oock nich!

„Weitst Du nok, wur bi uns to hus de Flunnern am besten sünd?" schluckst der Klas.

Jowoll, segg' ick, die Flunnern ut'n Bodden, de schmecken allemal am schönsten.

„Dat lüchst Du, Du miserablichter Pommer Du!", schreit mich der Rostocker an: „In Warnemünde sünd dat die schönsten Flunnern, dat will ick Di glick bewisen!" Und dabei zieht er seinen Fidelbogen aus dem Aermel raus und haut mir damit meine finstere Laterne von 'n Stock.

Ich, nicht faul, bück' mich, klumpe zwei Hände voll Schnee gehörig zusammen und — flatsch! saß ihm die Bescheerung mitten ins Gesicht. Da prustet der Kerl wie so eine alte Theerjacke bei der Morgenwäsche und langt sich auch einen Schneeball. Wie er aber sieht, daß ich mit meinen Stock auf ihn los gehe, macht er kehrt und trabt mit seine Baßgeig auf dem Rücken den Berg hinunter, so schnell ihn seine krummen Beine tragen können. Der Kerl war mir wahrhaftig zu schlecht, ihm nachzulaufen; ich rief ihm nur einige Schmeichelnamen nach für seine nichtsnutzigen Verleumdungen und dann machte ich mich selber, aber in einer anderen Richtung, auf den Weg. Wie oft ich meinen Cours gewechselt habe, das kann ich Ihnen nicht sagen, meine Herren. Ich kreuzte mit mäßige Geschwindigkeit vor dem Winde. Und wie ich etwa so ein klein Stündchen unterwegs bin, da finde ich

mich plötzlich vor einem kleinen Tannengehölz. Und wie ich so stehe und überlege, was ich nun thun soll, da höre ich ganz deutlich aus dem Gehölz ein tiefes Brummen. Es war man gut, daß ich so viel Warmes im Leibe hatte, sonst wäre ich vor Schreck erstarrt; denn natürlich, ich zweifelte keinen Augenblick, daß das der Bär war, welcher mich, kalt oder warm, je nach dem, zu verspeisen gedächte!

Wieder kam ein kleiner Windstoß und trug ein leises Knistern in den Zweigen, begleitet von ein sanftes Brummen an mein Ohr. Aber dann kam mir eine großartige Idee! Es fiel mir ein, daß der Bär ja bekanntlich ein sehr musikliebendes Thier ist. Eins, zwei, drei hatte ich meine Fleut zusammengesetzt — und nun ging's los. Tüt, Tüt, Tüt! Ich wußte selber kaum, wie ich dazu kam; aber es war das Lied, welches die schwarze Gudrid heut Abend so herzbeweglich gesungen hatte!

Ich glaube, ich hätte vor Rührung über die schöne Melodie beinahe den Meister Petz vergessen, wenn nicht ein neuer Windstoß die Wolken am Himmel auseinandergejagt und der helle Mond auf einmal in die Tannen geleuchtet hätte.

Meine Herren, ich kann Ihnen sagen, mir standen buchstäblich die Haare zu Berge — — der Bär stand kaum zehn Schritte von mir entfernt auf den Hinterbeinen und kam brummend auf mich zugewackelt! Aber Gott verläßt keinen braven Pommern nicht! Ich fahre wie der Blitz in meinen Pelz, ziehe die olle Pistol heraus, ziele einen Augenblick und — Krach! Pardautz! Da wälzte sich die braune Bestie im Schnee!

Herangehn mochte ich aber doch nicht, denn vielleicht war sie noch nicht ganz todt, und ich hatte keinen zweiten Schuß noch irgend eine andere Waffe. Ich laufe also was ich kann an dem Gehölz entlang und wie ich wieder freie Aussicht habe, da sehe ich dicht vor mir im Mondenscheine das Eis des Fjords glitzern und die rothe Laterne auf die „Söte Minna“ wie ein Fünkchen in einem Aschenhaufen glimmen. Eine halbe Stunde später war ich glücklich am Bord bei meine braven Jungens, und die waren noch munter — und alle besoffen!

Na die Freude, meine Herren, wie sie mich wieder hatten! Und das erste, was sie mir erzählten, war, daß die Leute von die „Luise“ mit Fackeln ausgezogen wären, um ihren Kapitän und seine Baßgeig zu suchen. — — —

Am andern Morgen wachte ich erst um zehn Uhr auf und zwar mit einem gehörigen Schädelweh, wie Sie sich denken können.

Es war schon elf Uhr vorbei, als ich endlich auf Deck kam; und da läuteten die Klocken von Bindalen gerade die Kirche aus, und die Leute gingen in ihren Sonntagsstaat mit die Gesangbücher unter'm Arm am Hafen spazieren und freuten sich über den schönen Feiertag.

Da ruft mit eins mein Bootsmann: „Hallo! Wat kümmt denn dor de Fallreepstrepp rup?“

Und da war das der alte Hjalmar Frovind; und wie der oben ist, da reicht er die Hand hinunter und zieht sein schönes Töchterchen auf unser Deck.

Potz Wetter! Was hatte sie für schöne rothe Backen

— und mein Seidentuch hatte sie um den Hals gebunden! Aber ankieken that sie mich wieder nicht, das schnurrige Mädel! Sie lachte nur wieder laut heraus, als ich das Gespräch wie gewöhnlich mit einem ernsthaften: Dat er smukt Vejr idag! begann.

„Na, was macht Ihr denn für ein Gesicht, Feddersen?“ lachte nun auch der Alte und schlug mich kräftig auf die Schulter: „Ihr wißt wohl gar nicht, was wir hier bei Euch zu suchen haben? Habt Ihr denn vergessen, daß Ihr uns gestern eingeladen habt, Eure „Söte Minna“ heute früh zu besichtigen?“

Natürlich wußte ich von Nichts mehr; aber ich nahm mich zusammen so gut es ging und spielte den angenehmen Wirth. Es war ein recht miserables Frühstück, was ich der schwarzen Gudrid und ihrem Vater vorzusetzen hatte, und das Prachtmädel lachte über jedes Stück, das ich auf den Tisch setzte. Nachher zeigte ich ihnen meine schmucke Bark — und ich kann Ihnen sagen, dem alten Schiffszimmermann gefiel das Fahrzeug fast so sehr, wie mir seine Tochter. Und wie er sich mit dem Bootsmann eben in ein Fachgespräch vertieft hatte, da fasse ich mir ein Herz, nehme die schwarze Gudrid sanft bei der Hand und frage ganz leise: „Fröken,“ sage ich, „wollen Sie mich denn gar nicht einmal ordentlich ankieken?“

Da lacht sie wieder, aber nur ganz leise, und sagt: „Ich habe Sie doch schon lange genug angekiekt, Herr Feddersen.“

„Ne, wo denn?“ segg ick.

„Na vorgestern, wie Sie bei mir auf dem Kanapee lagen und nicht wußten, wo Sie waren.“

„Ach Gott ja, das hatte ich ganz vergessen! Na und — was meinen Sie denn so — so im Allgemeinen zu Jakob Feddersen?“ frug ich — und das Herz schlug mir im Halse.

„Ach Gott,“ sagte sie: „So sehr alt, wie Herr Harms meinte, sind Sie ja nun grade nicht, und ganz taub auch nicht, und so furchtbar garstig auch nicht, und Ihre Zähne haben Sie ja auch noch alle gesund; aber —“

Damit blieb sie stecken, und wie ich nun weiter fragte, da kam's endlich heraus: Ja, aber der Klaus Harms hätte mir noch etwas Anderes, viel Schlimmeres nachgesagt, und das hätte sie mir leider nicht im Schlafe ansehen können!

Ich mochte bitten soviel ich wollte, sie sagte mir nicht, was das sei, sondern bestand nur mit einer ganz eigenen Halsstarrigkeit darauf, jeden Winkel der „Söten Minna“ ganz genau zu besehen, fast noch genauer, als ihr alter Vater, der an jede Planke klopfte und an jede Fuge mit dem Finger lang fuhr. Ich wußte mich vor Erstaunen nicht zu fassen, denn wie wir so im Raume herumkrochen, merkte ich, wie ihre Brust auf und nieder ging, wie ihr der Athem flog, wie sie immer bleicher ins Gesicht wurde und wie sie mich mit sone glänzende Augen von die Seite ansah.

Es war nur noch ein einziger Raum im Schiffe, ein einziger winziger Raum, ganz anständig und unschuldig, in den man aber doch nicht gerade seine Gäste, und besonders keine Damen hineinführt! Aber sonderbar, gerade dies Oertchen wollte sie durchaus besichtigen. Und wie ich mich mit dem Rücken vor das

Thürchen stelle und lache: „Ne, ne, Fröken, das lassen Sie man unbesehen!" — da fällt sie ihrem Vater um den Hals und schluchzt: „Ach, siehst Du, Vater, nun ist es doch wahr!" Und der alte Riese macht mir ganz grimmige Augen und schreit mich an: „Machen Sie die Thür da auf, Herr Feddersen, oder es reut Sie, daß ich Ihre Teufelsbark betreten habe!"

Ja, meine Herren, war das nicht zum Tollwerden? Ich kann Ihnen sagen, der Boden schwankte mir unter die Füße, als ob mein Schiff auf hoher See ginge. Ich glaube, ich wurde ganz blaß vor Erstaunen; aber was wollte ich thun? Ich trat einen Schritt zurück und machte rasch das Thürchen auf.

Nein, daß ich Ihnen die schwarze Gudrid nicht malen kann, wie sie so dastand mit offenen Munde und weit aufgerissene Augen, den Hals vorgestreckt — — und wie sie dann auf einmal in ein Gelächter ausbrach, wie es weder die „Söte Minna", noch sonst irgend ein Fahrzeug der Welt jemals gehört hat. Und der alte Frovind lachte mit, daß meine Bark ordentlich in den Fugen krachte.

Ich wußte noch immer nicht, was das Alles zu bedeuten hätte, und die schwarze Gudrid wollte es mir durchaus nicht sagen; aber ihr Gesicht war so roth geworden, wie die Abendsonne, und ihre großen schwarzen Augen lachten die hellsten Thränen und funkelten mich doch so lieblich an, daß mir ganz warm um's Herz wurde. Ich hatte wieder ihre Hand ergriffen — und nun zog sie sie gar nicht mehr fort, sondern drückte immer leise wieder, wenn ich sie ein bischen fester packte mit meine grobe Schiffertatze.

Wie wir wieder auf Deck kommen, hören wir ein großes Hallo vom Lande her — und da kommt auch schon einer von unsere Jungens über das Eis geschlittert und schreit von Weitem: „Hurrah! Hurrah! Ne so wat is noch nich dor west! Dor hebbn se den Schipper Harms sin Baßgeig' do baben in de Dannen funnen un de wihr musedod un här'n grot Leck in'n Buk, as wenn dor Een mit de Büss rin schaten här. Un de Schipper Harms, de is eben an Burd kamen mit een Näs', so flach as en Flunner!“

Na, meine Herren, Sie können sich denken, daß ich ganz muckstill dabeistand, als die Leute von die „Luise“ die Leiche meines Bären unter dem Hurrah der Jugend von Bindalen über das Eis trugen.

Ehe ich aber meine werthen Gäste entließ, bat ich mir noch die Erlaubniß aus, ihnen ein Stückchen auf meiner Fleut vortragen zu dürfen. — Und da spielte ich Gudrids Lied, dasselbe, mit welchem ich gestern den grimmigen Bären bezaubert hatte.

Und die schwarze Gudrid wollte mich wieder garnicht ansehen!

Als sie aber aufbrachen und Vater Frovind die Leiter hinaufstieg, da hielt ich das Fröken noch einen Augenblick bei der Hand zurück und sagte: „Gudrid! mit das Lied hast Du mir's angethan; das kann ich nun nie mehr vergessen!“

Und da dreht sie sich um, blitzgeschwind, und legt ihre Arme schwer um meinen Hals und küßt mich.

„Weißt Du, was er gesagt hat?“ flüstert sie mir in's Ohr; „Du hättest daheim ein Weib sitzen, und hättest auch ein Mädchen aus Norwegen mit Dir

heimlich entführt, und das hieltest Du hier auf Deinem Schiffe eingeschlossen — und darum wollte Dir mein Vater eher den Schädel einschlagen als Dich zu mir in's Haus lassen — und — darum mußten wir auch heute Alles sehen — Alles!"

Da lachte sie wieder so lustig auf, und der alte Frovind kiekte von oben die Luke herunter und schrie: „Na, Kinners, na, was macht Ihr denn da?"

Da zog ich die schwarze Gudrid an mich und schrie dem Alten zum Possen noch viel lauter: „Wi hebben uns mächtig leew! Vi elsker os ganske frygteligt!" —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Capitain wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und dann that er einen tiefen Zug aus seinem Glase. Keiner von uns sprach ein Wort.

Da steckte Petersen den Kopf zur Kajütenthür herein und rief: „Herr Cap'tein! Wollten Sie nich mal eben so freundlich sein un en bäten na baben kamen?"

Mit einem Seufzer erhob sich der kleine dicke Mann: „Ja, ja, Petersen, Sie können wohl lachen; wenn Sie nach Haus kommen, dann haben Sie Ihre liebe Frau da und — — — — —"

„Ick lach' aberst nich!" unterbrach ihn der Steuermann mit einem sauersüßen Lächeln.

„Na, wenn Sie nicht lachen wollen, Petersen, denn weinen Sie man ein bischen für mich mit am heilig Abend!"

Und damit stampfte Capitän Feddersen eiligst hinaus.

Der Steuermann ließ ihn vorbei. Aber gleich darauf steckte er wieder den Kopf durch die Thür und

raunte uns zu: „Ja, meine Herren, so is he un so bliwt he, uns Cap'tein: einen düchtigen ollen Seemann, dat möt woahr sin; aberst sit sin Fru em wegstoarwen is, is he mitunners so 'n bäten . . . Dat wihr' ne bannig schöne Fru west, seggen se — Fru Gudrid Feddersen!“

Die Cholera-Cigarre.

Der hochwürdige Zachäus Schnabelwaid war ein gar eifriger Diener des Wortes. Schon fünf Mal war es ihm geglückt in den zwanzig Jahren, während deren er unausgesetzt Pfarrer von Hedersleben da hinten herum im Thüringischen gewesen war, das kleine Lesepult auf seiner Kanzel kurz und klein zu predigen; denn im heiligen Zorne über die unausrottbare Unducht des sündhaften Menschengeschlechtes liebte er es, mit kräftiger Faust dreinzuschlagen. Das rüttelte die Kirchenschläfer auf und rammte ihnen das Wort Gottes fester ins Gemüth. Ja freilich, Zachäus Schnabelwaid war ein geistlicher Grobianus, aber auch ein Mann, der lieber sich das Fett vom Leibe schwitzte und die Knochen abrackerte, wenn er seiner Gemeinde damit ein Unheil abwenden und der Satansnoth des Lebens einen Tort anthun konnte, als daß er dem lieben Gott zu Ehren faulpelzte und in frumber Schmalzpfäffisch-keit des Daseins Nöthe ergebungsvoll beseufzete.

„Durch Schimpf zum Glimpf!“

Diesen Spruch hatte er sich selber verfaßt, auf einen Pappendeckel gemalt und über der Thür seines Arbeitszimmers festgenagelt.

Er war körperlich wie geistig bei seinen neunundfünfzig Jahren allezeit in rüstiger Bewegung. Tagtäglich marschirte er, „wenn das liebe Herrgottswetter nicht gar zu saumäßig war“, nach dem eine gute Stunde entfernten Städtchen, kaufte sich beim Materialisten Eugen Poppe drei Sechspfennigzigarren und ein halbes Viertel kalten Aufschnitt und holte sich seine Zeitung von der Post. Er war ein weit vorgeschobener Posten der Bildung, der Einzige in Hedersleben, der sich eine „richtige“ Zeitung hielt, denn im Gemeinde-Wirthshaus lag nur das Tripstriller Wurstblättchen auf. Er hielt es für seine Ehrenpflicht als Seelsorger, mit der Welt Lauf Schritt zu halten nach bestem Vermögen und so in seiner hochwürdigen Person die Brücke darzustellen, welche von der dusteren Einfalt seiner Beichtkinder hinüberleitete in die blendende Ueberweisheit der großen Strebe- und Lebewelt.

Ganz besonders fesselten die populären Aufsätze über die Errungenschaften der Naturwissenschaften seine Aufmerksamkeit, und sein Erstaunen über die märchenhaften Triumphe der Elektrotechnik, der Chemie, der Chirurgie war um so größer, je weniger er zum Verständniß solcher Dinge vorgebildet war. Er trug seine neugebackene Erkenntniß immer noch ofenwarm in die Dorfschenke, wo auf seine Anregung an jedem Mittwoch Abend die wißbegierigen Bauersleutchen zusammen-

kamen, um durch das Fernglas ihres guten Pfarrers einen belehrsamen Ausguck ins Weltgetriebe zu thun.

Schon als die Trichinen „erfunden“ waren, hatte Ehren-Zachäus gewaltig ins Kuhhorn gestoßen, um seine ahnungslosen Sauzüchter vor der schrecklichen Gefahr, aus Leichtsinn zu Massenmördern zu werden, zu bewahren. Aber da war er übel angekommen! In den Zeitungen mochte so dummes Zeug wohl stehen — aber wer hatte solche Malefizwürmer je mit Augen gesehen, wer hatte je gehört, daß ein vernünftiger Bauernmensch an seiner Frühstückswurst verendet wäre! Der Pastor mochte toben und drohen so viel er wollte — mit der ehrsamen Hederslebener Schweinerei blieb's eben doch beim Alten! Das hatten sie nun davon daß ihr Seelenhirte ihre Beicht- und Confirmandenwürste nicht mehr anrührte, sondern sich unerbittlich von Eugen Poppen seine Untersuchten holte! Sie lachten den Braven hinter seinem Rücken aus und verzehrten zwei Würste mehr im Jahre.

Als aber dann vollends die Vibrionen, Mikrokocken und Bazillen in den Spalten seiner Zeitung herumzuwimmeln begannen, da stieg Ehren-Zachäus' Aufregung aufs Höchste, und es kam selbst vor, daß die unsichtbare Teufelsbrut in hellen Haufen nächtens über sein Kopfkissen krabbelte und ihm den gesunden Schlaf störte. Himmel, was machten die „Mittwochsbauern“ für erstaunte Gesichter, als er ihnen in dem letzten gräulichen Cholerajahre einen Vortrag über den Kommabazillus hielt! Sie hatten zwar gegen diesen neuen unheimlichen Gesellen persönlich nichts einzuwenden, da er ja nicht von den Schweinen stammte;

aber als der Pastor gegangen war, tippte sich doch dieser und jener bedeutungsvoll vor die Stirn, und man ward einig darüber, daß der Herr Pfarrer wohl ein recht gelehrter Herr sei, aber sich doch gar zu leichtgläubig alles heillose Zeug von den Spaßvögeln, den Zeitungsschreibern, aufschwatzen lasse. Und daß er gar am nächsten Sonntage „die Luders“ in der Predigt vorbrachte, beispielsweise natürlich, das schien ihnen denn doch über die geistliche Hutschnur zu gehen!

Die Zwetschgen wurden reif und in Mitteldeutschland waren ein paar einzelne Leute unter verdächtigen Anzeichen gestorben! Die Bazillensucher hatten die Denkerhäupter geschüttelt und nur noch nicht genau zu sagen vermocht, ob sie es mit einem richtigen Komma oder mit einem Semikolon zu thun hätten! Jedenfalls bereitete dies gefährliche Fragezeichen schon unserm Zachäus Schnabelwaid ernstliche Sorgen. Er berief sofort eine außerordentliche Generalversammlung in die Schenke und hielt eine donnernde Rede gegen den Genuß von Zwetschgen mit Brunnenwasser oder auch Gurkensalat mit saurer Milch. Dann schilderte er nochmals den bösen Feind im Schafpelz eines harmlosen Lesezeichens in so brennenden Farben, daß es den Hörern wie langschwänzige Drachen und Seeschlangen vor den Augen tanzte, und empfahl ihnen schließlich, von Gemeindewegen die umfassendsten Sicherheitsmaßregeln zu treffen.

Er befand sich kaum eine halbe Stunde wieder zu Hause, als, von Augusta, seiner wohlbeleibten, aber kinderlosen Gattin hereingeführt, das „Fidelmariechen“, das einzige Kind des verwittweten Häuslers Gottfried

Fidel, sein Studirzimmer betrat und ihn schluchzend bat, doch geschwind zu seinem Vater zu kommen, der schier im Sterben liege vor Leibschneiden und Uebelkeit.

„Hat Dein Vater auch Zwetschgen gegessen?“ war des Pfarrers erste Frage.

„I nu freilich; mir haben ja gestern die ersten gepfluckt,“ schluchzte das Kind.

„Und Wasser darauf getrunken?“

„Nein — Breihahn. Aber's hat 'n so scheene geschmeckt und er hat noch so vergnügt eine lange Zigarre von Bälzigen darnach geraucht.“

„Noch schlimmer!“

Und mit vor Erregung zitternder Stimme forschte er weiter nach den Wahrzeichen der Krankheit. Sie stimmten zum Erschrecken mit Allem überein, was er über die Cholera gelesen hatte.

Dem Pastor schlug das Herz fühlbar gegen die Rippen — er zweifelte kaum mehr, daß dieser unglückliche Fidel-Gottfried das vertrakte Komma-Scheusal im Leibe habe.

„Die Pflicht ruft!“ sagte er mit einem ernsten, bedeutungsvollen Blick auf sein Weib, während er sich den Rock über der breiten Brust zuknöpfte.

Sie ergriff ihn am Arme und rief angstvoll: „Zachäus! Du wirst doch nicht? Wenn Dir das Ungeziefer nun selbst ankriecht!“

Aber wo es die Pflicht galt, kannte Ehren-Zachäus kein Zaudern. Er nahm das Fidelmariechen bei der Hand und eilte mit so großen Schritten nach der

Lehmhütte des Häuslers, daß die Kleine athemlos neben ihm traben mußte.

Und doch kamen sie zu spät. Der arme Fidel hatte bereits seinen Geist aufgegeben. Binnen sechs Stunden gesund und todt!

Ein paar Nachbarsleute hatten sich schon beim Sterbehause eingefunden und drängten sich um ihren Pfarrer mit grausigen Berichten von dem raschen Hintritt Fidels und mit der ängstlichen Frage, ob das wohl gar die Cholera sei, die er ihnen eben erst so anschaulich geschildert. Und Ehren-Zachäus faltete die Hände unter dem Doppelkinn, wandte die Augen gen Himmel und sprach: „Gott stärke Eure Seelen wider alle Anfechtung, meine geliebten Kinder: wir haben den Komma-Bazillus in Hedersleben.“

Dann befahl er den Leuten strenge an, sich ja nicht in das durchseuchte Haus zu begeben, ehe die nothwendigen Desinfektions-Maßregeln getroffen seien. Er entsandte einen reitenden Boten nach dem Städtchen, um Carbolsäure zu holen. Ein Arzt war leider dort nicht zu haben, da der alte gestorben und noch kein neuer sich dort niedergelassen hatte. Er selber verschloß dann die Hausthüre und steckte den Schlüssel in die Tasche. Die Beerdigung sollte schon am nächsten Vormittage stattfinden.

Die Aufregung im Dorfe war nicht gering. Jung und Alt lief zusammen, stand in vorsichtiger Entfernung um Fidels Hütte herum und starrte mit weitaufgerissenen Augen in die Luft, ob nicht am Ende gar über dem Seuchenheerde eine Wolke von Komma-Würmern aufsteigen möchte.

Spät Abends kehrte der Bote ohne Carbol zurück, welches selbst beim Großhändler Eugen Poppe nicht zu haben gewesen war, und brachte statt dessen eine Stange Schwefel mit, die dann auch unter Leitung des Pfarrers im Vorflur des Hauses verbrannt wurde. Ganz Hedersleben stank wie Sodom und Gomorrha und die Hederslebener kriegten das Husten wie die Schafe im Erbsenstroh. Und das Fidelmariechen mußte es sich gefallen lassen, daß man ihm die Kleider vom Leibe riß und kräftig ausschwefelte, während man es selber nackt und bloß, wie es zur Welt gekommen, bei der Frau Pastorin ins Bett steckte. Und da war das arme Dingchen trotz allem Herzeleid und Weltverlassenheit bald eingeschlafen.

„Und der Nordhäuser hatte 'm doch noch so scheene geschmeckt!“ waren der Kleinen letzte, schon halb gelallte Worte gewesen.

Lange noch schritt der Hochwürdige in seinem Studirzimmer bedenksam auf und nieder, die schwere Sorge um ganz Hedersleben auf dem großen Hirtenherzen mitschleppend. Ein wenig Zagen um seines eigenen Leibes Wohlfahrt mischte sich auch in die allgemeine Sorge, wie sehr er auch dagegen ankämpfen mochte. Sein Rock war gründlich durchgeschwefelt, aber wenn er nun doch irgendwie so ein heimtückisches Ungeheuerlein erwischt und lebendig mit heimgebracht hätte? Wenn er daran glauben und sein gutes Weib Augusta dahinten lassen mußte? Nun, es war dann auch für sie gesorgt und lange hätte sie's ohne ihren Zachäum hienieden doch nicht getrieben. Hatte sie ja sonst weder Kind noch Kegel!

Ehren-Zachäus stand stille und seufzte. Ach! wie fiel es ihm in dieser ernsten Stunde schwer auf's Gemüth, daß er so an das Sterben denken konnte, ohne daß ein Liebesgram und Abschiedsjammer ihm das Herz abstießen! Es drängte ihn, ein ernstes Wort mit seinem Weibe zu reden und ein greifbar Zeichen ihrer treuen Liebe zu begehren, um doch mit seinen Sterbegedanken den Trost der Wehmuth zu verbinden.

Und wie er hinaufgestiegen war ins Oberzimmer und die Thür des Schlafgemachs leise aufthat, da sah er seine Augusta nicht im Bette, wie er erwartet hatte, sondern er fand sie wach und auf den Beinen gleich ihm selber. Sie stand über das Lager des Fidelmariechens gebeugt und ließ kein Auge von dem rothgeschlafenen, thränenbethauten Gesichtlein. Und als ihr Eheherr zu ihr trat und ihr sanft den Arm um die runden Schultern legte, da schlug sie das Federbett behutsam zurück und zeigte ihm das Fidelmariechen splinterfaselnackend in aller Unschuldspracht seiner schlanken weißen Glieder.

„Liegt es nicht da wie vom Himmel gefallen?" schluchzte die Pfarrin auf.

„Ja, mein gutes Weib, laß uns dankbar aufheben und heimbringen, was der Herr uns in den Schooß geworfen hat. Das Fidelmariechen soll unser Findelmariechen sein! Deck's gut zu — bei uns soll's hinfort warm ruhen." — —

Am nächsten Morgen wohl bei Zeiten rüstete sich Ehren-Zachäus zu dem gefährlichen Gange nach dem Bazillen-Herde. Er fand vor Fidels Hütte bereits eine dichte Schaar Männer und Weiber versammelt,

die schon seit einer Stunde da unschlüssig herumstanden und überlegten, wie dem vertrackten Leichnam am sichersten beizukommen sei. Der Sarg stand auf dem gestern so gründlich durchschwefelten Estrich bereit, aber Niemand hatte bisher gewagt, das Sterbezimmer selbst zu öffnen. Nun sollte der Herr Pastor Rath schaffen. Der Schwefel war gestern gänzlich draufgegangen; zudem hätte man auch in dem beizenden Qualm nicht hantiren können — und bei dem Heidenrespekt, den ihnen der Pfarrer vor diesen Malefizbestien nunmehr beigebracht hatte, wäre keiner so tollkühn erfunden worden, den Kampf mit dem Bazillus ohne ein kräftiges Schutzmittel aufzunehmen.

Und wie der Hochwürdige noch so stand und guten Rath gar theuer fand, da zog ein feines, graues Wölklein vor seiner Nase daher, und ein würziges Flöcklein von diesem Wölklein schlüpfte in sein linkes Nasloch hinein wie ein Möttchen in einen alten Pelz.

„Ei du — Himmelbataillon! Was stinkt denn so zum Himmel?“ fuhr er auf, seiner geistlichen Ehrbarkeit ganz vergessend. Und mit rollenden Augen forschte er ringsum nach dem Quell so ruchloser Duftsamkeit.

Da zeigten zwanzig Finger zugleich auf den Schweine-Michel, den dümmsten und längsten Lümmel von Hedersleben, der einen traurigen Glimmstengel zwischen den dicken Lippen wiederkäuend hin- und herschob und verlegen seinen wild blickenden Seelsorger angrinste.

„Mensch, wo hast Du das Teufelskraut her?“ schrie Ehren-Zachäus ihn an und packte ihn hart bei beiden Schultern.

„Hier aus'm Dorfe — von Bälzigen", stotterte der Erschrockene.

„Was kostet das Stück?"

„Zwei Pfennige."

„Schweinemichel, Dich hat der Herrgott selbst mit Deiner Stinkadora hierhergepflanzt, um uns in unserer Rathlosigkeit zu erleuchten. Was Du da schmauchst, das ist die leibhaftige Cholera-Cigarre! — Ihr Männer von Hedersleben, wer will sich mit mir opfern und so einen Bälzig'schen Schandstrunk rauchen? Ich geb' Euch mein Wort, daß kein Bazillus der Welt diesen lieblichen Duft erträgt!"

Sechs tapfere Mannen meldeten sich freiwillig. Die Räucherkerzen wurden geholt, in Brand gesetzt — und dann von Ehren-Zachäus selbst, nach einem kräftigen Zuge, die Thür der Todtenkammer aufgethan.

Als sich die graue Wolke, welche die Eintretenden als erste schwere Geschützsalve gegen den Bazillus in's Zimmer gefeuert hatten, ein wenig verzogen, sahen sie den todten Fidel auf der Seite liegen, mit rothem, gedunsenem Angesicht; und wie sie stille standen und vor Schreck über den Anblick solch gräulich naturwidrigen Leichnams den Athem anhielten, da — — vernahmen sie ein friedlich rasselndes, sägendes, schnaufendes Schnarchen!

Und da, nachdem sie sich von dem ersten starren Erstaunen erholt, begann zuerst der Pfarrer selbst, und dann die sechs tapferen Mannen ihm nach, ein urmächtiges Gelächter zu erheben, also daß im Umsehen die draußen Harrenden hereingelockt und das ganze Häuslein von Neugierigen erfüllt ward.

Und noch immer lachend, daß es ihm in die Seiten stach, winkte Ehren-Zachäus die Raucher heran und hieß sie, auf sein Commando dem schnarchenden Leichnam eine zweite Salve unter die Nase zu feuern.

Heißa! wie konnte da der todte Fidel-Gottfried in die Höhe springen!

„Herrjeh! Hülfe! Hülfe!“ stieß er, noch würgend und prustend, hervor: „Ein zweites Mal überleb' ich's nicht!“ Damit ließ er das Haupt wieder schwer auf's Kissen fallen. — — — — — — — — — — —

Der Fidel-Gottfried war und blieb sein Lebtag der Meinung, daß nicht sowohl die Zwetschgen mit Bräuhahn, als vielmehr die darauf genossene Bälzig'sche Zigarre ihn zum ersten Cholera-Opfer von Hedersleben gemacht habe. Aber die Flasche Nordhäuser, die ihm das Mariechen gegen Abend hatte holen müssen und die er in der Verzweiflung über seine Schmerzen auf einen Zug geleert hatte, die mußte ihn gerettet haben. Er überstand die üblen Folgen glücklich und blieb geduldig auf dieser elenden Bazillen-Welt — — aber das Fidelmariechen blieb auch im Pfarrhause und fühlte sich so wohl darinnen, daß der Vater es gern dort ließ und drein willigte, daß es des Pastors Erbtöchterlein und der Pfarrin Augentrost auch noch bei seinen Lebzeiten genannt wurde.

Und zum dauernden Gedächtniß des Tages, der seinem vorschnellen Uebereifer in Sachen, die er doch wohl nicht recht verstehen mochte, ein so lächerliches und belehrsames Ende bereitet und ihm zugleich ein liebreiches Töchterlein als seines Alters traute Sorge

und süße Wonne beschеert hatte, ließ er sich ein Exemplar der berühmten Hederslebener Cholera-Zigarre unter Glas und Rahmen bringen und befestigte solchen an der Wand seines Studirzimmers über seinem Wahlspruch: Durch Schimpf zum Glimpf.

Der Herr Assistenzarzt.

Pflichtschuldigst hatte ich das dritte Nachmittagsglas meines sanften alkalischen Säuerlings verschluckt und wandelte nun mit jener regelrechten Gemächlichkeit, welche dem gläubigen Badegaste so wohl ansteht, die Brunnenpromenade auf und ab. Die Mehrheit meiner Leidensgenossen saß bereits vor dem Café Knackfuß, löffelte ihren Mokka und stippte ihren Kuchen. Ich suchte mir mit begehrlichen Blicken schon ein hübsches Schattenplätzchen an einem freien Tische aus, obwohl ich noch sechsmal „die kleine Tour" zu machen hatte, und folglich die Wahrscheinlichkeit, den Platz hernach noch frei zu finden, sehr gering war.

Und wirklich — als ich das zweite Mal bei Knackfuß vorbeikam, saß bereits ein Mensch an meinem Tische. Ich sage nicht ein Herr, denn meinem Aerger genügte der Umstand, daß des Mannes Anzug nicht mehr ganz neu und sein Schlapphut zweifelsohne recht alt war, vollkommen, um ihn der Herrenwürde zu entkleiden. Ich ging dicht an ihm vorbei und hörte den Kellner fragen: „Sie wünschen, mein Herr?"

„Nichts," sagte das Individuum — denn ein Herr, der bei Knackfuß im Freien saß und nichts ver-

zehrte, war nicht einmal mehr ein Mensch. Ich sah mich nach dem Individuum um. Es sah in der That recht verwahrlost aus, trotz seines imposanten, wohlgepflegten blonden Vollbartes. Es versenkte die Hände in die Hosentaschen und starrte finster auf eine kleine Kaffeelache auf der Tischplatte.

Ich grunzte mißbilligend und nahm die dritte kleine Tour in Angriff. Als ich abermals vorüberwandelte, saß es immer noch unbeweglich in der ersten Stellung und schien mit gespanntester Aufmerksamkeit drei Fliegen zu beobachten, welche eifrig ihre Rüssel in die Lache titschten.

Als ich das vierte Mal des Weges kam, fragte ihn eben ein anderer Kellner mit der ausgesuchtesten Höflichkeit: „Sie befehlen, mein Herr?“ Und wieder versetzte das Individuum mit der ausgesuchtesten Kürze: „Nichts.“

Ha! dachte ich — vielleicht ein Nihilist!

Ich schritt zum fünften Mal daher und sah, wie drei Kellner flüsternd zusammentraten und darauf einer von ihnen sich leise dem Stuhle des Individuums von hinten näherte und dann plötzlich laut, wie um die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste zu erregen, mit der üblichen Frage herausplatzte.

Der Unheimliche zuckte leicht zusammen, als er so viele Blicke auf sich gerichtet sah, runzelte die Stirn und rief mit energischer Betonung: „Geben Sie mir ein Glas Wasser und eine Zeitung — aber blitzartig — wenn ich bitten darf!“

Damit zog er die Lacher auf seine Seite, kümmerte sich aber gar nicht weiter um sie, sondern fuhr fort,

die Fliegen zu beobachten. Ich beschloß, mich trotz meiner anfänglichen Bedenken an denselben Tisch zu setzen. Studiren wir das Individuum, dachte ich, vielleicht „ganz ein Charakter“, problematische Natur, oder so etwas in dein Fach Schlagendes.

Nun hatte ich die sechste „Kleine“ glücklich abgelaufen. Es saß noch da und hatte inzwischen wirklich die Zeitung und das Glas Wasser erhalten.

„Sie gestatten, mein Herr?“

Ich hätte doch wohl nicht „Herr“ sagen sollen. Ein Herr pflegt doch „bitte sehr“ zu murmeln; das Individuum nickte bloß ganz unbedeutend mit dem dicken Kopfe und blickte nicht von dem Inseratentheil seines Zeitungsblattes auf.

Ich setzte mich und bestellte Kaffee mit Gebäck. Darauf zündete ich mir eine Cigarre an. Mir war, als hörte ich mein Gegenüber hinter seiner Zeitung vorsichtig seufzen. Aber ich achtete nicht weiter darauf, sondern drehte mich soweit auf meinem Stuhle herum, daß ich dem Individuum fast den Rücken zukehrte, schlug hochmüthig ein Bein über das andere, blies meine Rauchsäulen kerzengerade in die Luft und trommelte mit der Linken anmuthig auf der Tischplatte. So, nun mochte sich das Individuum gefälligst über mich orientiren!

Aber kaum hatte ich mich einige Minuten lang meiner eigenen Grazie zu erfreuen gehabt, als ich zusammenschreckte, wie wenn mir jemand ein Stückchen Eis hinter den Kragen gesteckt hätte. Man stelle sich vor: das Individuum hatte in munterem, kaum leise

fragendem Tone meinen Namen genannt, meinen richtigen Vor- und Zunamen!

Ich starrte es verdutzt an; konnte mich durchaus nicht entsinnen, seinesgleichen schon irgendwo gesehen zu haben. „Allerdings, der bin ich!“ — stotterte ich — „aber ich wüßte wirklich nicht, mein Herr, wo . . .!“

„Paul Stengel,“ unterbrach er mich. „Kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr?“

„Ach, Paul Stengel! Richtig, richitg — ach, das freut mich aber doch sehr!“ Das sagte ich so recht herzlich und bieder, kramte aber dabei noch immer in meinem Gedächtniß nach einem Paul Stengel herum. Der Name kam mir bekannt vor, aber wo . . . wo? „Ei, natürlich — mein alter Paul Stengel, ich hätte Sie ja schon . . .“

„Wir duzten uns doch früher,“ fiel mir mein alter Paul Stengel in die Rede.

„Jawohl, gewiß — aber man weiß doch nicht immer, ob das so fortgehen darf. Na, lieber, alter Paul, wie geht dir's denn?“ Wir schüttelten uns kräftig die Hände über den Tisch herüber. „Ich hätte dich ja auch an deinem phänomenalen Bart gleich wieder erkennen sollen.“

„Wirklich? Ich glaubte, der Bart hätte mich gerade unkenntlich gemacht — steht ja erst seit kaum zwei Jahren, und wir haben uns doch seit — warte mal — seit etwa zwölf Jahren nicht wiedergesehen?“

„Donnerwetter, das ist aber lange her!“ rief ich unwillkürlich. „Da war ich also fünfzehn und saß in Tertia.“

„Ganz recht, ich auch. Aber du scheinst mir keinen Schimmer zu haben!“

„Nicht die blasse Idee einer Ahnung,“ versetzte ich, froh, wieder in das Fahrwasser der Ehrlichkeit hineinsteuern zu dürfen.

„Na, ich ging doch damals vom Gymnasium ab und wurde Musiker, weißt du nicht mehr? Wie du nach Prima kamst, bratschte ich schon im städtischen Orchester.“

„Ach, was du sagst! Ja, ja, die Bratsche ist ein schönes Instrument.“ Es gibt doch wirklich Leute, die ein unanständig gutes Gedächtniß haben, dachte ich. Kennt mich dieser bratschende Duzbruder noch nach zwölf Jahren! „Du bist wohl jetzt ein großer Virtuos?“ fügte ich laut hinzu.

„Danke, es geht. Aber höre mal — da kommt dein Kaffee — könntest du nicht für mich auch ein Täßchen — auslegen? Kellner, mir auch eine Schale Schwarz!“

„Schale Schwarz! Sehr wohl mein Herr!“ Der Kellner flitzte lächelnd davon.

„Es scheint dir also doch nicht besonders zu gehen?“ begann ich nach einer kleinen Pause wieder.

„Schwindsucht!“ seufzte Paul Stengel.

„Schwindsucht! Armer Kerl! Aber weißt du, man sieht dir's eigentlich gar nicht an!“

„Da sitzt sie!“ flüsterte mein Freund und holte ein Portemonnaie aus der Tasche, so hohlwangig, wie sich eins nur in dem letzten Stadium der Auszehrung darstellen kann.

„Ach so!“ versetzte ich, gleichfalls seufzend, indem

ich überlegte, welche Höhe wohl die demnächst zu erhebende Anleihe nach seiner Schätzung meines Wertes erreichen dürfte. „Du rauchst doch?“ Ich hielt ihm die geöffnete Tasche hin, und er griff mit verblüffender Sicherheit die einzige Havana, die sich neben mehreren Wald- und Wiesenkräutern darin befand.

„Ich danke,“ sagte er und begann sogleich mit Genuß und Unverstand zu qualmen. „Denke Dir, wie's mir ergangen ist.“

Seine Schale Schwarz kam. Und dann begann er zu erzählen: „Also weißt Du, mit der Musik, das ist noch gar nicht schlecht, wenn man nicht zu hoch hinaus will, und die Feste feiert, wie sie fallen. Ich geigte, bratschte, klarinettierte, wie's gerade kam, im Winter meistens beim Theater, im Sommer bei verschiedenen Badekapellen. Mein Unglück wurde mein reicher Onkel! Der Unmensch ist Leimsieder in Mühlhausen — hier in Thüringen, weißt du. Ich kam auf die Idee, bei dem alten Herrn ein bischen erbzuschleichen; denn er hat keine Kinder und seine Frau ist lange todt. Ich nahm eine Stelle in der städtischen Kapelle an, obwohl der Verdienst viel geringer, als wie ich's bisher gewohnt gewesen war. Dann stellte ich mich dem Onkel Leimsieder vor. Er empfing mich äußerst kühl, erinnerte sich meines Vorhandenseins kaum mehr als du, und äußerte seine Geringschätzung meines Berufes in echt leimsiederischer Weise. Ich war trotz alledem ungeheuer liebenswürdig und aufgeräumt, erzählte ihm Schnurren und Schwänke zum kranklachen — aber er lächelte kaum. Dagegen sah er fortwährend nach der Uhr, so lange ich da war,

um immer genau auf die Minute eine Pillenschachtel aus der Westentasche zu holen und mit Hilfe eines Glases Wasser drei Stück zu verschlucken. Darauf schnitt er ein saures Gesicht, pfiff ein Endchen von irgend einer alten Melodie vor sich hin, oder sang auch wohl: ich bin, ich bin im Leibe nicht gesund! Ich beachtete das zuerst nicht und fuhr mit meinen Witzen unverdrossen fort. Als sich aber bei öfteren Besuchen dieselbe Geschichte immer wiederholte, nur daß es einmal ein Pulver, das anderemal ein Tränkchen war, was er verschluckte, kam ich endlich auf die Idee, ihn nach seinen Leiden zu fragen und seiner unendlichen Aufzählung derselben und all der Mittel, die er bereits ohne Erfolg gebraucht hatte, mit Engelsgeduld zu lauschen. Das war das Richtige; denn beim Abschied lud er mich ziemlich herzlich ein, an einem der folgenden Feiertage bei ihm zu Mittag zu essen. Und bei diesem ersten Mittagessen erblickte ich . . .“

„Ein Mädchen von so wunderbaren Reizen . . . und so weiter.“ So füllte ich mit richtigem Instinkt seine Kunstpause aus. Und er nickte, seufzte und fuhr fort: „Er stellte sie mir so ganz nebenbei als Fräulein Lehmann vor. Lehmann kann jeder heißen — und das Fräulein lächelte so eigen bei der Vorstellung. Er hatte mich also offenbar belogen, der Onkel Leimsieder, und diese junge Dame war gewiß auch eine entfernte Base von mir, die wahrscheinliche Erbin. Sie war also meine glücklichere Nebenbuhlerin; und dennoch, sie sehen und sie lieben, war eins. Ich strengte mich furchtbar an, geigte auf meinen liebenswürdigsten Saiten herum und hatte die Genugthuung, zu be-

merken, daß das angebliche Fräulein sich königlich amüsierte. Der Alte aber spitzte seine schlaffen Lippen immer öfter zu einem mißvergnügten Gepfeife und ließ argwöhnische, unzufriedene Blicke zwischen mir und dem Kinde hin- und hergleiten. Ich bemerkte es rechtzeitig und lenkte schleunigst das Gespräch auf seine lieben Leibesnöthe, und je unappetitlicher die Konversation wurde, desto mehr hellte sich des Onkels Gesicht auf, desto besser schmeckte ihm das Essen, während die kleine Blondine ganz traurig dreinschaute und das Näschen rümpfte, als wollte sie sagen: pfui, baba! — Einige Tage später traf ich sie allein auf der Straße und begleitete sie auf weiten Umwegen bis in die Nähe der Leimsiederei. — Da erfuhr ich also, daß sie eine Großnichte des Alten sei, Selma Bötel heiße, und da sie verwaist und arm, gezwungen sei, das Brod des Großonkels zu essen, der ihr mit seinen tausend Leiden das Leben recht sauer mache, und sie übrigens so eifersüchtig vor jeder männlichen Annäherung zu bewahren suche, als ob er sie für das Kloster vorbereiten wolle. Und bei der Gelegenheit konnte ich auch schon merken, daß ich ihr keinen ganz ungünstigen Eindruck gemacht hatte. Wir sahen uns später noch öfter, immer heimlich und unter allerlei Schwierigkeiten und zuletzt ...."

„Nun?"

„Sehe ich wie ein Dummkopf aus?"

„Durchaus nicht — im Gegentheil!"

„Danke. Aber Du siehst in der That den großartigsten Esel seines Jahrhunderts in mir!"

„Aber Paul!" Der alte Bursche war wirklich nett.

„Denke Dir, ich gehe hin, ich Rhinozeros, und bitte den Onkel Leimsieder um ihre Hand!"

„Er warf Dich zum Hause hinaus; Enterbung, Thränen, ewige Treue, Schulden, Pfandleihe, Abschied, gebrochene Herzen — Ende, der Vorhang fällt!"

„Ja, alles ganz richtig. Du scheinst das ja recht genau zu kennen. Der Vorhang soll aber nur ein Zwischenvorhang gewesen sein, so wahr ich Paul Stengel heiße." Er sprach in der Erregung ziemlich laut und ich bemerkte, wie ein in nächster Nähe sitzender, älterer, glattrasirter, kahlköpfiger Herr, in einem sehr hellen Paletot, uns aufmerksam beobachtete und seine großen rothen Ohren bedenklich spitzte. Ich wies meinen Freund Paul auf den plumpen Horcher hin; doch der war so im Feuer, daß er es kaum der Mühe werth hielt, seine Stimme ein wenig zu dämpfen. „Seit jener schrecklichen Stunde ist es mir schlechter und immer schlechter gegangen. Ich hatte allerdings im Vertrauen auf den alten Leimsieder in Mühlhausen Schulden gemacht, die mir fast ein ganzes Jahr lang als Klotz am Bein gehangen haben — aber meine Selma habe ich nicht aufgegeben. — Im Gegentheil, sie sitzt mir noch so fest im Herzen, wie . . ."

„Nun ja, ich glaub's schon, strenge Dich nicht an. Und wie kommst Du hier her? und mit Deiner Schwindsucht?" fragte ich, um das Verfahren abzukürzen.

„Mein letzter Kapellmeister, auch in so einem verdammten Wasserloche, ist durchgebrannt und hat uns arme Teufel ohne einen rothen Heller sitzen lassen. Es war eine Stelle im hiesigen Curorchester ausge-

schrieben — zweite Posaune — wenn's nicht anders ist, blase ich auch Posaune! — Ich laufe zu Fuß hierher, um mich dazu zu melden, aber sie ist schon seit gestern besetzt!" —

Große Pause! —

„Sage 'mal, lieber Freund, könntest Du mir nicht vielleicht . . . ."

„Ja, weißt Du," fiel ich rasch ein — „ich leide auch nicht gerade an — Vollblütigkeit, und das Leben hier ist doch theurer, als ich dachte. Hier hast Du vorläufig einen Thaler, aber morgen früh komm doch einmal zu mir. Wollen 'mal berechnen und sehen, was sich thun läßt."

„Tausend Dank, lieber, alter Freund, Du bekommst alles zurück, sobald ich . . . ."

„Sobald Du Deine Erbin geheirathet hast," unterbrach ich, „denn jetzt wirst Du doch warten müssen, bis der Leimsieder ausgesotten hat — er müßte denn etwa gar noch eine Klausel im Testament gemacht haben, welche seiner Großnichte verbietet, den Musikus Paul Stengel zu heirathen!"

„Hölle und Teufel — daran habe ich noch gar nicht gedacht!" fuhr der Unglücksmensch auf.

„Nicht so laut," mahnte ich. „Dieser unangenehme Mensch im silbergrauen Paletot ist Dir schon ganz auf den Pelz gerückt. Wenn er sich bloß den Hut aufsetzen wollte; dieser blanke Schädel blendet mich förmlich!" Ich glaubte dies ganz leise geflüstert zu haben, aber der alte Herr setzte sogleich wirklich seinen Hut auf und wendete mir darauf sein freundlich grinsendes Vollmondsgesicht zu. Herr Gott! mußte der

Mensch Ohren haben! — So scharf wie meines Freundes Paul Stengels Gedächtniß für Physiognomien! — Mir wurde doch nun einigermaßen bange in der Gesellschaft. Ich schützte also irgend eine dringende Angelegenheit vor und ließ meinen alten Freund Stengel mit dem Rest meiner Havana und meinem schönen Thaler allein. Als ich mich nach fünfzig Schritten noch einmal nach ihm umsah — stand mit gelüftetem Hut der Silbergraue mit dem Kahlkopf vor Paul Stengel und nahm gleich darauf an seinem Tische Platz.

„Merkwürdig!" murmelte ich vor mich hin. „Wahrscheinlich auch ein alter Freund von ihm. Gefährliche Menschen das!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte mir ausgerechnet, daß ich zur Noth zwanzig Mark entbehren könnte und beschloß dieselben auf dem Altar der Freundschaft zu opfern, wenn es denn wirklich nicht ohne Blut abgehen sollte. Sobald ich daher am nächsten Morgen einen fremden Tritt auf dem Flur vernahm, zückte ich meine schöne Doppelkrone in der Tasche und nahm mit einem letzten zärtlichen Fingerdruck Abschied von ihr, die nun mit dem Freund Musikus flöten, oder vielmehr klarinettiren gehen sollte!

„Herein!"

Es war Paul Stengel. Aber nicht de- und wehmüthig gleich einem Bittflehenden, sondern strahlenden Angesichts, erhobenen Hauptes, mit stolzen, elastischen Schritten betrat er mein Zimmer, und als ich meine Hand seinem äußerst freundschaftlichen Drucke entzog,

bemerkte ich zu meinem maßlosen Erstaunen — meinen Thaler darin! Ich war keines Wortes mächtig.

„Ha, nicht wahr?“ rief er, „das hättest Du nicht erwartet! Es ist auch wirklich fast ein Wunder. Gestern noch dem Verhungern nahe, obdachlos, hoffnunglos, — heute zahlungsfähig, beinahe Capitalist, glänzende Zukunft!“

„Und darf man fragen, wie das gekommen ist?“

„Fragen darfst Du; ich darf Dir aber leider nicht antworten. Habe ewiges Schweigen gelobt.“

Ich sah ihm an, daß er für sein Leben gern alles ausgeplaudert hätte, und drang in ihn, meine Neugier doch nicht so auf die Folter zu spannen, aber er blieb merkwürdigerweise standhaft.

„Höre, alter Freund,“ sagte ich, „die Sache sieht ja ganz gefährlich aus. Du hast Dich doch hoffentlich nicht auf Abenteuereien, faule Spekulationen eingelassen?“

„Nein, nein — auf Ehre! — ganz harmloses Metier!“

„Streichender oder blasender Weise!“

„Keins von beiden, ganz unmusikalisch. Oder, wenn Du willst, doch streichender — das heißt Geld einstreichender Weise.“

„Aha, also Kassierer — ohne Kaution?“

„Die Kaution ist — mein Bart! Wie segne ich den Einfall, mir den aus Liebeskummer stehen zu lassen, nachdem mich damals der Onkel Leimsieder hinausgeworfen hatte.“

„Da werde der Kuckuck klug daraus!“ fuhr ich auf. „Ich dachte, Du wolltest mir einen guten Ro-

vellenstoff liefern — nun läßt Du mich mit dem ersten Kapitel sitzen!"

„Befassest Du Dich mit so etwas?"

„Gewiß. Aber ich habe das Princip, nie zu flunkern, sondern stets treu nach der Wirklichkeit zu erzählen."

„Wie schade, daß ich Dir nicht mehr sagen darf. Ich wäre ein Held für Dich. Ha — weil Du's bist, sollst Du doch noch einen kleinen Fingerzeig bekommen!" Und er zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und reichte es mir hin, auf eine bestimmte Stelle im Inseratentheil weisend. „Als Du Dich gestern zu mir setztest, las ich diese Zeitung, und sieh, das hier ist der Schlüssel zum Thore meiner goldenen Zukunft geworden."

Ich griff neugierig nach dem Blatt und las folgendes Inserat: (Siehe nächste Seite).

„Himmlischer Vater, ist das ein heilloser Blödsinn!" rief ich lachend aus.

„Blödsinn?" versetzte Paul Stengel empfindlich. „Warum? Es hilft doch!"

„Was, Mensch, Du glaubst doch nicht etwa an das Pirnaer Pulver?"

„Ganz gewiß! So fest wie an die ewige Dummheit des Menschengeschlechts — uns Beide ausgenommen. Gegen Schwindsucht hilft's. Da!"

„Und dabei schleuderte er mit triumphierender Geringschätzung sein altes Portemonnaie auf den Tisch. Hei! wie das klirrte, das verhungerte, hohlwangige Ding von gestern — heute blähte es die Backen wie ein Hamster in der Ernte!

Das weltberühmte

Pirnaer Pulver.

Tausende und aber Tausende von Unglücklichen verdanken ihre endliche, völlige Genesung von den schrecklichsten und hartnäckigsten Leiden einzig und allein dem weltberühmten:

F. A. Th. Schulz's Pirnaer Pulver.

Tausende und aber Tausende von Geheilten danken bereits ihrem Retter:

!!Herrn Friedrich Aug. Th. Schulz v. Pirna!!

das köstlichste aller irdischen Güter,

!! Die Gesundheit !!

Gestern erst lief unter hundert anderen folgendes Schreiben ein:

Dribtis in Dhiringen, des 20sten Guli 1879.

Hochgeährder Herr von Pirna!

Meine liebe Frau Ita geborne Käsebier, litt Sie seid zähn Jaren an allgemeiner Verhärdung, auch hatte es dieselbe sehre auf der Brust und glakte über Reisen von oben bis unden. Zuletzt schmegte ihr das schenste Essen nich mehr und es kam Sie reine in der Giche um. Nach Geprauch von fünf Bakeden ihres Bulwers habe Jch am Sondage den Feierwährpall mit meiner Ita eröfnet. Bitte ergäbenst um noch fünf Baketer Birnaer Bulwer für meinen Freind Bälckendräter hier selbst. Mit bestem Gruß von meiner Frau Ita geborene Käsebier zeichnet

hoch Achtungsfoll
Gottlieb Kapphan, Döpfermeister."

Herr Friedrich August Theobald Schulz von Pirna wird am 1. Juli am hiesigen Platze im „roten Löwen" von 8 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags für Leidende jeden Alters, Standes und Geschechtes zu sprechen sein.

!Auswärtige auch brieflich!

Das weltberühmte **Pirnaer Pulver** ist nur ächt, wenn jedes Paket mit der Unterschrift des Erfinders, Herrn Friedrich August Theobald Schulz von Pirna, versehen ist!

Ich stand ganz verdutzt da. Meine Phantasie ließ mich hier völlig im Stich, und mein musikalischer Freund weidete sich ironisch lächelnd an meiner Rathlosigkeit.

„Ja, nun sieh zu, wie Du mit meiner Geschichte weiter kommst. Wenn mich einmal kein Schwur mehr bindet, liefere ich Dir die weiteren Kapitel nach. Ich hoffe, es wird lustig!“

Und dann nahm er hastig Abschied und trollte sich vergnüglich pfeifend zum Zimmer hinaus. —

Als ich wenige Stunden später einen Gang durch das Städtchen machte, sah ich von weitem in den Hotelwagen des „Erbprinzen“ zwei Herren einsteigen. Der eine war mein alter Freund Paul Stengel, der andere — der neugierige Kahlkopf mit dem silbergrauen Paletot aus dem Café Knackfuß.

„Wer war der Herr mit dem glattrasierten Gesicht und den großen Ohren?“ erkundigte ich mich bei dem Oberkellner des Gasthauses.

Der lächelte verschmitzt, nahm ein Zeitungsblatt vom Tische und deutete auf dessen Rückseite. Da stand's wieder in riesigen Buchstaben, mit Händen, Ausrufzeichen u. s. w. Das weltberühmte Pirnaer Pulver!

„J, daß Dich! — Doch nicht etwa Herr Friedrich August Theobald Schulz . . .“

„Aus Pirna. Er selbst!“ fiel mir der Herr Oberkellner in die Rede. „Wollten Sie ihn vielleicht konsultiren? Fauler Zauber — reiner Schwindel!“

„Natürlich,“ sagte ich. „Was denken Sie von

mir? Aber kennen Sie auch vielleicht den andern Herrn, der zugleich mit dem Sanitätsrath einstieg?"

„Den mit dem großen Bart? Der Herr ist gestern aus Petersburg hier eingetroffen und hat sehr fein mit Herrn Schulz zur Nacht gespeist. Es ist sein Assistenzarzt, Herr Doctor Siegwart Paul — hier steht's."

„Danke, Herr Oberkellner! Pyramidal lachhafter Scherz!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Geschäft des Herrn Friedrich August Theobald Schulz aus Pirna erfreute sich offenbar des himmlischen Segens, denn wo immer mein Auge den Anzeigentheil einer Zeitung erblickte, unfehlbar wurde es gefesselt durch die fettgedruckten Worte: Das weltberühmte Pirnaer Pulver! Ich hatte daher im Laufe der folgenden Monate häufig Gelegenheit, mich der drolligen Begegnung mit meinem alten Duzbruder Paul Stengel zu erinnern, welcher lediglich durch seinen vertrauenerweckenden, studiert aussehenden Bart — so konnte ich mir's doch einzig erklären — vom Musikanten zum Assistenzarzt aufgerückt war. Er selbst ließ jedoch nichts von sich hören, so daß ich annahm, er müsse sich wohl noch in derselben Stellung befinden. —

Im folgenden Sommer, es war im Jahre 1881, führte mich mein Weg auch einmal nach Mühlhausen in Thüringen, wo, wie man sich erinnern wird, Paul Stengels leimsiedender Oheim mit der hübschen, blonden Nichte wohnte. Als ich am ersten Tage meines Aufenthaltes an einer Leimfabrik vorüberkam, erinnerte

mich der abscheuliche Geruch an die Schicksale meines Musikanten und — so wunderbar spielt oft der Zufall! — als ich eine Stunde später im Wirthshause das Localblatt zur Hand nahm, drängte sich meinem flüchtigen Blicke jene schaudervoll schöne Reclame auf; ja noch mehr — darunter stand die Anzeige, daß Herr Heilkünstler Friedrich August Theobald Schulz von Pirna täglich von acht Uhr Morgens bis ein Uhr Mittags in dem und dem Gasthaus „für Leidende jedes Alters, Standes und Geschlechts" zu sprechen sei. Meine Neugier war im höchsten Grade erregt, und ich beschloß, am nächsten Vormittage den Erfinder des weltberühmten Pirnaer Pulvers persönlich aufzusuchen, um mir diesen Wohlthäter der Menschheit einmal in der Nähe zu betrachten und womöglich Näheres über seinen Assistenten zu erfahren. Gedacht, gethan. Ich ging erst nach zwölf Uhr hin, in der Hoffnung, daß sich dann der Schwarm der Patienten bereits verlaufen haben würde, falls die alte freie Reichsstadt mit den elf Kirchen wirklich so viele gläubige Seelen beherbergen sollte. Das Vorzimmer war zu meinem Erstaunen immer noch so besetzt, wie es sich ein junger Arzt in seinen kühnsten Träumen nicht besser wünschen könnte. Zwei alte Weiblein mit großen Tüchern um die Backen und wichtigen Jammermienen klagten sich gegenseitig ihre zahllosen Leiden und erregten dadurch das fieberhafte Interesse eines äußerst schlanken, bleichen Jünglings mit erfrorenen Händen. Ein grausam in Wolle verpacktes kleines Mädchen guckte mit ängstlich aufgerissenen Augen umher und fürchtete sich augenscheinlich am meisten vor einem verfetteten Schlächter-

meister, der am Fenster saß und entsetzlich schnarchte. Ein älterer Bürger in einem sehr schlecht sitzenden Rocke lauschte mit bitterlichem Wohlgefallen den heftigen Ausfällen, welche sein Leidensgefährte und Gevatter, mit dem linken Fuße im podagristischen Filzschuh, sich gegen die Herren ordentlichen Aerzte erlaubte. Drei nymphenhafte Bauerndirnen glotzten aus wasserblauen Augen träumerisch hinter den Ofen und grinsten sich von Zeit zu Zeit verlegen an. Und ein ganz nobel aussehender Herr in meinen Jahren schämte sich offenbar, sich an diesem Orte und in dieser Gesellschaft von einem seinesgleichen antreffen zu lassen, denn er drehte mir sofort den Rücken zu und sah eifrig zum Fenster hinaus. So oft die Thür des Sprechzimmers sich öffnete, um einen Patienten zu entlassen, wandten sich aller Blicke diesem zu, um aus seinem Gesichtsausdruck auf den Eindruck zu schließen, den das Heilverfahren des Wundermannes aus Pirna auf ihn gemacht habe. Geschnitten wurde nicht da drin, so viel sah man all' diesen Gesichtern an, im Uebrigen aber waren sie alle geheimnißvoll, wichtig gehoben. Jeder der Heraustretenden verbarg hastig das empfangene, gelb, roth, grün oder schwarz umhüllte Arzneipacket in der Tasche — nur ein altes Bäuerlein hielt das Ding offen in der ausgestreckten Hand und schimpfte kräftig über die fünf Mark, welche es für „das Luderzeich“ hatte ausgeben müssen. Offenbar bekam der Herr Heilkünstler mit vorrückender Stunde Hunger, denn immer schneller lösten sich die Patienten ab, bis schließlich außer mir nur noch der schnarchende Schlächtermeister übrig blieb. Ich rüttelte den Mann wach, und er taumelte nach

der Thür und prallte, da diese sich eben aufthat, gegen die drei Landnymphen, welche sich kreischend und kichernd an ihm vorbeidrückten. Nun war ich also allein. Ich trat an's Fenster und sah hinaus.

Gleich darauf ging die Thür, und ich wandte mich um. Aber es war nicht der Dicke, der aus dem Sprechzimmer trat, sondern ein junges Mädchen, welches durch die andere Thür hereinkam, obwohl es schon längst ein Uhr vorbei war. Es setzte sich auf das Rohrsopha, stieß mit der Spitze des hellen Sonnenschirmchens gegen ihre niedlichen Schuhspitzen und blickte, von mir abgewandt, schüchtern zu Boden. Sie wurde sehr roth, denn sie mochte fühlen, daß ich sie mit dem innigsten Behagen betrachtete, und daß ihre Augen, wenn sie sie aufgeschlagen hätte, meinen unverschämt bewundernden Blicken begegnet wären. In ihrem einfachen, hellen Sommerkleide sah die noch etwas gar schmächtige Figur allerliebst aus, und das kleine Stückchen Gesicht, welches unter der großen, musselin-überzogenen Schute noch hervorguckte, sah so blüthenfrisch und pfirsichweich aus, der kleine Mund so harmlos und süß, daß es wahrhaftig ein köstlicher Augenschmaus war. Ich wollt', es dauerte mit dem Dicken da drin recht lange, dachte ich, damit ich mich an dem lieben, blonden Kinde noch länger erbauen könnte!

Aber da that sich auch schon die Thür wieder auf; der Fettsüchtler, sein grünes Medizinpacket ängstlich gegen die Weste drückend, watschelte hinaus, und der Herr Heilkünstler geleitete ihn höflich bis zur Thür, ohne mich zu bemerken offenbar, und ohne das hübsche, junge Mädchen zu begrüßen. Ich hatte von dem Herrn

im Heraustreten nur die Spitzen eines breit gegabelten Vollbartes und das Aufblitzen einer goldenen Brille gesehen. Herr F. Th. A. Schulz von Pirna selbst war dieser Mann entschieden nicht; sollte es vielleicht mein alter Freund . . .?

Indessen hatte der Assistenzarzt die Thür hinter dem Dicken geschlossen und dann sich wie der Blitz auf dem Absatz herumgedreht, das blonde Mädchen beim Kopf genommen und Kuß um Kuß auf das harmlose, erschrockene Mündchen gepreßt.

Wie sich das arme Kind sträubte! Unverschämtheit sondergleichen.

„Mein Herr, was erdreisten Sie sich?!“ rief ich vortretend.

Sofort ließ dieses Raubthier von einem Assistenzarzt sein armes zerzaustes Vögelchen los, wandte sich mit einem leisen Ueberraschungsflüchlein nach mir um — und da starrten wir uns an wie die Meerwunder und brachen schließlich gleichzeitig in ein herzliches Gelächter aus, während das kleine Fräulein Miene machte, zu weinen, und sich in allerliebster Verwirrung die über das blonde Hinterhaupt gerutschte Schute wieder zurecht zu setzen suchte.

„Paul Stengel!“ stieß ich lachend heraus. „Und so muß ich Dich wieder finden!“

Er faßte das Mädchen bei der Hand, deutete stolz und glücklich mit der anderen auf ihr zierliches Persönchen und sagte: „Erlaube, daß ich Dir Fräulein Selma Bötel, meine Braut, vorstelle!“

„Ah!“ sagte ich. „Da gratulire ich von ganzem Herzen. Ich kenne nämlich Ihre ganze Liebesgeschichte,

Fräulein. Also hat der Onkel Leimsieder endlich klein beigegeben?"

Die Kleine schüttelte trübselig den Kopf: „Ach leider, nein!"

„Der Alte weiß ja noch gar nicht, daß ich hier bin — oder vielmehr, er weiß nicht, daß ich sein Neffe bin," erläuterte Paul Stengel.

„Der Herr ist ein alter Schulkamerad von mir, Selmchen, dem kann ich unsern Plan getrost anvertrauen, vielleicht weiß er gar zu rathen und zu helfen."

„Vielleicht," sagte ich. „Es ist ja mein Gewerbe, Liebespaare glücklich zu machen."

„Sind Sie denn Pastor?" fragte Selmachen verwundert.

„Beinahe," versetzte ich. „Nur daß ich nicht von der Kanzel, sondern nur in Büchern predige: seid brav Kinder, lügt euch nichts vor, liebet euch untereinander und würgt den harten Bissen Leben hinunter, so gut, wie es gehen will!"

Das Blondchen sah mich mit einiger Scheu von der Seite an und schien über meine Würde noch nicht ganz im klaren zu sein. Aber ihr munterer Liebhaber, der für derartige Auseinandersetzungen keine Geduld hatte, schlug mir vor, mit ihm und seiner Braut in der verschwiegenen Laube hinten im Gärtchen des Gasthofs zu speisen. Dann trieb er uns hinaus und schloß die Thür hinter sich zu.

„Holla!" rief ich, „was wird denn nun aus Deinem hohen Chef, Herrn Friedrich August Theobald Schulz von Pirna? Sitzt der nicht noch drin?"

„Sst!" machte Paul. „Nicht so laut, Der weltberühmte Erfinder des Pirnaer Pulvers weilt gar nicht in diesen Mauern. Der sitzt daheim in Pirna und verzehrt seine Renten. Du, die Geschichte muß Dir Spaß machen." —

Als wir dann gemüthlich in der Laube saßen, eine Maibowle vor uns und das Essen erwartend, da plauderte er mir seine Erlebnisse aus.

„Erinnerst Du Dich noch des Kahlkopfes im silbergrauen Paletot im Café Knackfuß?" begann er. Und nachdem ich ihm erzählt hatte, woher ich seine Beziehungen zu dem großen Heilkünstler bereits kenne und daß ich hier vorgesprochen, um mich bei jenem nach ihm zu erkundigen, fuhr er also fort: „Der Hauptgrund, warum Schulz auf den Gedanken kam, mich zu engagieren, war seine eigene Angst vor seinem entsetzlichen, königlich sächsischen Dialekt, welcher ihn überall in der Fremde zur komischen Person machte. Ich verdanke meine, übrigens recht einträgliche Stellung nächst meinem Bart also besonders meiner leidlich dialektfreien Sprache und meiner Schwadronierkunst. Herr Schulz kaufte mir gleich in der nächsten Stadt, in der wir abstiegen, einen wundervollen, schwarzen Anzug, Cylinderhut und diese goldene Brille — natürlich Fensterglas, denn ich erfreue mich ganz ausgezeichnet guter Augen. Ich nannte mich hinfort Dr. Siegwart Paul und lebte mich ungemein rasch in meine neuen Pflichten ein. An die brieflichen Patienten wurde nämlich ein gedrucktes Formular mit sechsunddreißig Fragen versandt. Diese lernte ich auswendig und lege nun nach bestem Ermessen jedem sich präsentiren-

den Kranken ein ausgewähltes Dutzend davon vor, fühle den Puls, besehe die Zunge, horche und klopfe wohl auch ein bischen — und dann denke ich ernsthaft nach, brumme ja, ja! und hm, hm! und in sehr verwickelten Fällen verschwinde ich im Nebenzimmer, um die Meinung des großen Wundermannes selbst einzuholen. Nach so ernster Erwägung bestimme ich endlich die Art des zu nehmenden Pulvers, ob das im roten, im grünen, im gelben, im blauen oder im schwarzen Papier, die Dosis u. s. w. und streiche das schöne Geld ein. So erwirbt man sich den Dank der leidenden Menschheit!"

„Aber das ist denn doch, nimm mir's nicht übel, ein mindestens leichtsinniges Verfahren. Wie willst Du denn, bei gänzlicher Abwesenheit jeglicher medizischen Kenntnisse, Quantität und Qualität der Arzneien bestimmen? Du kannst ja das größte Unglück anrichten!"

Paul und seine niedliche Braut zeigten sich zu meinem Aeger äußerst belustigt über meine Gewissenhaftigkeit, und der erstere versetzte lachend: „Mein lieber Freund, das ist ganz unmöglich! Mit Pirnaer Pulver vermöchte der Teufel selbst kein Unglück anzurichten. Die rothen, grünen, gelben, blauen und schwarzen Packete enthalten nämlich sämmtlich ganz genau dieselbe sänftigliche Laxanz, mit welcher man keine Fliege vergiften könnte. Manchem bekommt eine gelinde Erleichterung recht gut, andere wären so wie so gesund geworden — und diese Braven setzen sich dann hin und verfassen rührende Dankschreiben, welche wir in unserer Reklame abdrucken. Wem's nicht hilft,

der hält immer den Mund, denn er mag zum Schaden nicht noch den Spott haben — höchstens schreibt er uns einen groben Brief, welchen wir lachend ins Feuer werfen. Na, und die Moral? Leben nicht die meisten Leute von der Dummheit ihrer Mitmenschen?"

„Hm! O ja!" versetzte ich nachdenklich: „Zum Beispiel die mittelmäßigen Schriftsteller. Es sei ferne von mir, einen Stein auf Dich werfen zu wollen. Wenn Sie nur mit seiner Moral zufrieden sind, mein Fräulein!"

Da Selma nichts Geistreiches bei der Hand hatte, so schwieg sie lieber still und erröthete nur lieblich — auch eine Art Geist, welche den Vorzug hat, immer gut zu stehen!

„Nun denke Dir also," fuhr Paul in seinem Bericht fort, „mit welchen Gefühlen ich dem Tage entgegensah, wann meine vorgeschriebene Reiseroute mich hierher führte. Schreiben durfte ich meinem Liebchen nicht, das war zu gefährlich! Ich mußte alles auf den glücklichen Zufall ankommen lassen, der mir ja schon so oft im Leben durchgeholfen hat. Noch am Abend meiner Ankunft habe ich die Leimfabrik zwei Stunden lang umstrichen, ob die Liebliche sich zeigte — leider vergeblich! Aber am andern Morgen, als ich meine erste Sprechstunde abhalte, wer ist einer meiner ersten Patienten? Der Onkel Leimsieder! — Nach allem, was ich Dir von seinen hypochondrischen Einbildungen erzählt habe, wird Dich das nicht wundern. Er sah mich freilich ein bischen erstaunt an und schien in seinem Gedächtniß nach einer Erinnerung zu suchen; aber der ihm gänzlich unbekannte Bart, die

goldene Brille und das absichtlich tiefer gestimmte Organ täuschten ihn vollkommen. Warte, Onkelchen, dachte ich — jetzt kommt die Reihe an mich! Ich nahm ihn scharf ins Gebet, legte ihm alle meine sechsunddreißig Fragen vor und erfand mir sogar noch einige hinzu. Und der arme Mann hatte faktisch alle Leiden der Welt in seinem leimsiederischen Corpus vereinigt! — Wer hat Sie bisher behandelt?" fragte ich mit finster gerunzelter Stirn. Er nannte sämmtliche Aerzte dieser guten Stadt, welche er im Laufe der Jahre durchprobirt hatte. Dann ließ ich mir alle Kuren beschreiben, welche er bereits durchgemacht hatte, und darauf blickte ich ihn so mitleidig von oben bis unten an, daß ihm angst und bange wurde. „Haben Sie Kinder?' fragte ich. — ‚Nein!' — ‚Sonst Erben?' — ‚Ja, eine Nichte,' stotterte er. (Schurke! mich nannte er nicht!) ‚Haben Sie schon Ihr Testament gemacht, mein Herr?' Er bebte wie Espenlaub. — ‚Ja, Ihr Testament, denn ich glaube nicht, daß Sie diesen Sommer noch überleben werden.' Er schnappte nach Luft, wie ein Fisch auf dem Lande nach Wasser. — ‚Wenn Sie mir Vertrauen schenken und meinen Anordnungen gehorsam folgen wollen, kann ich Sie vielleicht noch retten!' — Er versprach mir blinden Gehorsam, stürzte dann zitternd nach Hause, um sich, nach meiner Vorschrift, zu Bett zu legen. Am selben Nachmittag noch besuchte ich ihn — und da haben wir uns gefunden und einmal ganz allein und gründlich ausgesprochen."

Die kleine Selma lehnte sich zärtlich an ihn, und er legte den Arm um ihre schlanke Taille.

„Du bist ja ein Teufelskerl,“ lachte ich. „Was macht denn nun der arme Onkel Leimsieder?“

„O, der ist schon ganz windelweich geworden!“ triumphirte Paul Stengel. „Acht Tage mußte er im Bette liegen, schwitzen, fasten und Pirnaer Pulver einnehmen, daß ...“ Schön Selmachen hielt ihm den Mund zu.

„O, die Wirkung war großartig — zumal da ich aus der Apotheke noch einige Ingredienzien darunter gemischt hatte. Meine Selma muß jeden Mittag zu mir kommen, um mir das Protokoll der Nacht vorzulegen! Morgen darf er aufstehen, und dann muß er, nach Selmas Verordnungen, Freiübungen machen. Sobald er sich etwas erholt hat von den segensreichen Wirkungen des Pirnaer Pulvers, lasse ich ihn Holz spalten, dauerlaufen u. s. w., u. s. w. Und am letzten Tage, wenn ich von hier fort muß, erkläre ich ihn für ferngesund und erlaube ihm, noch hundert Jahre zu leben. Wenn er mir danach nicht seine Nichte gibt ...!“

„Ja,“ warf ich ein, „dann muß er aber doch erfahren, wer der Siegwart Paul eigentlich ist, und daß ihm sein Schlingel von einem Neffen eine ungeheuer lange Nase gedreht hat!“

„Ich zittere schon, wenn ich daran denke,“ seufzte Selma. „Könnten Sie uns nicht vielleicht beistehen, lieber Herr?“

„Ich? Ja, von Herzen gern, wenn ich nur wüßte, wie.“

Wir wurden alle drei nachdenklich. Plötzlich zuckte es über Pauls Angesicht, wie der Widerschein einer

großen Idee und er überraschte mich durch die höchst unerwartete Frage: „Spielst Du Skat?“

„Wenn es sein muß, ja. Aber schlecht, kläglich schlecht!“

„Um so besser,“ rief er. „Dann kannst Du uns in der That einen großen Dienst leisten, falls Du Dich entschließest, uns zuliebe noch ein paar Tage hier zu bleiben.“

Die allerliebste kleine Blonde bat so hübsch mit daß ich nicht widerstehen konnte, obwohl mir noch nicht recht klar wurde, wo es mit dem neuen Plane hinaus-wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage nach diesem vergnügten Mittagessen in der grünen Laube saß ich beim Onkel Leimsieder am Abendbrotstisch. Der gute Mann war außerordentlich aufgeräumt, denn vor einer Stunde hatte ihm sein medizinisches Orakel erklärt, daß er sich als geheilt betrachten dürfe und nur noch etwa ein Dutzend Pulver aus den hoffnungsgrünen Packeten zu schlucken habe, um die Gewißheit zu erwerben, daß er bei vollkommen-ster Gesundheit noch den Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts mit erleben werde. Der freundliche Hausarzt wollte ihm auch von nun an für den Geist die möglichste Zerstreuung und Erleichterung ver-schaffen, die der Körper bereits so reichlich genossen hatte. Zu diesem Zweck hatte er mich, „seinen alten Studiengenossen“ mitgebracht. Wir beide boten unsere ganze Unterhaltungsgabe auf, um den alten Herrn in immer rosigere Laune zu versetzen. Bei den Schnurren des verschmitzten Paul horchte er öfters erstaunt auf

und krähte ausgelassen: „Die kenn' ich schon, Herr Doktor, die kenn' ich schon! Die hat mir mein Neffe, der Windhund, schon vor drei Jahren erzählt — weißt Du's noch, Selmachen?" Worauf Paul immer sehr erstaunt that und Selmachen sehr verlegen ward.

Nach der Mahlzeit wurde Skat gespielt. Mein miserables Spiel und Pauls fromme Absichten bewirkten, daß Onkel Leimsieder fortwährend gewann. Er schwelgte in Wonne, nannte uns zu prächtige, hübsche Herren und hatte aller seiner tausend eingebildeten Leiden gänzlich vergessen. Das einzige, was ihn noch hin und wieder mahnte, war die dringende Nothwendigkeit, einigemal etwas plötzlich zu verschwinden — wahrscheinlich, um noch ein Pülverchen einzunehmen! Wenigstens gab der Herr Doktor Paul regelmäßig ernsthaft diese Erklärung. Wir benutzten diese medizinischen Pausen, um die Karten so zu mischen, daß der gute Onkel die vier Wenzel oder ein unverlierbares Null in die Hand bekommen mußte.

Einmal aber ging auch — nach Verabredung! das Brautpaar zusammen hinaus, um draußen zur Feier der Genesung eine bekömmliche Bowle herzurichten.

„Aber kein Pirnaer dranthun!" rief ihm der ehrliche Leimsieder scherzend nach.

„Das wäre ein prächtiges Paar!" sagte ich, ganz absichtslos natürlich, indem ich den beiden schmunzelnd nachblickte.

„Ei, wo denken Sie hin, lieber Herr!" lächelte der Alte. „Meine kleine Selma ist zwar ein gutes Thierchen und würde eine prächtige Hausfrau abgeben, aber

an ein so einfaches, ungebildetes Mädchen kann doch so ein gelehrter Herr Doktor nicht denken!"

„So, meinen Sie wirklich? Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß er in der That an das reizende Kind denkt, ja, daß er es von ganzem Herzen liebt, seit — hm! seit ...?"

„Hat er Ihnen das selbst gestanden?" rief der gute Mann freudestrahlend.

„Ja, gewiß; und ich bin heute gekommen, um mir den Kuppelpelz zu verdienen. Darf ich das Paar hereinholen?"

„Aber, mein bester Herr, was soll ich alter Mann denn anfangen, ohne mein Selmachen? Er nimmt sie doch natürlicherweise mit auf die Reisen?"

„O nein, er hat das Herumziehen herzlich satt und wird sich sehr gerne hier oder sonstwo festsetzen, wo er eine gute Praxis zu finden hoffen darf. Uebrigens hat er bei Friedrich August Theobald Schulz Geld wie Heu verdient. Und ich glaube, an Praxis wird's dem nirgends fehlen — er hat überall, wo er hingekommen ist, sehr bald — hm! die erste Geige gespielt!"

„Ei ja, das glaub' ich schon!" schmunzelte der Leimsieder: „Das wäre auch weiter kein Anstoß, denn meine Selma hat zwar von Hause aus nichts, aber ich habe sie zu meiner Universalerbin eingesetzt." Das letzte flüsterte er mir geheimnißvoll ins Ohr und setzte dann lauter hinzu: „Ich dachte freilich, sie würde einen Bräutigam von meinem Fach finden, der dann auch die Fabrik übernehmen könnte. Aber das Blitzmädel hat die Leimsieder, die sich um sie bemüht haben, alle

abfallen lassen. Nee, nein, was so ein dummes Ding manchmal für ein kaffermäßiges Glück hat!"

„Na, also ich hole die Leutchen," rief ich, und da er mir nicht widersprach, eilte ich pfeilgeschwind hinaus — —

Paul an der Linken, Selma an der Rechten führend, trat ich wieder ein. Der Onkel Leimsieder stand schon mitten im Zimmer und schaute sehr verlegen drein. Pauls Hand zitterte in der meinigen, und Fräulein Selma fing jetzt schon an zu weinen!

„Mein lieber Herr Doktor," begann der alte Herr, und seine sonst etwas krähende Stimme bebte vor Rührung: „Sie wollen mir die große Ehre anthun, und meine Nichte Selma . . . ." Hier versagte ihm die Stimme, und er mußte sich umständlich räuspern und schneuzen.

„Die Ehre ist ganz auf meiner Seite," stotterte Paul; „wenn Sie mir solch ein Kleinod anvertrauen wollen!"

Bei dem schönen Worte Kleinod schluchzte die zitternde Selma laut auf.

„Ja, Herr Doktor, haben Sie sich's denn auch recht überlegt?" begann der Alte wieder, nachdem er einen mißbilligenden Blick auf das thörichte Nichtchen geworfen hatte. „Sie kennen sich doch erst so kurze Zeit. Zwölf Tage sind es heute gerade!"

„Jetzt oder nie!" raunte mir Paul zu und trat kühnlich zwei Schritte vor, während ich mich bereit hielt, die kleine Blonde anfzufangen, falls sie Miene machte, in Ohnmacht zu sinken. „Einmal muß es ja

doch heraus,“ sagte Paul energisch. „Ich kenne Selma schon seit mehr als zwei Jahren, lieber Onkel!“

„Wie? was? Aber ich verstehe nicht — Herr Doktor!“

„Ich bin kein Doktor — mein Name ist ganz einfach — Paul Stengel!“

Der Alte war sprachlos. Selma hielt den Athem an und packte mich krampfhaft um den Arm.

„Paul Stengel?“ schrie der Leimsieder wüthend. „Mein nichtsnutziger Neffe? Und Du Schlingel hast's gewagt . . . . ! ! !“

„Ich habe gewagt, Dich gesund zu machen, lieber Onkel,“ versetzte Paul ruhig. „Ist das nicht genug, um mir dafür meine Kriegslist zu verzeihen?“

„Nie, nie! So ein Bubenstreich! Der Bart ist wohl auch falsch?“

„O nein, der Bart ist so ächt — wie unsere Liebe, — nicht wahr, Selma? Hast Du mir nicht ewige Dankbarkeit gelobt für meine Kur, lieber Onkel?“

„In die Zeitung werde ich's setzen, wie Du mir mitgespielt hast mit Deinem verdammten Pulver!“ knirschte der Wüthende.

„Thue das, und alle Aerzte werden Dir sagen, daß ich Dich ganz richtig behandelt habe. Oder fühlst Du Dich etwa nicht ganz wohl jetzt? Hätte ich mir wohl solche Mühe um Deine Gesundheit gegeben, wenn mir nicht an Deiner Verzeihung gelegen gewesen wäre? Ich wußte doch schon von früher, wie Du littest; wodurch sollte ich mir Deine Liebe erwerben, mein lieber Onkel, wenn nicht dadurch, daß ich Dir Deine kostbare Gesundheit . . . .“

„Hör' auf, hör' auf!" unterbrach ihn der Alte, und plötzlich fing er an sonderbare Gesichter zu schneiden: „I daß Dich — das verdammte Pulver!" Und mit dieser verbissenen Verwünschung strebte er hastig nach dem Ausgang.

In meinem ganzen Leben habe ich niemals etwas so sehr bewundert, als die Geistesgegenwart meines Freundes Paul Stengel in diesem entscheidenden Augenblicke.

Blitzgeschwind sprang er zwischen Thür und Oheim, umfaßte die schluchzende Selma, riß sie neben sich auf die Kniee nieder und rief mit erschütterndem Pathos: „Deinen Segen, Onkel! Nur über unsere Leichen geht der Weg!"

Der Leimsieder kämpfte einen schweren Kampf. Seine Gesichtsmuskeln zuckten, er krümmte sich, er biß sich auf die Unterlippe — aber was vermag der schwache Mensch gegen die ehernen Gesetze der erhabenen Mutter Natur?!

„Nimm sie, Paul, nimm sie! Heirath' sie vom Fleck weg; aber laß mich 'naus!"

Und „Hurrah!" schrie der Schlingel, sprang auf die Füße, stieß die Thür weit auf, und der gute Onkel floh und flog hindurch.

Gott, waren die beiden Menschen glücklich! Lachten und weinten in einem Athem und ich wahrhaftig auch! Wenn mir nicht die liebliche Braut in ihres Liebsten Auftrag ein herzhaft ermunterndes Küßchen gegeben hätte, wäre ich, glaube ich, am Lachkrampf erstickt!

— — — — — — — — — — —

Genau ein Jahr später erhielt ich folgende Anzeige:

Mühlhausen, den 12. Juli 1882.

Die glückliche Geburt eines gesunden Jungen beehren sich hocherfeut anzuzeigen

Paul Stengel, Leimfabriksbesitzer
und Frau Selma, geb. Bötel.

Die Lunge des Herrn Aktuarius.

Dienerchen, Dienerchen! liebe Frau Vieslachern. Ich bin Sie eben dem Herrn Dokter auf der Treppe begegnet — was macht denn Ihr lieber Mann?"

„Immer gleich, Frau Akzisern, immer gleich — danke für gietige Nachfrage. Der linke Lungenfliegel machte schon gar nich mehr mit, meinte der Herr Dokter heite!"

„I je, is wohl nich meeglich! Na, aber wissen Se, wenn doch der Mensche mit einen Beine oder mit einen Auge ganz hibsch alt werden kann, da sollt' es doch auf so einen lumpigen Lungenzippel einem kräftigen Mannsbilde nich groß ankommen. Kennen Se nich de alte Puschmannen — was, die kennen Se nich? Die Wittwe Puschmann, die de drei Männer gehatt hat, die de alle Dreie so ganz sachtechen beh a beh weggestorben sind? Der letzte war Sie doch Lakai beim hochseligen Herzog und der nahm se blos, weil se 'n großen Strumpf voll Dukaten sitzen haben sollte und doch schon auf 'm letzten Loche pfiff, und nachhen war's in zwei Jahren mit dem herzoglichen Lakai alle, wie wenn mer so e Licht ausschnurzt — und de Puschmannen pfeift immer noch auf demselben

letzten Loche, und pfeift so fidel, daß Ratten und Meise dernach danzen gennen, und dabei is er de Lunge so arg verungenirt, daß ke Dokter mehr zwei Pfenge dadervor giebt — gucken Se — und wieso? Warum? Das gennte Sie mei verschwundener Mufdi am besten erzählen, liebe Frau Vieslachern. Mopsfett! da geht Sie nischt drieber fer de Lungen! Mopsfett, Abends warm eingerieben, und sonst mit Salz auf's Bemmechen gestrichen unde Zwippeln derzu, so viel mer essen kann. Ja seh'n Se, da wissen Sie die gelehrten Herrn Doktoren freilich nischt dervon, und thun sich dicke wer weiß wie sehre, aber die sollen mir erst emal en Patienten zeigen mit ener Lunge, wie die alte Puschmannen, die de doch drei Männer — na wissen Se, Frau Vieslachern, so ganz mit rechten Dingen is Sie das nich zugegangen, und der Lakai besonderscht ... J scheen guten Tag! Dienerchen, Dienerchen, liebe Frau Rickebohn! J je, was machen Sie denn hier bei unser guten Vieslachern — hier giebt's doch fer Sie nischt mehr zu holen — he, he, he."

Frau Rückebohn, die treffliche Hebamme, setzt die alte Reisetasche mit ihrem Handwerkszeuge, auf deren Vorderseite in verschossener Stickerei ein aufwartendes Hündchen zu schauen ist, mit einem komischen Knix unter den Stuhl zunächst der Thür. Nimmt darauf ihr Umschlagetuch von den Schultern, legt es säuberlich zusammengefaltet auf denselben, macht vergebliche Anstrengungen, ihre versteinerte Jammermiene zu einem schwachen Lächeln zu nöthigen, seufzt und spricht: „Wie Sie wohl denken, meine Damens! Ach je — es ist

Alles nich so schlimm — und wie Sie wohl denken, Frau Akzisern, da ist freilich nischte nich zu holen, aber ... weil ich nämlich den Jüngsten von der lieben Frau Vieslachern streichen thue. Wie geht's 'enn den Babbediste*), Madamchen?"

„Der is in de Butterblumen gemacht mit den Geschwistern und ganz hibsch munterchen."

„Na, sehen Sie, meine Damens! Ganz hibsch munterchen — das is das Streichen und keine Faxen, wie Sie wohl denken — aber nein, ach nein!" Sie sah betrübter aus denn je, da sie sehr überlegen lächeln wollte.

„Na, da haben wir's ja!" rief die fette, redselige Frau Akzisorin aus. „Wieder so was, wo die gelehrten Herrn nischt von wissen. Sie sollten Ihrem lieben Manne zureden, daß er sich von unserer Nickebohnen auch emal de Lunge e bäßchen streichen ließe, aber daß 'n de Schwarte gnackt!"

Hier zog die weise Heilkünstlerin an ihren langen dürren Fingern, daß sie unheimlich krachten, und bemerkte: „Ach ja, iberhaupt die Aerzte, wie Sie wohl denken, meine Damens; aber unsereins gennt se ja so genau! Mir haben doch auch unsern Examen bestanden, und alles selber durchgemacht mehrstentheils — und wie! — und dabei wollen sie doch nadirlich Alles besser verstehen, und wenn's schief geht, sin mir allemal dran schuld. Aber, was ich sagen wollte: Ach ja! Mit den Streichen, wie Sie wohl denken, Frau Akzisern, da is das nischt — weil Sie doch de Lunge

*) Baptist.

unter den Rippchen liegt, sähn Se — aber was em Herrn Vieslacher sicher helfen thäte — (knax! machten die Fingerknochen feierlich und die vortreffliche Hebamme war nahe daran vor Jammer Thränen zu vergießen): Maikäferspiritus! Ja, ja, meine Damens, wie Sie wohl denken, das is fer Alles gut und besonderst fer de Lungen; warten Se, liebe Frau Vieslachern, ich dächte ich hätte Sie noch e Treppchen im Sacke."

Und sie schickte sich eben an, aus der schrecklichen Hündchentasche das köstliche Fläschchen hervorzusuchen, als es wieder klopfte. Eine hübsche, vornehm aussehende Dame in mittleren Jahren trat herein und reichte der Frau Vieslacherin wohlwollend die feinbeschuhte Hand, während die beiden andern Frauen ehrfurchtsvoll dienerten.

„Ach, Frau Landgerichtsräthin, gnädige Frau geben mir die Ehre?"

„Ich wollte mich doch im Vorbeigehen nach dem Befinden Ihres lieben Mannes erkundigen. Was macht denn unser Vieslacher? Immer noch nicht besser?"

„Immer gleich, Frau Baronin, immer gleich! Der linke Fligel machte schon gar nich mehr mit, meinte heute der Herr Docter."

„Haben Sie noch immer Doctor Schrimpf?"

„Ei ja, nadirlich — er behandelt doch meinen Mann schon so lange, und von en andern will er nischt wissen."

„Ach ja, liebe Frau, die Männer sind ja alle gleich in dem Punkt," sagte die freundliche Baronin, und die drei ehrfurchtsvollen Zuhörerinnen beseufzten zustimmend diesen bedeutenden Ausspruch. „Ich bin näm-

lich ganz entschieden für Homöopathie, denn ich habe an mir selbst die merkwürdigsten Heilerfolge gesehen und nie einen andern als Doktor Matzack consultirt. Aber mein Mann natürlich, der lacht über die Zuckerkügelchen — er spielt ja auch mit dem Sanitätsrath Sauer und Dokter Schrimpf l'hombre! Aber als er neulich wieder so über Magendrücken klagte, habe ich ihm heimlich ein paar Matzackerls — wie ich immer sage — in die Suppe geworfen und siehe da, nach drei Tagen war der Druck gänzlich verschwunden. Sie müssen's wirklich bei Ihrem Manne durchsetzen, liebe Frau Vieslacher, daß er den Matzack nimmt."

Zwei Tage nach solch wohlrathender Weibersession spricht der brave Dr. Schrimpf wieder bei seinem Vieslacher vor, der mit einer gottsjämmerlichen Angst- und Grausmiene im Siechbette sitzt und bei seinem Eintritt die Augen über die Brillengläser förmlich hinausrollt und die Zunge schier spannweit aus dem Halse reckt.

„Oha!" ruft ihm der Doctor entgegen. „Ist wohl das Zünglein an der Waage der heiligen Gerechtigkeit, das Ihr mir da so schön entgegenstreckt, Herr Actuarius? Ihr macht ja ein Gesicht, als ob Euch der Strick schon um die Gurgel läge. Was giebt's denn da?"

„I je, gucken Se, Herr Dokter" — sagt die Vieslacherin etlichermaßen stockend — „er hatte Sie solchen Aptit auf Schmalzbemmechen . . ."

„Die können ihm wohl nicht so zugesetzt haben. Reden Sie doch, Mann!"

„Ach, lieber Herr Dokter," stöhnte der Unglückliche, „meine Frau machte mer den Mund so wässrig mit

dem scheenen Schmalze — und da aß ich ein's — alle Dunner, Herr Dokter! nuntergewerchelt hat se mer's — und da wurde mer'sch so dummrich — so schwihle — es muß Sie mit den Schmalzbemmechen ene gomische Sache sein — o jemersch!“ Er kann nicht weiter sprechen und reckt wieder hülfeflehend dem Arzte die verschmalzte Zunge entgegen.

Der aber schaut die Frau Actuarin so grimmig an, daß sie das Zittern kriegt und beide Hände an der Schürze reibt.

„Was ist das für Schmalz gewesen, Vieslacherin? bei meinem Zorn!“

„I nu — Herr Dokter — weil's doch der Puschmannen so gut bekommen is — Sie gennen doch de Wittwe Puschmann — und mit dem Dritten, dem Lakeien — das weiß mer nich so ganz genau — aber was de Puschmannen is — die hatte noch e hibsches Deppchen voll — und da sprach ich vor se ...“

„Rattengift?“ fährt der Doctor sie wüthend an, und der Vieslacher wird weiß wie sein Laken und schiebt sich entsetzt die Brille hoch oben auf die Glatze.

„Nee — nee — nee — Mopsfett, Herr Dokter, scheenes, echtes Mopsfett, von der Frau Akzisern ihrem seligen Mufdi!“

„Vieslacherin, springt Eurem Manne bei, ihm wird sehr übel. Ein Gefäß, Frau, flink, flink! — — So, so ist's recht! Raus mit der wilden Katze! So — so — das thut gut, was?“

Und dabei klopft er dem Patienten freundlich auf den Rücken und bedroht die Gattin mit funkelnden Blicken:

„Ja, ja — Vieslacher, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über — Mopsbemmchen sagen Ihrem Manne also nicht recht zu, Frau Vieslacherin, merken Sie sich das!"

„Jetzt kann ich mei Lebtag kenen Schmalz mehr essen — oh je — oh je!" stöhnte der Actuarius.

„Na, aber — Eischeen*)," versetzt die Gattin tief gekränkt. „Was de Puschmannen is — und der Frau Akzisern ihr Musdi war doch so e hibsches Hundchen und schleckte blos sißen Gaffee zun Frihsticke . . ."

„Was ist denn das hier?" unterbricht sie der Arzt und hält ihr ein Fläschchen mit gelblich trüber Flüssigkeit entgegen, welches seine Luchsaugen soeben hinter den Falten der Gardine versteckt auf dem Fensterbrett entdeckt haben.

Und die Vieslacherin wird flammroth und stottert:

„Fleckwasser, Herr Dokter — reines Fleckwasser."

„Na, na, na!"

„Ach Jeses, lieber Herr Dokter," ächzt der Mann und streckt den Zeigefinger zitternd gegen sein schuldbewußtes Weib aus — „damit hat se mer gestern Abend de Rippen eingerieben!"

Der Doctor grinst satanisch-heiter:

„Alle Wetter, das nenne ich mir eine saubere Frau, die ihren Mann mit Fleckwasser reinigt! Heraus mit der Wahrheit: was ist das für Teufelszeug?"

Und er schnüffelt ingrimmig an der Fiole.

„Wanzentod?"

„Nee — nee — nee — Maikäfersprit!" schluchzt

*) Eugen.

die Vieslacherin. „Weil doch de Lunge unter den Rippchen liegt und ...“

„Gift und Opperment noch mal!“ flucht Dr. Schrimpf und stößt mit seinem Bambusrohr auf die Diele, als ob er es da einrammen wollte. „Frau Vieslacherin, Ihr seid eine Gans — nehmt mir's nicht übel, und Ihr, alter Freund, solltet Euch Eure Tuberkeln aus dem Leibe schämen, daß Ihr Euch der Akzisern ihren seligen Kaffeemops auf's Bemmchen schmieren und Euch mit Maikäferschnaps einseifen laßt!“

„Ach freilich, lieber Herr Dokter“ — wimmert der arme Vieslacher, ohne einen Blick von seiner gefährlichen Ehehälfte zu verwenden, der die „Gans“ augenscheinlich besser bekommen ist, als dem Gatten seine Schmalzbemmchen: „Ach freilich, ich wollte ja nich, und hab's immer gesagt, mit dem Weiber-Rumgepfusche das wären Dummheiten — aber sähn Se, nu hat doch de Frau Baronin den Dokter Matzack, und da meinte meine Frau — aber das mußt' ich Ihnen doch sagen, lieber Herr Dokter.“

„Soso,“ grunzt der grimmige Arzt und mißt die Vieslacherin mit vernichtenden Blicken. „Also Ihr wollt's einmal mit der Homöopathie versuchen? Soso — wünsche guten Erfolg! Da mag sich der Herr College bei Ihnen bedanken, Frau Actuarin: Hilft weder Mops noch Maikäfer, so schickt man zum Homöopathen! Ach, Vieslacher, die Weiber! die Weiber! Na, dann lebt recht wohl und laßt Euch Eure elende Lunge vom Collegen Matzack verzuckern. Ade Vieslacher! Empfehle mich Ihnen, Frau Actuariussen!“

„Adjeh, Herr Docter, adjeh — ich denke, es werd schon noch Leite geben, die auch was vom guriren verstehn und darum nich gleich anständige Frauen unter's liebe Vieh rechnen.“ Damit knixt die gekränkte Dame und wirft die Thür hinter dem alten Hausarzt geräuschvoll zu.

Am selben Tage noch beguckt Doctor Matzack, ein wohlbeleibtes, freundliches, immer eiliges Herrchen, den Kranken aufmerksam durch seine goldne Brille, richtet zwei Dutzend Fragen an denselben und erklärt endlich, vergnügt lächelnd und unverzagt: „Ihrer Lunge fehlt gar nichts; es ist die Milz!“

Darüber große Aufregung, Erstaunen, neue Hoffnungen in der Familie des Kranken. Die süßen Kügelchen werden mit dem wunderwirkenden Giftlein beträufelt und der lechzenden Milz dreimal täglich zugeführt. Es bessert sich entschieden mit dem armen guten Vieslacher; zu Pfingsten kann er ein Stündchen in der Sonne vor der Thür sitzen; dann aber, o weh! liegt er wieder elender, todesmatter als je auf seinem Siechbette und fleht seine Frau um Gotteswillen an, daß sie ihm seinen lieben, groben Doctor Schrimpf wieder zuführe, und dem fetten vergnügten Homöopathen die Thür weise.

Die Vieslacherin verspricht's unter heißen Thränen; aber so was ist leichter gesagt, denn gethan. Der Doctor Schrimpf ist gar ein hartköpfiger Herr, der sich kein X für ein U machen läßt, und der bei seinem ersten Wort noch allemal geblieben ist, auf biegen oder brechen.

„Nein, Frau, ich bin Euer Hansnarr nicht“ —

fertigt er sie ab. „Euer Mann muß doch bald sterben — mein herzlichstes Beileid — wenn ich ihm noch helfen könnte käm' ich trotz alledem; aber so muß ich doch meinem Herrn Collegen mit seiner Milz-diagonose die Ehre gönnen."

Alles Weinen und Bitten hilft nichts. Die Vieslacherin muß unverrichteter Sache abziehen. Aber sie ist noch nicht die Treppe hinunter, da hört sie den Doctor von oben ihr nachrufen:

„Uebrigens — wenn Sie eine Section gestatten, Frau Vieslacher, und der homöopathische College sich auf Ehrenwort verpflichtet, dabei zu erscheinen, so will ich unserm armen Vieslacher den Gefallen thun und ihm die letzte Oelung in Gestalt eines allopathischen Receptes reichen!"

Der freundliche Dr. Matzack gab mit größtem Vergnügen das Versprechen ab, bei der Section anwesend zu sein — und der vielgeplagte Vieslacher hatte die Freude, seinen guten Doctor Schrimpf in seinem letzten Stündlein um sich zu sehen. Schon nach wenigen Tagen schied die arme Schreiberseele aus ihrem morschen Leibe — und der grimmige Arzt zerdrückte sich mehr als eine Thräne im Auge, als er die abgemagerte Hand des redlichen Vieslachers in der seinen erkalten fühlte. —

Die goldne Brille war blanker denn je geputzt und der Dr. Matzack strahlte mit ihr um die Wette vor Wohlbehagen und Menschenliebe, als die Eröffnung der Leiche in Gegenwart sämmtlicher Aerzte der kleinen Residenzstadt erfolgte.

„So, Herr College, hier sehen Sie die fragliche

Lunge unseres Patienten. Ein so miserables Subject von einer Lunge ist mir lange nicht vorgekommen," ruft Dr. Schrimpf mit herzlicher Schadenfreude.

„Ganz recht, meine Herren," lächelt fröhlich Dr. Matzack. „Wollen Sie sich also gütigst überzeugen, daß die Lunge, welche College Schrimpf behandelte, total unbrauchbar geworden ist, während sich die Milz welche ich zu behandeln das Vergnügen hatte — wie Sie sich überzeugen können — wieder in völlig normalem Zustande befindet. Ein Triumph der Homöopathie, meine Herren! Ich habe die Ehre."

Wie's dem Fischerjackel als Baron ergangen ist.

Himmelsakra .... Deixel noch amoal! Dös is jetz a Göld beisamm' — — dös versaufet a koa Baron in a'm ganze Jahr net! Deixel, Deixel — was wird jetz d' Moni sag'n!"

Also sprach der Fischerjackel von Urfeld, stand am Tisch in der niedrigen Stube allein und kratzte sich mit vergnügtem Lachen hinter den Ohren. Und dann ließ er die neun blanken Doppelkronen und die Mandel harter Thaler durch seine schwielige Hand gleiten und zählte sie auf den Tisch bald so und bald so. Und darauf pfiff er durch die Zähne, rückte sich den Filz keck aufs linke Ohr und schlug endlich mit der Faust auf den Tisch, daß Goldfüchse und Silberlinge hoch sprangen wie die Renken im Walchensee, wann die Sonn' scheint. Er that die Herrlichkeit flugs in seinen ledernen Beutel und machte sich dröhnenden Schrittes zur Thür hinaus.

Draußen vor dem Hause da war sein Mutterl, die Fischer-Ursel, die annoch rüstige Wittib, und der bucklige Knecht, Renken-Muckl geißen, und Zenz die Magd, mit den rothen Haaren und den blassen Sommerflecken — alle waren sie beschäftigt, dem Groß-

händler die schweren Fischkörbe aufpacken zu helfen. O Maria Josef! Das war eine Fracht, die konnte sich sehen lassen! So einen Fischzug hatte der Jackel sein Lebtag noch nimmer gethan — und der alten Frau Ursel lief der Schweiß von der runzligen Stirn, wie sie so den Gottessegen Korb um Korb herzuschleppte. Aber um das Schwitzen war's ihr schon nicht leid — brachte der reiche Fang doch endlich wieder einmal Geld ins Haus.

Und jetzt gewahrte die Ursel ihren Sohn, wie er da so selbstbewußt nach der Schiffshütte zustelzte, lief ihm nach, erwischte ihn beim Aermel und schrie: „Je, Jackel — was is jetz dös! Du bist am End gar großmüthig worden über dös vülle Göld? Magst nimmer mit schaffen, Du — hihi! Hurjeh! was pressirt denn gar aso?"

Er hatte sich ziemlich unsanft los gemacht und war in die Schiffshütten hinein gegangen. Die Alte hinter ihm drein.

Jetzt blieb er stehen, legte eine Hand schwer auf ihre Schulter, lachelte sie pfiffig an und knurrte gedämpften Tones: „Jo, jo, Muatta, pressirn thuat's scho mit dera Zeit — werd' i net scho achtunddreißig auf Jakobi künftig?"

„Wohl, wohl! Was soll jetz dös?"

„Heurasseln möcht i — Kruzideixel noch amoal!" stieß der Jackel heiser heraus — und dann wollte er sich schier überkugeln vor Lachen über der Alten verdutztes Gesicht.

„A waas — jetz geh zua! Treib koa so G'paß,

Jackel!“ brauste die Alte auf. „Hast Dir denn dös Niedernacher Diandl no nit aus'm Sinn g'schlag'n?“

„Naa, Muatta — d' Moni nimm i, oder koane! Is dös Madel etwa net brav?“

„Je — brav is's scho!“

„Is's etwa net — so was m'r sagt: holdselig anzuschau'n?“

„Je — schiach is's grad net!“

„Is's etwa dumm und dalket wie unser Zenzl?“

„Je — dös grad a net!“

„Na — jetzt wüßt i net, wo's sunst noch fehlen thät! A Göld braucht's jetz nimmer; dös hab' i — sakra!“

„Jo, jo — dös wär' scho recht, weißt'd - - aber ... wenn d' Moni di nur nehmen möcht! Daß sie's mit dem Tiroler Loysl hält, dem neuen Senn drüben, dös is jetz amoal g'wiss, dös hat mer d'Seppenbäuerin sölber erzöllt, wo er im Dienst steht.“ —

Der Fischerjackel schlug sich grimmig mit der flachen Hand auf den Schenkel und knirschte: „Wann i nur wüßt, wie er ausschaut, der Loysl, der Malefizbua — der sollt amoal a Woasser aus'm Walchensee z'saufen kriag'n, daß'm der Durst in oalle Ewigkeit verging, — wann i 'n amoal triff!“

„Jesses Maria!“ rief die alte Ursel ängstlich; „Jackel, bis g'scheit! Schau, der Loysl, dös is a junga, scheena Bua — sagt d' Seppenbäuerin! — un Du . . . Du bist grad net mehr der Jüngst — un — un . . . daß d' gern amoal a Maaß über'n Durst trinkst, dös siagt mer scho an dera rothen Nasen .... un gar aso — wie Du sprichst: holdselig anzuschau'n bist a grad net!“

Der Jackel legte sein Gesicht in finstere Falten, wodurch es freilich nicht eben holdseliger ward, und winkte der Alten Schweigen zu: „Jetz giebst' aber a Ruh, Muatta! Gar aso schwarz brauchst' mi a net abz'mal'n! Un d' Moni is a sakkrisch g'scheits Diandl — dö wird sich scho net lang b'sinnen, wann i mit dem Sack voll Goldgöld kimm, ob's mi nehmen soll, oder den herg'lauf'nen Tiroler da — hoho! Un jetz — behüet Gott, alts, guts Muatterl! I fahr' auf Niedernach zur Werbung. Un wann d' Moni ja g'sagt hat, nachher fahr' i auf Mittenwald un kaaf an' G'schmuck für moan' Schatz und zwoa so dicke, guldne Eheringerln un . . .“

„Un verthust dei scheen's Göld im Wirthshaus, net woahr?“ seufzte Ursel. „Geh' net in d' Stadt, Jackel! Wennst'd erst im Wirthshaus sitzst . . .“

„Hab' kei Angst net, Muatta, daß i dös Göld versauf'n thät. Koa Baron brächt dös net z'weg, in am ganze Jahr net! Un weißt, guts, alts Muatterl, i bringet d'r a a scheens seidnes Fürtüchel un an neien guldnen Quasten für dei Sunndaashütel mit, un dernoh kimmst mit nüber auf Niedernach zum Verspruch. Oh — feierlich, hökscht feierlich soll dös wer'n, wann der Jackel sa Moni freit!“

Dabei sprang er in den Kahn und glitt hinaus in die dunkelgrüne Flut. Noch einmal schwenkte er mit einem lauten Jauchzer seinen Filz und dann rief er lustig auflachend: „Bedenk's wohl, Muatterl — feierlich, hökscht feierlich — mit an' neien Fürtuch un aner guldnen Quasten — Hudliahe! Juch! Und dann

setzte er die Ruder kräftig ein und ließ sein Fahrzeug munter über die Wellen tanzen. — —

Aber freilich, allzu lange hatte solche Munterkeit keinen Bestand und der Fischerjackel gerieth in Tüfteln und Spintisiren hinein. Wenn die Sache nun wirklich nicht so glatt ablief, wie er es sich geträumt hatte? Er hätte bei solchem Schaden für den Spott nicht sorgen brauchen, des war er gewiss! Aber dann wieder: er kam doch mit dem Beutel voll Geld und — sacker=lot! gar so schiach war er doch auch noch nicht, trotz seiner achtunddreißig Jahre! War er doch sonst ein staatlich Mannsbild, sechs Schuh lang, sehnig und stark, ein gefürchteter Raufbold, ein kühner Bergkletterer und der beste Fischer rings um den Walchensee! Freilich die rothe Nase —! Ha, wenn es dagegen etwas in der Apotheken gäb!

Ueberhaupt war es doch am Ende weiser gehandelt, wenn er zuvor in die Stadt ging und etwas recht Un=widerstehliches für die allerholdseligste Jungfer Monika einkaufte! Um die Zeit war der Malefizkerl, der Tiroler Loysl, gewiß nicht daheim, denn wer fremde Knechte hatte, der beschäftigte sie jetzt im Oktober gewiß mit Holzfällen oben in den Bergen, da ja die Almen schon längst verlassen waren. Kam er also bei Zeiten mit schönen Geschenken, vielleicht gar gleich mit dem fertigen Verlobungsring dem abwesenden Loysl zuvor, so waren seine Aussichten jedenfalls bedeutend günstiger.

Und dann noch eine Erwägung! Sagte die Moni heut schon Ja, dann war's morgen mit dem lustigen Leben vorbei; denn er hatte geschworen, kein Wirths=

haus mehr zu betreten, wenn einmal die Moni sein Weib sein würde — außer natürlich — — nun, so ein Dutzend Ausnahmen hatte er sich gleich beim Schwören vorbehalten. Aber die Moni war auch ein Blitzmadel, die würde als Ehefrau schon gut Regiment zu führen wissen. Darum lieber, bevor der große Schritt geschah, noch ein, zwei Tage „Baron g'spüllt," wie er das nannte, und das einschichtige Leben mit dem schönen Geld im Sack wacker genossen! So was macht auch Mut — und der Jackel brauchte Mut, wann er an die Moni dachte!

Also gesagt, gethan! Rechtsum gemacht und statt nach Niedernach nach St. Paulus dem Einsiedler zugesteuert. Das ist ein gar stattliches Wirthshaus, in einsamer Herrlichkeit an einer stillen Bucht des schönen Walchensees gelegen. Nachdenklich und in ernstem Schweigen trank dort der Fischerjackel sein erstes Glas — wirklich und wahrhaftig nur eines! — und dann brach er zu Fuße nach Mittenwald auf, wo er noch am selben Tage des Abends anlangte.

Er begegnete keiner bekannten Seele auf den Gassen des berühmten Geigenbauerstädtchens. Mißvergnügt und unschlüssig schlenderte er von einem Wirthshausschild zum andern. In schlechte Kumpanei wollte er nicht gerathen, dazu kam er sich nunmehr allzu bedeutend vor — und was vorstellen und höllisch auftrumpfen mit seinem Gelde wollte er auch. So entschloß er sich denn endlich, die beste Herberg und Küche Mittenwalds, das Gasthaus zur Post, aufzusuchen.

Er stapfte geradeswegs in die Herrenstube hinein

und pflanzte sich schwerfällig auf ein Sopha hin. Die würdige Oberkellnerin unterließ nicht, ihm alsbald zu bedeuten, mit einem bezeichnenden Winke nach dem Honoratiorentisch hinüber, wo der Bürgermeister, der Doktor, der Apotheker und der Aelteste der Geigenmacherzunft bei der Karte saßen und den Eindringling mit mißbilligenden Blicken maßen, daß für seinesgleichen anderswo der Tisch gedeckt sei. Aber da begehrte der Fischerjackel nicht übel auf: er wisse allein, ob er zu dem Pack gehöre oder zu den Herrenleuten; und man sähe wohl auch nicht jedem Baron seinen Stand gleich an der Nase an, und anitzo wünsche er zunächst einmal ein englisch Böffstück mit Ei und die Weinkarte. — Nun ja, Augen machte die Kellnerin freilich auf solche Eröffnung; aber gar so respektvoll schaute sie just doch nicht drein!

Das Beefsteak mundete ihm zwar nicht recht und er meinte, so ein roh Stück Fleisch sei mehr ein Fraß für einen Hund denn für einen Menschen; doch er wollte sich keine Blöße geben. Also schlang er es hinunter und spülte mit einer ganzen Flasche französischen Rotweins nach, die drei Mark kostete, aber darum seiner Zunge doch nicht eben besser schmeckte als ein Tyroler Spezial. Aber in den Kopf stieg das theure Zeug — alle Deixel, ja! — Der Jackel konnte nimmer ganz grad auf die Stubenthür zugehen. Und drum schwenkte er ein wenig seitwärts zum Honoratiorentische ab, stützte sich leicht mit beiden Händen darauf und schickte sich an, in vornehm nachlässiger Haltung dem Kartenspiel zuzuschauen. Worob der dürre Besenstiel, der Stadtpillendreher und Latwergen-

schmierfink, ihn mit einem wahren Giftblick durchbohrte und fragte, was er hier zu schaffen habe! Wüthend polterte der Jackel zum Gastzimmer hinaus und beschloß, lieber seine rothe Nasenspitze in Ehren weiter im Schilde zu führen, als dem dürren Lumpenhund auch nur einen rothen Heller für seine elende Salbe zu verdienen zu geben. Himmelelement! Ein Mann wie er, der englisch zu speisen und französisch zu trinken im Stande war, und mußte sich so was bieten lassen!

Aber es war doch gut, daß er die Flasche Wein im Leibe hatte; denn die wärmte ihm das Geblüt und machte ihm den Kopf schwer, sonst hätte er's wohl kaum zuweg gebracht, auf der ungewohnten Springfedermatratz zu schlafen und unter der dünnen Steppdecken und dem vornehmen Federsackerl, das kaum bis an's Knie reichte, nicht zu erfrieren!

Am andern Morgen in der Früh suchte er den Goldschmied auf und erstand ein Paar Trauringe, so schwer und so breit sie nur zu haben waren, und obendrein noch einen silbernen Halsschmuck, der auch eine reiche Bauerstochter hätte in Versuchung führen mögen. Aber auch der Goldschmied war ein grober Klotz, der die Ehre gar nicht zu würdigen im Stande war, die ihm der große Fischerjackel von Urfeld anthat. Mit „Des“ wagten sie ihn anzureden, alle miteinander, der Postwirth, der Goldschmied, die Kellnerin und der Krämer, bei dem er das Fürtüchel und die goldene Hutschnur für sein Mutterl einkaufte! Und so beeilte sich denn der gekränkte Jackel, sobald er seine Geschäfte verrichtet, den Staub dieser verständnißlosen Stadt von seinen Sohlen zu blasen.

„Was nur dös für a Dings san mag, was dös vornehme Wesen ausmachet!“ grübelte er im rüstigen Wandern vor sich hin. „Es kemmen er doch gnua Grafen und Barone un was woaß i im Summer daher, dene mer's a net ansiagt. Mit Lodenjopen, Wadelstrümpf' un Nägelschuh', grad aso wie i, un sin a gewiß vüll schiachere Kerl drunta als wie i — un doch, wann's ins Wirthshaus kemman, nachher macht der Wirth sein' Buckel krumm un d'Kellnerin springt, wie wann's wo brennen thät — un „Herr Baron“ hier, un „was beliebt Euer Gnaden?“ da — wann der Lumpenkerl a nix wie ane Halbe Bier un an Käs b'stöllt! Naa, naa, — wann scho s' Göld koa Ehr mehr giebt in dera Wölt, nachher is scho goar koa Gerechtigkeit un Gottesfurcht mehr in dera Wölt! Hab' i net unrecht?“

Das war die stehende Frage, mit der er seine philosophischen Betrachtungen zu beschließen pflegte. Die herbe Erfahrung von der Ungerechtigkeit dieser Welt hatte nun freilich nicht gerade dazu beigetragen, sein Selbstbewußtsein bis zu jener Höhe der Siegesgewißheit zu erheben, deren er zu seiner späten Liebeswerbung dringend bedurfte. So kam es, daß auch die Sehnsucht nach seiner lange nur von fern angebeteten Moni seine Schritte nicht sonderlich zu beflügeln vermochte. Träg und trübselig schlich er die herrliche Straße dahin und schaute nicht rechts noch links. Ja, als er die Paßhöhe hinter Wallgau erreicht hatte, da warf er sich gar zur Seite des Wegs in das weiche Moos, das die Mittagssonne angenehm durchwärmt hatte, fluchte sich den Grimm in einem Dutzend aus-

erwählt lieblicher Ausdrücke von der bedrückten Seele herunter und — schlief gleich darauf fest ein.

Er erwachte davon, daß ihn Jemand kräftig an der Schulter rüttelte. Und als er ärgerlich den Kopf aufhub — denn er war in einem gar wonniglichen Traume gestört worden, worinnen er den Baron gespielt, der in der eigenen Kutschen fuhr und alle Tage Gäste zu Tisch hatte, Champagner trank und die Moni von Niedernach grausam schmachten ließ! — als er, wie gesagt, aus so süßem Traum erweckt, das Haupt erhub, da lachte ihm ein langer, bärtiger Gesell laut ins Gesicht und rief: „Hab' i's enk net g'sagt, daß dös koa an'rer san könnt', als wie der Fischerjackel von Urfeld? Ja, wo hast denn Du schon in der Fruah so tief ins Glas g'schaut? Schamst di net, Jackel? Kimm, hak di eini, ma bring'n Di scho hoam, wann m'r oalle vier mit anpacken."

Da war der Fischer mit einem Ruck auf den Beinen und maß die vier Gesellen mit zornfunkelnden Augen. „Was is dös? Des Lumpeng'sindel! Moant's ös, i könnt' nit alloan hoam finden? Du Lästermaul, di soll glei der Donner derschlag'n — hehehe! Wisst's denn ös, wen ös vor enk habts? He? Ich bin der Herr Baron von Jackel — verstandez vous?"

Die vier brachen in ein unbändiges Gelächter aus.

„Wer da lacht, der ist ein Esel!" schrie der erboste Jackel. „Nur die Esel lachen über die Gerechtigkeit. Aber die Stunde ist gekommen, wo die Gerechtigkeit obsieget und ein Jeder nach Verdienst geehret wird. Hab' i net unrecht?"

„Oalle Six!" höhnte der Lange, „Du hast aber

amoal schwer g'laden. I hob amoal an' b'seß'nen Kaplan kennt', der hat a aso g'schwätzt. Na, b'hüet Gott, Jackel — dei Verstand is d'r wohl im See dervong'schwomma. Wann 'en nur d'Fisch net g'fressen ha'm — nachher tät's künftig Jahr goar zu magere Renken geb'n!"

Unter hellem Gelächter und frommen Wünschen für seine Genesung wollten sich die vier Holzknechte, denn als solche waren sie an ihrem Handwerkszeug erkennbar, davonmachen, als der Jackel mit Donnerstimme Halt! schrie und in aufgeregter Hast seine Taschen zu durchsuchen begann. Und wie die Gesellen ihn das Silbergeräth auswickeln und die Goldstücke durch seine Finger gleiten sahen, da traten sie neugierig wieder herzu und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

„Es ist oalles in saner Richtigkeit," brummte der Fischer und band schmunzelnd seinen Geldbeutel wieder zu. Und dann pflanzte er sich breitspurig vor die Kerle hin und sprach: „Ehrlich währet am längsten und die Ehrlichkeit muß belohnet werden auf dera Wölt. Das sollet Ihr jetzo erfahren, meine Lieben. — Habt's ös schon amoal Champagnerwein getrunken in Eurem Leben?"

„Naa!" riefen die vier wie aus einem Munde.

„Nun, dann sollt's ös heit wölchen trinken auf mane G'sundheit und auf die G'sundheit von ma'm Freilein Braut. Aber ös müßt's erkennen und bekennen, daß ich der Herr Baron von Jackel bin, und dürfet's ös net unterstehen, mich anders zu tituliren oder zu behandeln. Denn warum? I hab's Göld im Sack un kann's zoahl'n. Hab' i net unrecht?"

Den Handel ließen sich denn freilich wohl die vier lustigen Burschen gern gefallen. Sie brachten dem Herrn Baron v. Jackel ein donnerndes Vivat — und dann ging's mit großen, ungeduldigen Schritten hinunter durch den bunten Wald und dunklen Tann nach dem Gasthaus zum St. Paulus, dem Einsiedler.

Der Wirth, der schon im Begriff gewesen war, sich wie ein Bär zum Winterschlaf zurückzuziehen, rieb sich flink genug die Augen wieder munter, als so hoher Besuch bei ihm einkehrte. Die vier Spießgesellen hatten ihm natürlich gleich verrathen, wo der Has im Pfeffer liege, und da hatte, denn der Brave sich nicht lange besonnen, sondern vielmehr aufgetischt, was irgend in der Eil und Nachbarschaft aufzutreiben gewesen war. Und es verbreitete sich rings um St. Paulum herum ein lieblich Duften von gebratenen Ganserln und Spanferkeln, von Knödeln und Kraut, daß es just kein Wunder gewesen wär', wenn die Glocken vom Klösterl am Zwerger von selber zur Hochzeit zu läuten angehoben hätten.

Und hochzeitlich ging's auch her im Einsiedler, das muß wahr sein! Die Pfropfen knallten, der Schaumwein floß in Strömen und die rauhen Kehlen der vier Schildknappen ließen den gnädigen Herrn hoch leben, bis — ja bis er tief unter dem Tisch lag! „Und seine Jungfer Braut nicht minder — zusammt sein Kind' und Kindeskinder — hurrah, hoch!"

Wer aber die schöne Braut sei, das hatte Baron von Jackel seinen Getreuen bis zur Stunde noch nicht verrathen wollen; denn sie sollten alle mit zum Ver-

spruch kommen und das sollte eine große Ueberraschung und einen Hauptspaß geben.

An seine Mutter aber hatte er, so lange er noch nüchtern war, einen Boten abgefertigt, der ihr die eingekauften Sachen zusammt einem Brieflein überbringen sollte. Dies Schreiben lautete also:

Libes Mutterl!

Indem biß itzt alles guht gegn tuht, schicke ich Dir die sachen und mache Dich nur fei schön, denn am Sonntag in der Fruh ist der Verspruch und zwar feierlich, högst feierlich!! Ich habe auch noch vier guhte Zoigen gefunden, damit die Sach ein ansehn hat und die Gerechtigkeit ofenpaar werde. Die Moni grüßet dich und aug dein liber Sohn

Jakob Lautner, Fischer.

In währender Lustbarkeit hatte aber der Herr Baron von Jackel dieses Schreibens und des darin gedachten feierlichen Verspruchs bald gänzlich vergessen. Mit einem gewaltigen Zopf ward er Abends auf's Stroh getragen und mit nicht minder gewaltigem Haarweh erhob er sich Morgens wieder zu neuen Thaten. Und seine guten Gesellen trieben es wacker so mit. Am ersten Tage noch in eitel Herzenslust und Daseinswonne; schlugen die Zither, schuhplattelten drei Stunden lang, ohne zu verschnaufen, mit der Einsiedel-Wirthin und den Mägden und sangen g'spaßige Schnadahüpfeln dazu. —

„Hudliahe!" juchzte der schwarze Toni von Jachenau und sang:

„Dös Zoahln is a Kunst —
Und der Jackel a Baron —
Und sauf' i umasunst
Is jeder Lump a Herr Von!

Prosit Herr Baron, Sie sollen leben!"

Aber der Jackel hörte schon kaum mehr; der Kopf war ihm schwer herabgesunken. Er konnte nur noch sanft grunzen: „Scho recht, scho recht, meine Lieben! Des sollt's a leben!"

Und dann nahm der rothhaarige Hias, der ebendaher war, die Melodie auf und sang:

„Sei Kron' is net von Pappen,
Sei Baron is koa G'spaß —
Er führt doch im Wappen
Ane fuirige Nas'!"

Der lange Sepp von Sachenbach besann sich auch nicht eben lang und schrie mit seiner heiseren Baßstimme weiter:

„A Baron is der Jackel
Dös siagt mer doch g'nau —
Denn er schlingt wie a Dackel
Und sauft wie a . . ."

„Du, Sepp, net so laut g'schrieg'n," mahnte der Vierte leise und hielt dem hageren Senn von Sachenbach die Hand vor den Mund. „Schau, er horcht scho auf. Treib's net aso arg!"

„A was, geh zua!" rief der, ohne sich einschüchtern zu lassen, und fuhr noch lauter fort:

„I moan halt, daß d' Moni
D' Moneten gern zöllt —
Sunst hätt's so an' B'ron nie
Zum Liabsten erwöllt!"

„Woas hat er g'sagt?“ begehrte der Jackel auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „D' Moni, moan' i, is amoal meini un . . . . un wann d' Moni erst amoal meini is, nachher moan' i, d' Moni . . . . hab' . . . . hab' . . . . hab' i net unrecht?“

Mit dieser Gewissensfrage war er sanft unter den Tisch geglitten. Der vierte aber von den Zechgesellen, das war kein anderer denn der hübsche Tiroler Loys, der sich gleich den anderen jungen Burschen nach der Heimkehr von der Alm noch auf ein paar Wochen als Holzknecht verdingt hatte, bevor er zum Winter heim in's Tirol kehrte. Der nahm jetzt den Sepp bei Seit und forschte mit funkelnden Schwarzaugen, was das G'stanzel von der Moni zu bedeuten gehabt hätte. Worauf ihm jener erst eröffnete, was man am Walchensee freilich längst schon wußte: daß der Fischerjackel ein begehrliches Auge auf die hübsche Moni von Niedernach geworfen, ohne freilich bisher große Ermuthigung gefunden zu haben, und daß die Andeutungen, die er über seinen vorhabenden Verspruch gemacht, wohl nur auf diese Moni zu beziehen seien.

„Na wart, Du schiacher Lump Du!“ lachte der Loisl leise in sich hinein, daß seine weißen Zähne blitzten. „Bei mei'm Diandl kimmst g'rad recht mit Dei'm dalketen Baron!“

Das ging nun, wie gesagt, solang es ging.

Am ersten Tag ein Hochgenuß,
Am zweiten Wehmuth mit Verdruß,
Am dritten Tag bös Aergernuß,
Am vierten groß Gerauf und — Schluß!

Und das kam so.

Am dritten Tag, da die wackeren Zechkumpane die Flügel schon gar elendiglich hangen ließen, hielt es der Wirth für angezeigt, dem Herrn Baron die Zeche zu präsentiren. O weh, das war ein langer Zettel, desgleichen der Jackel noch keinen in Händen gehabt! Und die Summa Summarum war noch um ein zwanzig, dreißig Mark höher, als was der gnädige Herr zahlen konnte! Hundertundfünfzig Mark legte er mit finsterer Miene blank auf den Tisch und dann winkte er nachlässig mit der Hand und rief dem Wirth zu: „Den Rest laß' mer bis zum nächsten Moal!"

Aber von einem solchen Handel wollte St. Paulus der Einsiedel nichts wissen. Und die vier Gesellen stellten sich alsbald auf seine Seiten, nahmen eine gar bedrohliche Haltung an und erklärten wie ein Mann, er sollte zahlen bei Heller und Pfennig, oder sie wollten ihm den Baron aus dem Leibe klopfen, daß auch kein Haar davon zurückbliebe — und von ihnen sollt's nicht heißen, daß sie mit so einem Erzlumpen im Lande herumzögen und die Zechen schuldig blieben — oho! weit gefehlt! Sie seien alle ehrlicher Leute Kind, und drum sollte der gnädige Herr Baron flugs zahlen falls er noch einigen Werth auf einen gesunden Knochen legte. Und dann mußte sich der arme Jackel wohl oder übel bequemen, dem Wirth seine goldenen Ringe und den Silberschmuck zum Pfande zu bieten. Den letzteren war jener bereit, für eine Doppelkrone anzunehmen, aber an der Echtheit der dicken Trauringe wollte er nicht glauben; und wenn nicht der Tiroler Loys in seiner Barmherzigkeit, und dieweil er just da-

für eine Verwendung wußte, sie ihm für weitere zwanzig Mark abgekauft hätte, dann wären sie am End gar noch nicht losgekommen.

Gift und Galle aber entlud nunmehr der Herr Baron von Habenichts gegen seine würdigen Genossen und ließ nicht eher nach, gegen den Undank und die Ungerechtigkeit der Welt zu toben, bis daß ihn eine gehörige Tracht Prügel zum Schweigen brachte. Und darauf ward er von den vier Mannen aufgehoben und in sein Schifflein getragen, das seiner noch geduldig daselbst harrte. Und sie stießen kräftig ab vom gastlichen Strande und begehrten vom Herrn Baron, daß er sie ohne Murren nach Niedernach übersetze; denn um seiner eitlen und unziemlichen Gelüste willen hätten sie ihre Zeit versäumt und müßten gewärtig sein, daß sie vielleicht gar von ihren Brotherren aus dem Dienst gejagt würden!

Wie wehte der Wind so kalt und frisch, und wie leuchteten in der hellen Sonne so weiß die neu beschneiten Felsklüfte des Wettersteins und des Karwändels über den See! Und wie um des Jackel's graues Elend erst recht zu verhöhnen, klangen die Glocken von Dorf Walchensee und vom Klösterl festfröhlich und erbaulich herüber.

„Je — was is jetz dös?“ stöhnte der Jackel und griff sich an die Stirn. „I moan, i hör d' Glocken läuten.“

„Wohl, wohl, da moanst scho recht,“ versetzte der Tiroler Loys; „'s is ja Sunndaa heut, un in Niedernach wird der Verspruch gethan!“

Da sprang der Fischer wüthig auf und wollte sich

auf den Buben werfen: „Der Verspruch — Himmelsakra, der Verspruch! — Giebst m'r mane Ringerln z'ruck, Du . . . . ."

Doch eh' er noch ausreden konnte, fühlte er sich schon von sechs kräftigen Fäusten gepackt und auf den Boden des Kahnes geworfen. Der Loisl aber ergriff die Ruder und brachte das schwankende Fahrzeug noch vollends bis Niedernach.

Und da standen am Ufer zwei Weiber im Sonntagsstaat, und die eine, die Junge, schrie auf, als sie des Tirolers im Schifflein ansichtig geworden war, und lief zum Strande, und der Tiroler sprang zuerst heraus und schloß das Diandl, das blitzsaubere, in die Arme und küßte es auf den Mund und schrie: „Hurrah, Moni, aufg'schaut! Wir bringen Dir Deinen Bräutigam — den Herrn Baron von Jackel. Er fühlt sich noch a weng unwohl von dera Seereisen . . . ."

„Ah jetzt geh zua, ma Loisl, fang Du net a noch an!" lachte die Moni und hing sich fester an des Buben Hals. „Die alt' Fischer-Ursel hat m'r scho gnua so dummes Zeig vorg'schwätzt. — Nix für unguat, Frau Lautnerin, aber ös seht's jetz sölber, daß i scho an Schatz hab, un der is für mi grad guat gnua, der Loysl."

„Jo, un de Trauringerln hab i a scho mitbracht, damit d' Muatta siagt, daß nix mehr dran z'n ändern is," lachte der Tiroler und steckte dem hoch erröthenden Diandl triumphirend den goldenen Reif auf den Finger.

Vom Boden des Fischernachens her ertönte ein grimmiges Gestöhn.

„Giebst's Ruh, Jackel," drohte der lange Sepp. „Sunst kannst heit noch 's Woasser trinken lernen! Da, Frau Ursel, fahrt's engren Bub'n haam un — b'hüat's Gott mitsammen!"

— — — — — — — — — — — — — —

Erst als sie mitten im See angekommen waren, erhub der Jackel ein wenig seinen Kopf vom Schiffsboden empor und sprach: „Dans woaß i jetzt amoal g'wiß, Muatterl: a Baron kriagt so a groß Göld scho kloan, wann er's nur fei g'scheit anfangt."

„O Du Lump, Du ma oanziger!" seufzte die Alte, und die großen Zähren liefen ihr stromweis über die Backen, während sie in ruhigem Takt die Ruder eintauchte.

„Aber dös neie Fürtuch und de güldene Quasten steht Dir goar zu schen, alts, guats Muatterl! Du gefallst mer noch so guat, daß i moan, i könnt' scho noch weiter oaschichtig bleib'n! Denn eine Gerechtigkeit giebt's doch net auf dera Wölt! Hab i net unrecht?"

„O Du Lausbub, Du ma oanziger — o Du Lakel, Du herziger!"

Die Räuberbraut.

Wir saßen in einer behaglichen Ecke des Wirthshauses „Zur Scholastika“ in München. Ein Häuflein junger und jüngster Musensöhne geschaart um den greisen Meister Michael Altlacher, dessen italienische Landschaften bis in die sechziger Jahre hinein weit berühmt und viel begehrt, nunmehr aber freilich schon längst zu anderem liebwerthen Gerümpel der Romantik in die Dämmerwinkel der Museen gesteckt und in die tiefsten Keller der Erinnerung geworfen worden waren. Uns Jungen war er somit als Künstler fast unbekannt, aber dafür als Mensch um so vertrauter, denn es war des alten Herrn Professors einzige Freude in seinem beschaulichen Schattendasein, allabendlich aus den elyseischen Gefilden seiner Abgeschiedenheit zu uns weltfrohen Lebendigen herabzusteigen und, seine Maß Hofbräu schlürfend, halb staunend, halb vergnügt unserer grünen Weisheit zu lauschen. Für uns aber war es immer ein Festtag, wenn Meister Altlacher ja einmal seine große, hagere Hand, schon ein wenig zitternd, über den Tisch ausstreckte und uns mit einem gebieterischen: „Sst! da könnt' ich Euch was erzählen!“ in die Rede fiel.

Und an dem Abend, dessen ich hier gedenke, war das Gespräch auf das wunderliche neumodische Spezialistenwesen in der Malerei gekommen, und unser Jüngster hatte sich ganz besonders heftig darüber ereifert, wie ein Künstler sich freiwillig dazu verurtheilen könne, sein Lebenlang eitel Schafe oder Spinatlandschaften oder Alpenglühen oder fette Kommerzienräthinnen zu verewigen.

„War man zu Ihrer Zeit auch schon so einseitig, Meister?“ wandte sich der Sprecher an den greisen Professor. „Haben Sie etwa auch nie etwas anderes wie italienische Landschaft gemalt?“

Altlacher strich sich nachdenklich über den dichten Weißbart. Dann lachte er plötzlich kurz auf und sagte: „O nein — hehe! ich hab' auch mal ein Porträt verübt — ein einziges — aber das war auch was ganz Besonderes.“ Und er reckte die langen, knochigen Finger hoch über die Tafel aus und sagte: „Sst! Da könnt' ich Euch was erzählen!“

„Bravo! bravo!“ riefen wir, rückten näher aneinander und legten die Hände an die Ohren, um die leise Stimme des Greises besser zu verstehen.

Und Meister Michael Altlacher hub also an: „Ich meine, es muß im Jahre 45 gewesen sein, als ich mich von Rom zu einer Studienreise durch die Abruzzen aufmachte. Nach den unruhigen Zeiten von 41 und 43 blühte das Räuberwesen herrlicher als je dort in dem wilden Gebirge und ein bepackter Reisewagen durfte sich kaum unter starker Bedeckung hineinwagen. Mich kümmerte das aber wenig; ich war ein strammer junger Kerl von 29 Jahren, der mit seinem

schwarzen Vollbart unter dem mörderlichen Kalabreser selbst räubermäßig genug ausschaute. Mein Malgeräth konnte die Herren nicht reizen und in meinem Ränzel das Bischen Wäsche — es war ja nicht der Müh' werth; und die paar Scudi in der Tasche würden sie dem armen Teufel von einem artista schon lassen — die Halunken waren ja bekanntlich großmüthig, wenn es nichts Ordentliches zu verdienen gab! Hie und da gesellte sich freilich mal in der Bergeinsamkeit ein Kerl zu mir, der einem nicht recht geheuer vorkommen mochte und einen ausfragte wie ein Thorschreiber; aber es krümmte mir doch keiner je auch nur ein Haar — und so war mir denn das Stückchen Gruselromantik eine ganz willkommene Wegverkürzung. Ein jeder von diesen wüsten Gesellen konnte ja am Ende gar der berühmte Räuberhauptmann Gianozzo selber sein, auf dessen Ergreifung erst jüngst wieder von den päpstlichen Behörden ein sehr hoher Preis gesetzt worden war. Dabei hatte der große Bandit ein solches Dunkel um seine Person zu verbreiten gewußt, daß es in der einen Bekanntmachung hieß, er sei groß, in der anderen klein, bald sollte er einen schwarzen Vollbart, bald nur einen jugendlichen Schnauzer tragen — kurz der Steckbrief war so unvollkommen wie nur möglich.

„Ich kam also, wie gesagt, ohne jede Fährlichkeit, aber hungrig und müde zum Umfallen in ein Städtchen — ja, wie hieß das prachtvolle alte Schmutznest doch gleich? — Nun, gleichviel — ich weiß nur noch, daß das albergo, in dem ich einkehrte, Stella d'oro, „zum goldenen Stern“ geheißen war. Der Wirth

schien übler Laune zu sein. Er stand mit den Händen in den Taschen breit vor der Thür aufgepflanzt, bequemte sich kaum, mir zum Eintritt Platz zu machen, und ließ mich eine ganze Weile im Gastzimmer allein sitzen, ehe er auf mein wiederholtes Pochen und Rufen herzugeschlichen kam, um kurz und grob nach meinem Begehr zu fragen. Ja, er lief sogar, ohne mich zu Ende zu hören, sehr eilig wieder hinaus, als draußen im Vorplatz eine jammernde Frauenstimme sich vernehmen ließ. Und dann gab's da draußen ein Hin und Her von Stimmen, ein lautes Lamentiren und unterdrücktes Gefluche, aus dem ich nur den Namen Cecchina, das heißt Fränzchen, und die Drohung heraushörte, daß sie diesmal aber wirklich bei Wasser und Brot eingesperrt werden sollte, das lose Ding, das ungerathene!

„Ich verwünschte diese Cecchina, derentwegen ich hier verhungern und verdursten mußte, innerlich zu allen Teufeln und raffte mich endlich auf, um diesen pflichtvergessenen Wirthsleuten gründlich meine Meinung zu sagen. Kaum aber hatte ich die Thür aufgestoßen und so ein paar gepfefferte Liebenswürdigkeiten von mir gegeben, als eine ältere, gar stattliche Dame mit einem gelben Tuche um den Kopf und verweinten Augen mit einem schier entsetzten ‚Maria-Gesù!' den groben Klotz von einem Wirth am Arme packte und, die Augen starr auf mich gerichtet, ihm hastig etwas in's Ohr flüsterte. Und der riß erst den Mund weit auf und dann seine Zipfelmütze von dem grauen Wollkopfe und starrte mich gleichfalls eine

ganze Minute lang an wie ein Meerwunder, ehe er Worte fand.

„Ah! oh, Eccellenza — ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Euer Gnaden nicht gleich bediente, wie Euer Gnaden es gewohnt sind. Oh, mein verehrter, hochberühmter Herr, laßt es Euren Diener Matteo nicht entgelten! Ach, Ihr seht mich ganz zerknirscht, Don ....“

„Don Michele nennt mich nur,“ unterbrach ich ihn. „Aber ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt. Kennt Ihr mich denn?“

„Wer sollte Euch nicht kennen, Eccellenza!“ stammelte Matteo mit einem tiefen Bückling. „Einen so berühmten ... hem!“ ...

„Ich bin ein Künstler, ein deutscher Maler,“ rief ich erstaunt. „Und die haben großen Hunger und Durst und wenig Geld — danach richtet Euch, wenn's gefällig ist, Don Matteo.“

„Geld! oh, was denken Euer Gnaden von mir!“ versetzte der Wirth fast beleidigt. „Ich werde doch kein Geld nehmen von einem so berühmten — hm! — Künstler!“

„Nun, das konnte mir ja recht sein und ich hütete mich, Matteos vortreffliche Grundsätze zu erschüttern. Weiß der Henker, was sich die guten Leute unter einem dentschen Maler vorstellen mochten und warum dieser alte Esel von Wirth das Wort Künstler immer mit so pfiffigem Nachdruck aussprach. Die Leutchen tischten mir auf, daß ich nicht wußte, wo ich zuerst zugreifen sollte, und schänkten mir einen Wein dazu, daß mir das Herz im Leibe lachte. Ich widmete mich

dieser großartigen Abendmahlzeit mit einer so ernsten Hingebung, daß ich Frau Catherina nur mit einem stummen Kopfnicken auf ihre tausend Fragen zu antworten vermochte. Erst als ich ganz satt war, hielt ich es für angemessen, so nebenbei auch nach der Ursache der häuslichen Aufregung von vorhin zu fragen.

„Ich hörte Euch da von einer gewissen Cecchina reden," begann ich leutselig, „das ist wohl Eure Tochter, Madonna?"

„Ei freilich ja, Euer Gnaden zu dienen. Ach, das arme Kind, ja!"

„Wieso, das arme Kind?" fragte ich gleichgültig weiter und putzte mir den Bart dabei.

„Nun, Euer Gnaden wissen das ja am besten! Sie ist ja freilich in dem Alter, daß sie wohl daran denken könnte — o heilige Mutter Gottes! und verliebt ist das Kind! Ganz krank vor Liebe! Was soll man machen? Für eine Mutter ist es aber doch immer schwer."

„Ei das giebt sich schon," begütigte ich. „Man muß die Mädchen nicht zwingen wollen, wenn sie einmal verliebt sind. Sonst — giebt's ein Unglück, Donna Catherina!" Ich drohte ihr scherzend mit dem Finger und erhub mich, um mich ungesäumt zur Ruhe zu begeben, denn ich war zum Gotterbarmen müde. „Ich bin begierig, Euer liebeskrankes Kind zu sehen, Madonna," setzte ich noch hinzu — ich glaube, ich gähnte dabei. „Sie muß sehr hübsch sein, wenn sie Euch ähnlich sieht — denn Ihr seid ja heut noch eine schöne Frau." (Für einen solchen fürstlichen Schmaus

kann man schon der Wirthin den Honig eßlöffelweise eingeben, dachte ich!)

„Und die würdige Dame im gelben Kopftuch erröthete geschmeichelt, knixte tief und rief, beinahe zitternd, wie mir's vorkam: „O Eccellenza sind zu gnädig. Ich hätte auch nie etwas dagegen gehabt. Es ist ja ein großes Glück für das Kind — freilich, freilich — ich habe es immer gesagt! Wenn sie Euer Gnaden gefällt ... Sie ist immer noch nicht daheim, die Cecchina! Und es ist schon bald neun."

„Nun, morgen früh werde ich sie ja wohl sehen. Führt mich jetzt in mein Zimmer, Donna Caterina. Ihr habt doch ein gutes Bett für mich? Ich habe lange in keinem ordentlichen Bette geschlafen."

„Ja, das glaube ich!" rief die Padrona laut, und es klang beinahe wie Spott. Aber dann schlug sie sich gleich auf den Mund und fuhr ganz demüthig fort: „Ich meine nur, weil es wirklich weit und breit keine Betten giebt wie im goldnen Stern. O hier seid Ihr weich gebettet wie ein Kind an der Mutterbrust und kaum ein einziges Flöhlein darin zu finden und ruht so sicher wie die Gebeine des heiligen Onofrio in unserer Kirche!" — — —

„Schon hatte ich mich in dem mir angewiesenen Zimmer meiner Kleider zum Theil entledigt, als mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß das Gebahren der Wirthsleute doch sehr auffallend und ihre übertriebenen Betheuerungen meiner vollkommenen Sicherheit besonders recht verdächtig erschienen. Und wie ich in meinem Schlafzimmer ein bißchen mißtrauisch umschaue, da finde ich, daß die beiden Fenster mit

starken Eisenstäben vergittert sind und die Thür inwendig weder Schlüssel noch Riegel hat. Da saß ich also in einer schönen Mausefalle! Aber was half's? Ich war so müde — ich mußte schlafen — mit dem Strick um den Hals wäre ich eingeschlafen, glaube ich! Ich baue also vor der Thür eine Art Barrikade auf, aus Waschgeschirr, Malkasten und ich weiß nicht was sonst noch zusammengesetzt, die mit einem fürchterlichen Gepolter zusammenbrechen mußte, sowie nur ganz leicht mit der Thür dagegen gestoßen wurde. Die Flucht durchs Fenster war mir zwar durch das Gitter abgeschnitten, dagegen hatte ich auch von dieser Seite keinen Einbruch zu befürchten. Ich legte mich nun halb angekleidet aufs Bett, nahm — um im Nothfall gleich kampfbereit zu sein — meinen Schirmstock mit der langen Eisenspitze in den Arm — und war trotz der Furcht eingeschlafen, noch ehe ich mit einem Vaterunser zu Ende kam. — —

„Ich mochte wohl schon eine Reihe von Stunden fest wie ein Todter so gelegen haben, als ich mir plötzlich eines wunderlieblichen Traumes bewußt ward, eines Traumes, so zauberhaft schön, wie ihn vielleicht noch keiner von Euch geträumt hat, meine jungen Freunde!

„Mir war es, als preßten sich ein Paar süßer, weicher Mädchenlippen sanft und doch glühend auf meinen Mund, als umschlängen mich zwei kraftvolle Arme, als schlüge ein fremdes Herz in raschen Schlägen gegen meine Brust. Und dann hörte ich eine leise Stimme in mein Ohr flüstern: „O mein Geliebter! Hörst du mich nicht? Ich bin es ja, deine Cecchina.

Wach' auf! Es ist keine Zeit zu verlieren. Die Carabinieri müssen jeden Augenblick hier sein. Vater hat sie selbst geholt von Aquila. Sie haben das Haus umstellt — sie wollen dir ans Leben, mein Heißgeliebter! Aber deine Cecchina wachte für dich — und sie wird dich retten — und dir ganz gehören, auf ewig. Hörst du mich denn nicht?"

„O ich hörte sie wohl, die berauschenden Worte; aber ich glaubte noch immer zu träumen — ich wollte die Augen nicht aufschlagen, ich wollte das Ende des entzückenden Märchens hören! Doch da fühlte ich mich fest unter den Achseln gepackt und mit sanfter Gewalt vom Kissen emporgezogen. Ich streckte die Arme aus und — das war kein Traum mehr, das war unzweifelhafte, kostbare Wirklichkeit! — ich zog, ohne zu wissen, was ich that, ohne in der völligen Dunkelheit zu wissen, wo ich war, einen warmen Mädchenleib an meine Brust! Ihr loses Stirnhaar streifte meine Augen, ihr Athem meinen Mund — und dann heftete sie wieder ihre Lippen zu einem langen Kusse auf die meinen! — Und wieder begann sie zu flüstern: „Siehst du nun, wie ich dich liebe, du Tollkühner! Den ganzen Abend bin ich im Walde herumgestrichen, um dich aufzufinden und dir zu sagen, daß mein Vater geschworen hat, sich den Preis zu verdienen, der auf deinen Kopf gesetzt ist, weil er es nicht leiden mag, daß ich dein Weib werde. Und du kommst derweil in sein Haus und legst dich hier ruhig schlafen, während sie die Carabinieri holen! — Aber nun komm schnell, sonst ist es zu spät. — Siehst du, dort über dem Schrank öffnet sich ein kleines Fenster nach der Neben-

stube. Da hatte mich die Mutter eingeschlossen. Aber ich bin auf den Tisch gestiegen und dann auf einen Stuhl und dann bin ich durch das Fensterchen geklettert und habe mich an dem Schrank heruntergelassen — siehst du. Und so mußt du auch mit mir hinaus, Geliebter. Und dann aus meinem Fenster auf das Dach — — aber verstehst du mich denn nicht? Es ist die allerhöchste Zeit! Wenn du mich liebst, dann komm!"

„Ich begann sie zu verstehen, trotz meiner Schlaf- und Sinnentrunkenheit. Sie war die Braut des großen Räuberhauptmanns und hielt mich, Michel Altlacher aus München, für ihren geliebten Gianozzo! Was sollte ich thun? Sprach ich ein Wort, so verrieth ich mich und der schöne Traum war ausgeträumt! — „Da — als ich eben wieder das kühne, herrliche Mädchen an mich ziehen wollte — da stürzt mit Donnergepolter meine Barrikade zusammen, die Thür wird mit Gewalt aufgestoßen, und im Scheine einiger hochgehaltener Laternen sehe ich eine ganze Schaar von Carabinieri mit angeschlagenen Gewehren vor mir stehen. Cecchina aber ergreift, schnell wie ein Blitz, meinen Schirmstock und richtet die Spitze gegen ihr Herz, indem sie den Männern zuruft: „Wagt es nicht, ihn anzurühren, oder ich erschieße mich vor euren Augen!"

„Da stunden sie alle wie festgebannt; und vor Staunen und Entsetzen bemerkte keiner, welch harmloser Art die Waffe in der Hand der reizenden Cecchina war; bis ich mich endlich von meinem ersten Schrecken und der Bewunderung dieses entzückenden

Mädchens so weit erholt hatte, um die ewig denkwürdigen Worte sprechen zu können: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, hier muß ein Irrthum obwalten — oder suchen Sie vielleicht den Landschaftsmaler Michael Altlacher aus München?“

„Ich hatte noch kaum ausgeredet, als Cecchina einen lauten Schrei ausstieß, den Stock von sich schleuderte und, nachdem sie nur einen Blick auf mich geworfen, in hellem Zorn den Dienern des Gesetzes zurief: „Ha! Der Schändliche! Schießt ihn todt, den Verräther! Er hat mich — o Himmel, er hat es gewagt mich zu küssen, mich, die Braut des großen Capitano! Dieser Elende — schießt ihn todt!“

„Wie, was?!“ schrie nun Alles durcheinander. „Ist das denn nicht der Gianozzo?“

„Der?!!“ — Cecchina versuchte eine ganze Welt des Hohnes in das eine Wort zu legen. Aber es war zu viel für sie gewesen. Sie brach in ein so herzbrechendes Weinen aus, daß man sie halb bewußtlos hinausgeleiten mußte. Mir hatte freilich dieses „Der?!!“ das glänzendste Unschuldszeugniß ausgestellt, und man zog sich bald mit den höflichsten Entschuldigungen zurück und bedauerte aufrichtig, meine Nachtruhe so unliebsam gestört zu haben. Daß die Herren Carabinieri dem Don Matteo nicht eben dankbar dafür waren, daß er sie mitten in der Nacht so voreilig herbeigeholt hatte, das können Sie sich wohl denken! Ich hätte schon vor dem Lärmen und Fluchen im Hause nicht wieder einschlafen können, selbst wenn meine begreifliche innere Erregung nach einem so ungewöhnlichen Abenteuer mir Ruhe gelassen hätte.

Als ich am anderen Morgen zum Frühstück hinunter kam, fand ich im Gastzimmer Cecchina mit ihren Eltern in lebhaftem Wortwechsel. Und da man mich, nach einer mürrischen Begrüßung, gar nicht weiter beachtete, so mußte ich auch wohl oder übel Zeuge der Schmeichelworte werden, mit welchen die schöne Räuberbraut von ihren Eltern bedacht wurde. Ja, schön war das wilde junge Blut! Der erste Eindruck im trüben Flackerschein der Laternen hatte mich nicht betrogen. Das blauschwarze Haar fiel in wirrem Geringel fast bis über ihre Augen, so dunkel wie die Nacht und doch so feurig wie glühende Kohlen. Die stolze schlanke Nase, der trotzige kleine Mund, aus dem die weißesten Zähne hervorblitzten, das zarte und doch feste Kinn — und besonders diese weich gerundeten bräunlichen Wangen! Ach, meine jungen Freunde, um den Preis ihrer Liebe wäre ich gleich selber unter die Räuber gegangen! Und wie das reinste, durchsichtigste Karmin ihre Wangen übergoß, als sie mit einer verwogenen Gebärde erklärte, daß sie den Eltern das Haus über dem Kopfe anstecken werde, wenn sie eingesperrt werden sollte! Und den Tonio Zanetti wolle sie nicht sehen und überhaupt nichts mehr von ihm hören, denn keine Macht der Welt würde sie zwingen können, ihrem Gianozzo untreu zu werden! — Damit schritt sie, stolz und würdevoll wie eine antike Römerin, zum Zimmer hinaus, nicht ohne mir zuvor durch einen Blick voll Haß und Verachtung die ganze Größe meiner Verworfenheit zum Bewußtsein zu bringen.

„Nach dem Frühstück packte ich mein Malgerät auf und steckte ein Handtuch zu mir; denn ich wollte

in einem kleinen, höchst malerisch eine halbe Stunde vor dem Ort gelegenen See, an dem ich gestern Abend vorbei gekommen war, den Staub dieser ungastlichen Stadt mir vom Leibe spülen und dann noch die herrliche Landschaft skizziren, ehe ich meinen Wanderstab weitersetzte. — Ich suchte mir ein schattiges Plätzchen am Ufer unter einer alten Steineiche aus, von wo der Wasserspiegel und der wilde Felsenhintergrund sich am schönsten präsentirten. Es war ganz einsam rings umher — der Himmel wolkenlos. Die Sonne brannte heiß ins Thal hinein und der kleine See plätscherte so leise und verlockend an das sanft abfallende, sandige Ufer. Im Nu hatte ich mich meiner Kleider entledigt — und nun tauchte ich die müden Glieder wohlig in die köstliche, azurblaue Flut. So warm war das Wasser, daß ich wohl eine halbe Stunde lang darin herumschwamm und plätscherte, ehe ich daran dachte, wieder zu landen und meine Arbeit aufzunehmen.

„Aber wer beschreibt meinen Schrecken als ich, dem Orte zusteuernd, wo ich meine Staffelei und meine Kleider gelassen hatte, einen Mann dort stehen sehe, der, eine lange Blunderbüchse geschultert, den rothen Leibgurt mit einem halben Dutzend Pistolen gespickt, kalt lächelnd nach mir ausschaut! Es war ein Glück, daß ich Grund unter mir fühlte, sonst wäre ich sicherlich ertrunken wie eine junge Katz'! Ein verdammt hübscher Kerl war's — und weiß Gott! — er sah mir wirklich einigermaßen ähnlich! — Kein Zweifel also, dies war der leibhaftige Gianozzo — und er war gekommen, die gekränkte Ehre seiner Braut blutig

zu rächen! Ich fühlte, ich war verloren! Wenn ich auch versucht hätte, das andere Ufer zu erreichen und mich, nackt wie ich war, in den Wäldern und Felsen zu verbergen — seine Kugel hätte mich doch getroffen, oder seine Spießgesellen mich abgefangen. Ich beschloß also, meinem Schicksal wie ein Held ins Auge zu schauen. Das Herz konnte mir zwar unter diesen eigenthümlichen Umständen nicht in die Hosen fallen; aber daß mir nicht ganz wohl zu Muthe war, das werden Sie begreifen können — obwohl ich sonst kein Hasenfuß war.

„Ich steige also an's Land und biete möglichst unbefangen dem Banditen guten Tag. Ich hätte doch nicht geglaubt, daß das Wasser so kalt wäre, stotterte ich, um mein Zähneklappern zu entschuldigen.

„Da fährt er mich barsch an: „Macht keine Redensarten, elender Hund von einem Farbenklexer! Ich weiß Alles — Ihr müßt sterben!“

„Ich kann es nicht leugnen, so gern ich auch möchte: Ich fiel auf die Kniee und flehte um Gnade. Ich betheuerte ihm, daß ich ganz vom Schlaf befangen gewesen, daß ich zu träumen geglaubt und auch nur wie im Traum die glühenden Küsse seiner Braut erwidert habe. Mit leuchtenden Farben malte ich ihm dann die todesmuthige Leidenschaft seiner Geliebten aus und beschwor ihn, die holde Blume solcher hohen Liebe doch nicht mit meinem unwürdigen Blute zu begießen. Dem Irrthum dieser Nacht verdanke er es doch, daß er nunmehr ohne Fährlichkeit mit dem Segen und dem blanken Silber der Eltern die schöne

Braut heimführen dürfte! — Da zuckte es seltsam um seine Lippen — er schien bewegt.

„Nun gut! — sagte er endlich — Euer elendes Leben sei Euch geschenkt, wenn Ihr mir einen Auftrag zu meiner Zufriedenheit ausführt."

„Ihr habt nur zu befehlen, illustrissimo Capitano!" stammelte ich zitternd.

„Setzt Euch da her und malt mich ab, wie ich hier gehe und stehe."

„Entschuldigen Sie, Verehrtester, das schlägt nicht in mein Fach. Ich bin Landschafter!"

„Was? Ihr wagt zu widersprechen?" brauste der Kerl auf. „Ich denke, Ihr wißt doch, wen Ihr vor Euch habt? Zieht Eure Kleider an und dann an die Arbeit — oder!" Er lehnte seinen trompone an einen Baum, zog zwei Pistolen aus dem Gürtel, spannte sie und hielt sie mir dicht vor die Nase, so lange ich mich ankleidete.

„Was man doch Alles möglich macht, wenn man muß! Wenn ich dies sonderbare Portrait en plein air nicht einigermaßen ähnlich zu Stande brachte, dann war mein Leben keinen Kreuzer werth. Und ich brachte es zu Stande! — Schön wird es gerade nicht gewesen sein, aber doch ähnlich genug, um mir das Leben zu retten. — Und in zwei Stunden war es fix und fertig in Oel gemalt auf einer leichten Holztafel. Gianozzo schmunzelte zufrieden — (ich hatte etwas zu schmeicheln gewagt; denn auch der Räuber ist ein schwacher Mensch, so zu sagen!) — und dann trug er mir auf, dies Bildniß seiner Cecchina mit den schönsten Grüßen zu überbringen und dafür zu

sorgen, daß es auch die Eltern zu Gesicht bekämen: „Denn, — schloß er selbstgefällig — sie wissen ja noch gar nicht, was sie für einen Schwiegersohn bekommen! Ich denke, das Bild wird ihnen eine günstigere Meinung von Gianozzo beibringen.“ Damit schlug er sich, nachlässig grüßend, in die Büsche.

„Ich aber war so ungeduldig begierig mich meines Auftrages zu entledigen, daß ich fast bis an den goldenen Stern zurück im Trabe lief.

„Ich traf es günstig; denn Cecchina trat just, das gebogene Joch mit den kupfernen Wasserkesseln über die geraden, vollen Schultern gelegt aus der Hausthür, als ich athemlos davor anlangte. Ehe sie noch ihrem Erstaunen darüber, daß ich noch lebte — denn es war ja klar, daß sie heut früh sofort in den Wald hinausgerannt war, um ihren Geliebten zur Rache gegen mich zu reizen — — vielleicht war gar unter jener Steineiche der gewohnte Ort ihres Stelldicheins! — also wie gesagt: ehe sie noch ein Wort hervorbringen konnte, hatte ich meinen Gruß bestellt und ihr mein Meisterwerk eingehändigt. Erst war sie über die Maßen erstaunt und dann erhellte der Ausdruck höchsten Entzückens ihr dunkles, ernstes Antlitz und ließ die wilde Räuberbraut so lieblich wie ein glückliches Kind zum heiligen Christ erscheinen. Mit knapper Noth gelang es mir, sie davon abzuhalten, daß sie ihre rothen Lippen auf die nasse Farbe drückte. Und plötzlich mit einem ungeduldigen Ruck befreite sie ihre Schultern, daß die Kessel rasselnd zu Boden fielen, und lief jauchzend mit dem Bilde zu den Eltern in die Stube.

„Ich folgte ihr auf dem Fuße und war nicht wenig erstaunt und in meinem Künstlerstolz geschmeichelt, als ich es erleben mußte, daß auch Don Matteo und seine Catherina sich auf den ersten Blick in den schönen Banditen gerade so närrisch verliebten, wie der schwarze Tollkopf, die Cecchina.

„Das ist er? Den liebst Du? Ach wie ist er schön! Komm Täubchen, Engelchen, Goldkind, laß Dich umarmen! O was sind wir doch für gesegnete Eltern — daß wir solches Glück an unserm Töchterchen erleben dürfen!“

„So schrien und jauchzten sie durcheinander, und die Cecchina, die strahlende, wurde unter Lachen und Weinen geherzt und geküßt, daß sie gar nicht zu Worte kommen konnte. Ich wurde auch nicht ganz vergessen in dem Freudentaumel; ich wurde für mein erstes Portrait belobt und bedankt, wie mir's im Leben noch nicht für ein Bild geschehen war.

„Und wie sie noch alle so um mich herumstehen und mir die Hände drücken und gar küssen, da thut sich plötzlich die Thür auf und herein tritt — Gianozzo, der große Hauptmann und ruft lustig und siegesbewußt:

„Nun wie steht's Don Matteo, Donna Catherina, wollt Ihr mir das Kind nun geben?“

„Ach Don Antonio — Ihr seid es selbst?“ riefen Vater und Mutter wie aus einem Munde. „Segne Euch der Himmel für diesen Einfall! Cecchina, glückliches Kind, umarme Deinen Bräutigam, unsern theuren Tonio Zanetti!“

„Ach, was schwätzt Ihr denn?“ lachte das Mädchen

an des Geliebten Halse hängend. „Das ist kein Tonio, das ist mein heißgeliebter Gianozzo, der herrliche, kühne Räuberhauptmann!“

„Der aber nahm sie fest beim Kopfe, so daß sie ihm nicht entwischen konnte und rief: „Nein, meine Cecchina, ein Räuberhauptmann bin ich nicht, das habe ich Dir nur vorgeflunkert, um zu sehen, was Deine Liebe werth sei. Und heut Nacht hast Du's ja bewiesen, daß Du für mich Dein Leben lassen könntest. Ei, da traue ich Dir sogar zu, daß Du mich auch als ganz gewöhnlichen, ehrlichen Menschen heirathest!“

„Sie schmollte zwar recht bitterböse, die reizende Hexe; aber was half's? Sie saß zu fest gefangen in seinen starken Armen, sie konnte ihm nicht mehr davonlaufen — und darum, nur darum ergab sie sich in das Unabänderliche!

„Und dann wandte sich der schöne Tonio an mich und lachte: „Gelt Meister Maler, es war doch gut, daß ich Euch nicht gleich umgebracht habe, wie Ihr es eigentlich verdientet?“ Und ich legte die Hand auf's Herz und rief: „Ach, Don Antonio, das Bewußtsein, die reizende Cecchina geküßt zu haben, wenn auch natürlich — hm! — nur im Traum, wäre mir zehnmal das lumpige Bischen Leben werth gewesen!“ —

„So, meine jungen Freunde, das war meine Geschichte.“

Der alte Professor that einen tiefen Zug aus seinem Maßkrug. „Bravo, bravissimo!“ riefen wir begeistert. Und unser Jüngster setzte hinzu: „Si non e vero .....“

„Aber nein, wie können Sie so etwas glauben!" schmunzelte Michael Altlacher. „Buchstäblich wahr! So wahr wie — wie . . . ."

„Der Herr Professor Altlacher und die schöne Cecchina sollen leben hoch, hoch, hoch!" schrien wir da im Chorus und die Maßkrüge klapperten lustig aneinander.

Das Kaisermanöver.

Fest stand er da wie Deutschlands Eichen und schüttelte im warmen Südweststurm holdester Ueberredungskunst nur leise den schon etwas herbstlich angehauchten Wipfel — nämlich der königliche Hauptmann und Compagnie-Chef Adolar von Knortz.

Seine Gattin, eine lieblich gerundete, trotz ihrer achtundzwanzig Jahre noch fast mädchenhaft scheue und stets harmlos liebenswürdige kleine Dame, und seine Frau Schwiegermutter, die verwittwete Großhändler Hollerbusch, die von ihrer Tochter — wenigstens bei künstlicher Beleuchtung — nur durch das Gewicht zu unterscheiden war, beide Damen hatten den Sturm auf das Felsenherz des Hauptmanns mit aller Sorgfalt vorbereitet, indem sie, auf die einzige menschliche Schwäche des Gestrengen bauend, sämmtliche Leibgerichte erster Ordnung auf die Speisenfolge des letzten Mittagsessens vor dem Ausrücken zu den großen Herbstübungen gesetzt hatten. Uud es war ihnen wirklich gelungen, durch diese feine Kriegslist die finstere Laune des Hauptmanns zu bannen, die sich seiner regelmäßig bemächtigte, so oft große militärische Prüfungen die Ruhe seines Gemüthes bedrohten. Zwar

hatte er die Fleischklößchen in der Brühe noch mit einigem Stirnrunzeln für entschieden zu fest erklärt, hatte zu behaupten gewagt, daß der alte Sherry, den es zur Suppe gab, nach dem Pfropfen schmecke, hatte selbst bei der darauf folgenden Gänseleberpastete, durch unsicher tastende Zungenverrenkungen und mißtrauisch vorsichtige Bewegungen der Kauwerkzeuge sich zu überzeugen gesucht, daß auch an diesem Leckerbissen nicht Alles in Ordnung sei, hatte mit einem so unerbittlich strengen Blicke den grünen Römer, den ihm die Gattin süß lächelnd mit duftigem Moselblümchen gefüllt, gegen das Licht gehoben, wie wenn er die Seelenreinheit eines übel berüchtigten Gewehrlaufes beim letzten Appel vor der Musterung zu prüfen hätte — dann aber hatte ein Steinbutt, nach Ostender Art mit einem Kranz von goldbraun krustirtem Kartoffelbrei rings herum, sein hartes Herz zu schmelzen begonnen, und als nun gar noch ein auf der Zunge zerfließender gespickter Spießerrücken den Steinbutt übertrumpfte, da begann dieses selbige Herz ihm im Leibe also zu lachen, daß die schwarze Galle sich in aller Hast von dem erschütterten Zwerchfell zurückzog. Beim Käse erzählte er seinen Damen heitere Schwänke aus dem Jäger- nnd Soldatenleben, über welche die Schwiegermama des Oefteren zu erröthen Ursache fand — und nach Aufhebung der Tafel, als man sich zu einer Likörprobe in das Herrenzimmer zurückgezogen hatte, drückte er sein hübsches Weibchen gar so zärtlich an sich, daß die verwittwete Großhändler Hollerbusch es unter allen anderen Umständen für angemessen erachtet hätte, sich zurückzuziehen; heute jedoch durfte sie die

schüchterne Tochter nicht ohne ihren erprobten diplomatischen Beistand lassen.

Nach einem langen Kusse erröthend aufathmend, eröffnete die Frau Hauptmann das Gefecht.

„Nicht wahr, Männchen, diesmal sagst Du doch nicht wieder nein?“

„Was denn, mein Schnutchen? Was meinst Du denn?“

„Ich meine wegen des Manövers.“

„Ach so, daher weht der Wind! Nein, nein, gieb Dir keine Mühe, mein Schatz! Du weißt: Mulier taceat in ecclesia! das heißt: Weiber gehören nicht auf den Kriegsschauplatz, hehehe!“

Die kleine Frau wollte schon schmollend den Kampf aufgeben, als ihr die gute Mutter zu Hülfe kam indem sie mit mildem Vorwurfe begann: „Aber, lieber Adolar, Du mußt es doch als Soldat und Patriot begreiflich finden, daß wir Frauen uns danach sehnen, unseren jungen Kaiser endlich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wir haben Dich doch wahrhaftig nicht oft mit unseren Wünschen gequält — das kannst Du doch wirklich nicht sagen! Sieben Jahre sitzen wir hier nun schon ganz still und zufrieden mit Dir in diesem doch herzlich langweiligen Neste und nur ein einziges Mal hast Du Ottilien mit nach Berlin genommen. Außer der einen großen Parade auf dem Tempelhofer Felde hat sie noch nie ein größeres militärisches Schauspiel mit angesehen. Eine Soldatenfrau! das glaubt ihr ja kein Mensch, wenn sie das erzählt! Und nun, wo wir zum ersten Mal das Kaisermanöver ganz in der Nähe haben ...“

„O bitte, Mama, es sind zwei bis drei Meilen bis nach Lochwitz!“ unterbrach sie der Hauptmann mißmutig.

„Nun ja, wenn auch, es kostet doch nur einen Wagen. Sieh mal, lieber Adolar, so bequem kriegen wir es gewiß nie wieder; es wäre doch geradezu eine Schande, wenn wir die Gelegenheit vorübergehen ließen, unseren Kaiser zu sehen. Und überhaupt: es ist doch zu merkwürdig, daß Du Ottilien nie mit zum Manöver lassen willst, wo doch die meisten Officiersdamen mal mit herauskommen. Das ist ja gerade so, wie wenn ein Maler seiner Frau nie seine Bilder zeigen wollte!“

„Na, hör' mal,“ rief der Hauptmann und klatschte sich dabei auf's Knie, „das ist aber ein Vergleich, uff! Malerei und all solcher Kunstkram, das ist eben für die Damen, und Manöver ist eine ernste Sache und nicht für die Damen — das ist der kleine Unterschied.“

„Ja, aber das Zusehen ist doch nicht verboten,“ wandte Frau Ottilie bescheidentlich ein. „Falkensteins Bomsdorfs, Brederlows und alle gehen doch hin.“

„Wenn die Herren so schwach gegen ihre Frauen sind, so mögen sie das mit sich abmachen,“ brauste der Hauptmann auf. „Ich kann Euch nicht helfen, ich halte es nun einmal für einen groben Unfug. Barmherzige Samariterinnen brauchen wir in Friedenszeiten nicht und in anderer Eigenschaft gehören Frauenzimmer nicht auf's Schlachtfeld. Sie verlangen dann, daß man den Cavalier spielen soll, für ihre Bequemlichkeit, für ihr Vergnügen sorgen, aber dazu hat ein Compagnie-

Chef durchaus keine Zeit — ich wenigstens, das wißt Ihr, nehme es ernst mit meiner Pflicht. Also beruhigt Euch, daraus kann nicht's werden. Der Kaiser wird höchst wahrscheinlich hier durchkommen, da könnt Ihr ihn ja viel bequemer sehen.“

Es half nichts, daß die beiden Frauen mit eindringlichster Beredtsamkeit die Gründe seiner Abweisung zu widerlegen suchten, er blieb dabei, Weiber gehörten nicht auf den Kriegsschauplatz und ließ sich weder durch Schmeicheln noch durch Vorwürfe etwas abgewinnen. Endlich aber, da sie gar nicht locker lassen wollten, sprang er zornig auf und rief in jenem harten, knarrenden Ton, mit dem er seine Musketiere in stetem Schrecken erhielt: „Bedankt Euch beim Herrn Obersten, wenn ich Euch diesmal nicht den Willen thun kann! Ich bin ja kein Tyrann, ich gönne Euch doch den Spaß. Aber wenn man mir kurz vor dem Ausrücken meinen Premier abkommandirt und mir dafür so einen gottverlassenen Landwehronkel aufhalst, so einen wahren Falstaff von einem Bierbrauer, der in meiner Compagnie seine Qualifikation zum Hauptmann nachweisen soll ..... häjähä, 's ist wirklich .....! Ein Mensch, für den überhaupt noch kein Gaul geboren ist — ein Mensch, den man höchstens als Gambrinus auf einem Oxhoft reiten lassen könnte, ein Mensch, der eine Stimme hat, so geeignet zum Commandiren, wie ein verliebter Frosch, der von der Compagnieführung so viel versteht, wie ich vom Fagotspiel! Diesen Bierbrauer, an dem Hopfen und Malz verloren ist, den geben sie mir als Premier in's Manöver mit — in's Kaisermanöver noch dazu, wo

so viel auf dem Spiele steht! Der Major war mir sicher, jetzt endlich mal — ich habe wahrhaftig lange genug darauf gewartet! Jetzt konnte man mich allen Kabalen zum Trotz doch nicht mehr gut übergehen — und da halsen sie mir jetzt dieses Bierfaß auf, diesen Friedrich August Schulze. Ha, ich weiß auch, wem ich diese Niedertracht zu verdanken habe! Natürlich Niemand Anderem als diesem schönen Herrn Regimentsadjutanten, diesem verdammten Witzbold und Wippchenmacher, der mir keinen Befehl überbringen kann, ohne dabei malitiös zu lächeln. Bildet sich natürlich ein, er wäre klüger als die ältesten Hauptleute, weil er frisch von der Kriegsschule kommt! Für den wär's natürlich nur ein Gaudium, wenn der dicke Schulze mich und meine ganze Compagnie vor Seiner Majestät blamirte. Ich werde ja keine Nacht ruhig schlafen können, die ganzen Wochen über, zerreißen werde ich mich müssen, an zehn Orten zugleich sein, blos damit ich den Herrn Premierlieutenant Schulze keinen Moment aus den Augen verliere! Na, das begreift Ihr doch wohl, daß ich mich unter diesen Umständen nicht noch um meine Frau und Schwiegermutter bekümmern kann, was?!"

Die guten Damen mochten es nun begreifen oder nicht, jedenfalls sahen sie ein, daß nichts mehr für sie zu erreichen war, und zogen mit trübseligen Mienen ab, um den Gestrengen seinem Verdauungsschlummer zu überlassen. —

Des anderen Tages in der Früh um sechs weckte Trommelwirbel und munterer Hörnerklang die Anwohner der Hauptstraße des Garnisonstädtchens. Das

Bataillon marschirte hinaus zum Kaisermanöver. Philistergesichter in Nachthauben und Zipfelmützen schauten zu allen Fenstern heraus, unvollständig bekleidete kleine Mädchen mit wuschigem Haar guckten scheu hinter den Gardinen hervor, und an den Thorpfosten drückten sich kichernde Dienstmädchen herum, die frostrothen Arme unter den Schürzen oder den Umschlagetüchern bergend, dieweil es ein rauhfrischer Morgen war.

Auch Frau von Knortz, die im duftigen Morgenhäubchen und mit den ein ganz klein wenig verweinten Schwarzkirschenaugen wirklich sehr hübsch aussah, stand neben ihrer Frau Mama am Fenster und hielt ihr kleines Töchterchen im Arm, um zum letzten Mal vor dieser harten Trennung auf vier Wochen den Papa an der Spitze seiner Truppe zu bewundern.

Als die dritte Compagnie noch etwa fünfzig Schritte von seiner Behausung entfernt war, trabte der Hauptmann von Knortz noch einmal am rechten Flügel der Sectionen herunter, indem er mit einer wahren Menschenfressermiene seinen Lieblingen unter den Leuten einige freundliche Ermunterungen in unheimlich knurrendem Flüsterton an die dicken Köpfe warf: „Wirst Du wohl die Kolbe von der Brust nehmen, Katzmareck! — Ich soll Dir wohl erst Deine Dunstkiepe aufsetzen helfen, darauf hast Du wohl bloß gewartet, Pusahl, Du alte Ziege?! — Einjähriger Pustkuchen, Sie werden sich nächstens die Nase am Pflaster einrennen, mein werther Herr, wenn Sie Ihr gedankenschweres Haupt so hängen lassen! — Czawoznik, dummes Pollack, willst Du wohl Deinen Hauptmann ansehen,

wenn er mit Dir spricht, und nicht nach den Weibsleuten glotzen! — Schrimpf, natürlich Schrimpf wie immer, wollen Sie nicht lieber gleich auf den Knieen in's Manöver rutschen, Sie lahmes Heupferd Sie! Schreiben Sie ihn auf, Feldwebel!" — Und nun waren es nur noch zehn Schritte bis zu seinem Hause und der Hauptmann setzte sich in kurzem Galopp an die Spitze seiner Compagnie, nicht ohne noch im Vorbeisprengen seinem beleibten Premier, der mit sichtlicher Anstrengung die lose Fühlung mit dem Flügelmann seines Zuges nicht zu verlieren bestrebt war, in heller Entrüstung zuzurufen: „Aber um Gotteswillen, Herr Lieutenant Schulze, ich muß doch bitten — Sie haben ja den Tritt verloren!" — So, Gottlob, jetzt hatte er die Schwefelbande doch wohl einigermaßen in Ordnung gebracht, jetzt durfte er hoffen, seinen Damen einen guten Eindruck zu hinterlassen. Und er kitzelte seine braune Stute ein ganz klein wenig mit den Sporen, also daß sie gerade unter den Fenstern ein bischen zu kokettiren anhob, senkte den Degen und lächelte den letzten Abschiedsgruß zu seinen Lieben hinauf. Das Töchterchen warf ihm Kußhändchen zu, Frau Otilie und die Schwiegermama winkten mit den Taschentüchern — und dann ging es um die Ecke. Der Schmerz war ausgestanden; aber so nahe wie diesmal war ihm der Abschied noch nie gegangen. War es doch vielleicht das letzte Manöver, zu dem er hinauszog. Er wartete schon so lange auf den Major! Daß seine Compagnie nicht ausgebildet sei bis auf's Tipfelchen, das konnte ihm Niemand nachsagen; aber, du lieber Gott, ein berühmter Taktiker, ein großer

Stratege mochte er ja am Ende wirklich nicht sein, wenn auch natürlich bei den häufigen Anfeindungen, die er in dieser Beziehung schon zu erdulden gehabt hatte, viel Neid, Bosheit und andere Niedertracht im Spiele war. Und außerdem: Pech konnte man ja immer haben! Blieb auch diesmal die Beförderung aus, dann mußte er seinen Abschied nehmen, wenn er nicht warten wollte, bis man ihn ihm gab.

— — — — — — — — — — — — — — — —

O du himmlischer Vater, war das langweilig in der Garnison, wenn kein Militär da war! Die Damen der Officiere suchten sich in Abwesenheit ihrer Gatten zwar dadurch schadlos zu halten, daß sie einander gegenseitig zum Kaffee einluden, bei welchen Gelegenheiten die Erlebnisse des Bataillons durch Vergleichung der Einzelberichte, welche die verschiedenen Herren aller Grade nach Hause erstattet hatten, klargestellt wurden; aber welchen Trost konnte das der armen Frau von Knortz bieten, die von ihrem Gestrengen bisher nur ein paar inhaltslose Postkarten erhalten hatte! Zudem war die eine und andere von den Damen sogar schon draußen gewesen und konnte als Augenzeugin von aufregenden Schlachten sowohl wie von der hinreißenden Liebenswürdigkeit und Spaßhaftigkeit so vieler Herren Kameraden anderer Regimenter berichten. Die blutjunge niedliche Frau des Bataillonsadjutanten hatte sogar am letzten Sonntag das Rennen der Husaren bei O. und den darauf folgenden improvisirten Ball mitgenossen! Die Absicht, am letzten Tage zu den Divisionsmanövern vor Sr. Majestät hinauszufahren welche thatsächlich kaum zwei Meilen von dem Städtchen

entfernt stattfinden sollten, stand bei allen diesen Damen als etwas Selbstverständliches fest, und sie unterließen es natürlich nicht, die gute Frau von Knortz und ihre sanfte Mutter durch allerlei mitleidig spöttische Bemerkungen zum Widerstande gegen die unerhörte Tyrannei des Hauptmanns aufzuhetzen.

Weinend kehrten die beiden Frauen von der letzten dieser Kaffeegesellschaften heim und setzten in geheimer Berathung die revolutionären Umtriebe fort, indem sie einander gegenseitig ihre sklavische Unterthänigkeit vorwarfen und sich dann die möglichen Folgen einer kühnen Gesetzesüberschreitung klar zu machen suchten. In Arrest stecken konnte er sie ja nicht und zu Hause ein bischen brummen, das that er ja auch ohne ihr Verschulden, wenn ihm im Dienst etwas verquer gegangen war. So redeten sie sich allmählich in einen gewaltigen Muth und Thatendrang hinein und beschlossen — zwar nicht der Einladung der Frau Majorin, mit ihr den Wagen zu theilen, zu folgen, weil es ihnen doch zu gefährlich schien, so ganz öffentlich dem strengen Verbote Hohn zu sprechen; wohl aber auf eigene Hand und in größtmöglicher Heimlichkeit ihr Heil als Schlachtenbummler zu versuchen.

Beide Damen litten freilich seit diesem heroischen Entschluß an öfterem bangen Herzklopfen und mangelhafter Nachtruhe — Beide waren sie innerlich geneigt, wieder auf den Pfad der Tugend und des Gehorsams zurückzukehren für den Fall, daß sie wirklich den Kaiser im Städtchen selbst von Angesicht zu Angesicht schauen könnten. Als aber dann Se. Majestät bei abscheulichem Regenwetter in geschlossener Kutsche und noch

dazu des Abends durch das Städtchen hindurchfuhr, um auf einem benachbarten Edelsitze Nachtquartier zu nehmen, da war ihnen auch die letzte Entschuldigung für ihre feige Unterwürfigkeit genommen — nun hieß es zeigen, wessen ein deutsches Weib und noch dazu eine Soldatenfrau fähig sei!

Seit ein paar Tagen war wieder ein Mann im Hause. Das gab den beiden hülflosen Frauen doch wenigstens einigen Halt — wenn es auch nur ein kleiner Mann war, nämlich der Kadett Willy von Knortz, Obertertianer aus Lichterfelde, ein Neffe des Hauptmanns, welcher acht Tage von seinem Urlaub hier verbringen sollte. Das war die erste Menschenseele, welcher die große Heimlichkeit anvertraut wurde. Der liebe Willy wurde zum Reisemarschall und Führer auf dem Kriegspfade auserkoren und fühlte sich in dieser Eigenschaft nicht wenig stolz und gehoben — er wuchs ordentlich über sich selbst hinaus, als hätte ihm dieser Vertrauensbeweis des süßen Tantchens mehrere Centimeter dicke Sohlen unter die Stiefel geschraubt! Mit einem wahren Feuereifer widmete er sich den Vorbereitungen zu der kühnen Expedition und erwies sich zunächst dadurch als seiner Aufgabe vollkommen gewachsen, daß es ihm gelang, ein immerhin noch menschenwürdiges Wägelchen mit einem fleckenlosen, wenn auch etwas leidenden Schimmel als Bespannung aufzutreiben.

Der große Tag, an welchem Division gegen Division kämpfen und zum Schluß das ganze Armeecorps vor Sr. Majestät vorbeimarschiren sollte, war endlich gekommmen. Knortzens hatten ihre Vorbereitungen

in aller Heimlichkeit betrieben und machten sich mindestens zwei Stunden früher auf den Weg als die übrigen Herrschaften, weil sie sich einestheils ihres wenig vornehmen Fuhrwerks doch etlichermaßen schämten, und andererseits, weil sie das Manöverfeld auf einem anderen, weiteren Wege erreichen wollten, auf dem sie ziemlich sicher waren, keinem Bekannten zu begegnen.

Ihr kleiner Cavalier machte seine Sache ganz vorzüglich. Wie er, der Knirps, dem noch ein gutes Ende am Militärmaß fehlte, seinen beiden stattlichen Tanten beim Einsteigen behülflich war, indem er sie mit der Hand leicht unter dem Ellbogen stützte, das war wirklich „schneidig, stilvoll, pyramidal!“ Er bedauerte nur, daß kein distinguirtes Publikum zum Zeugen seines ritterlichen Gebahrens zur Stelle war. In tiefer Seele schmerzte es ihn dagegen, daß er neben dem Kutscher sitzen mußte — neben diesem Kutscher, der mit krummem Rücken sich auf dem Bock herumflegelte, ohne Hemdkragen, einen alten Strohhut auf dem Kopfe und eine Pfeife mit scheußlich duftendem Tabak echt rüpelhaft aus einem Mundwinkel in den anderen schiebend! Und dieser Kerl wagte es noch dazu, mit Willy von Knortz eine Unterhaltung anzuknüpfen und ihn dabei mit „Sie, Kleener“ anzureden! Daß er trotz seiner Schneidigkeit doch nicht den Mannesmuth finden konnte, dem Lümmel diese und andere grobe Ungehörigkeiten einfach zu untersagen, darüber hätte Willy am liebsten geweint. Sein aristokratisches Bewußtsein, sein gekränktes Ehrgefühl richtete sich nicht eher wieder aus so tiefer Niedergeschlagenheit auf, als bis sich ihm Gelegen-

heiten boten, sich des Vertrauens, das die Damen in ihn gesetzt hatten, durch wirkliche gute Dienste würdig zu machen. Er fand sich auf der mitgebrachten Manöverkarte überraschend gut zurecht und vermochte in Folge dessen, den alten Schimmel so ziemlich ohne unnütze Umwege nach dem in Aussicht genommenen Schlachtfelde zu dirigiren. Den unterwegs ihnen begegnenden Patrouillen, Staffetten und kleineren Abtheilungen imponirte er nicht wenig durch die sachverständige Miene und den Vorgesetztenton, mit welchem er über die Bewegungen der Truppenkörper Auskunft verlangte. Bald trafen sie auch auf größere Abtheilungen und erfuhren zu ihrer großen Freude, daß das Regiment, welchem Hauptmann von Knortz angehörte, von einer ganz anderen Richtung her im Anmarsch begriffen sein müsse, so daß sie einigermaßen sicher sein konnten, dem Gestrengen auf ihren verbotenen Pfaden gar nicht zu begegnen. Der stramm salutirende Kadett auf dem Bock bewies außerdem den Truppenführern auch ohne besondere Frage, daß die Insassen der seltsamen Equipage sozusagen Militärpersonen seien, und man ließ sie in Folge dessen überall ohne Weiteres passiren.

Am Fuße eines kahlen Hügels angekommen, von dessen Gipfel man nach dem Urtheil des kleinen Strategen Willy einen vorzüglichen Ausblick über das ganze Manövergelände haben mußte, stiegen die Knortzischen Herrschaften aus und hießen den Kutscher in dem nächsten Dorfe ausspannen und füttern, um nach Beendigung der Parade sie an derselben Stelle wieder zu erwarten. Tante Ottilie und Willy schlepp-

ten gemeinsam den schweren Korb mit Eßwaaren über die Haide bergan, und die verwittwete Großhändler Hollerbusch keuchte, den Regenschirm unter den Arm geklemmt und je zwei Weinflaschen in den Händen, hinterdrein. Der Aufstieg hatte kaum zehn Minuten in Anspruch genommen, war aber doch von den beiden wohlbeleibten Damen für eine so bedeutende Leistung erachtet worden, daß sie nunmehr eine reichliche Leibesstärkung durch Speise und Trank für durchaus angezeigt hielten.

Der früh entwickelte militärische Instinkt hatte dem Kadetten in der That den richtigen Weg gewiesen. Man genoß von diesem Hügel aus einen fast nach allen Richtungen hin ungehinderten Ueberblick über die anmuthige Landschaft, in welcher verschiedene Waldstrecken, mehrere kleine Seen, Wiesen, Ackerland und Haiden, sowie endlich einige im Grünen halb versteckte Dörfer dem schweifenden Auge angenehme Abwechslung boten. So erntete denn der kleine Cavalier das begeisterte Lob seiner beiden Damen, und die hübsche, warme, weiche Tante Ottilie nahm ihn gar in ihre Arme und gab ihm zur Belohnung ein viertel Dutzend herzhafter Küsse. Ha, wie seine glatten, vollen Wangen glühten, seine klugen Augen glänzten und seine junge Heldenbrust sich hob vor Stolz über diese Auszeichnung!

Nun breiteten die Damen ein Plaid über das blühende Haidekraut, und dann ging es mit gesegnetem Appetit und nicht üblem Durst über die mitgebrachten Vorräthe her. Unterdessen begann sich da unten vor ihnen ein Vorpostengefecht zu entwickeln.

Zwischen den Bäumen am Rande des Waldes blitzten Helmspitzen auf. Feindliche Patrouillen zu Fuß und zu Roß, an den weißen Ueberzügen ihrer Kopfbedeckungen kenntlich, drangen vor und wurden durch das Feuer der Doppelposten im Walde und an den Wegkreuzungen zurückgescheucht. Dann wurden von der Seite der Beobachter aus einzelne Compagnien zu Schützenlinien aufgelöst und gegen den Wald vorgeschoben, während in ziemlicher Entfernung, anscheinend ganz auf dem linken Flügel der Stellung die Kanonade auf ein Dorf eröffnet wurde. Durch ihre Operngläser konnten die Knortzens auch sehr wohl die Marschbewegungen verschiedener Regimenter zwischen den Dörfern und hinter den Waldstreifen beobachten, und Willy erklärte ihnen alle diese Vorgänge auf das Allerdeutlichste, indem er seinem natürlich noch sehr lückenhaften militärischen Wissen durch seine erstaunliche Einbildungskraft zu Hülfe kam. Allerdings dauerte es für die Ungeduld der Damen ein Bischen lange, bis so etwas, was man eine Schlacht nennen konnte, in Gang kam. Immerhin aber hatte doch einstweilen auch dies Knattern der Gewehre, dies ferne Dröhnen der Kanonen, dies Auftauchen und Verschwinden von Truppenmassen, dies Hin- und Herjagen von Cavalleriepatrouillen und Adjutanten etwas angenehm Aufregendes.

Auch ein kleines Abenteuer erlebten sie unterweilen, welches sie erst in großen Schrecken, hernach aber in noch größere Heiterkeit versetzte. Es knallte nämlich plötzlich, kaum fünfzig Schritt von ihnen entfernt, ein Schuß, und als sie sich erschrocken nach

der Seite hin wandten, sahen sie hinter einem niedrigen Gebüsch, um das noch die leichte Rauchwolke schwebte, das erhitzte Gesicht eines rauhen Kriegers, der aber eine goldene Brille auf der Nase trug. Der Schütze war ein ebenso diensteifriger wie kurzsichtiger Einjähriger gewesen, welcher, durch die Uniform des Kadetten getäuscht, hier auf dieses Berges Rücken den bösen Feind vermuthet hatte. Als der Patrouillengänger seinen Irrthum erkannt hatte, trat er näher und stotterte beschämt einige überhöfliche Entschuldigungsworte, worauf Willy von Knortz, mit der Hand an der Mütze salutirend, sich vorstellte und Frau Hollerbusch ihm ein Glas Wein und ein paar harte Eier zur Stärkung anbot.

Nachdem dies Abenteuer glücklich bestanden war, begann die Sache erst wirklich reizvoll zu werden. Auf einem anderen Hügel, der kaum mehr als ein paar hundert Meter zur Rechten von dem ihrigen entfernt war, sprengte nämlich jetzt, gefolgt von dem Generalstab und einer glänzenden Suite hoher und höchster in- und ausländischer Offiziere, der junge Kaiser Wilhelm in eigener Person daher. Die Damen waren entzückt, es so glücklich getroffen zu haben, und vergaßen alles Andere rings umher, um nur, die Operngläser nicht von den Augen lassend, die seltenen Momente nicht zu versäumen, in denen die Gestalt des Herrschers ihnen sichtbar werden mochte, so oft der bunte Knäuel von Pferden und Uniformen da drüben sich auf Secunden lichtete. So vollkommen war ihre Theilnahme in Anspruch genommen, ihre Sinne dermaßen von dem nun schon näher und lauter

tobenden Lärm der Schlacht betäubt, daß sie gar nicht einmal auf ein sonst gewiß nicht zu überhörendes Rasseln, Klirren und Stampfen aufmerksam wurden, das sich ihnen von hinten her näherte.

„Heda, Sie, Cadett, zum Donnerwetter, weg da!“ dröhnte plötzlich dicht hinter ihnen eine fürchterliche Stimme und „Weg da, weg da! Sie wollen wohl überritten werden!“ schrieen unmittelbar darauf noch so und so viel andere rauhe Stimmen.

„Tante, um Gotteswillen, die Artillerie! Schnell, schnell! Vorwärts!“ rief Willy, indem er den halbgeleerten Eßkorb ergriff und damit geradeaus den Berg hinunterstürmte.

Mit lautem Angstgekreisch folgten ihm die beiden Frauen, Plaid und Weinflaschen im Stiche lassend. Und da — was war das? — hatte die Erde ihn verschlungen? — war vor ihren Augen der liebe Willy urplötzlich spurlos verschwunden! Wieder kreischten die Damen auf. Vor Entsetzen drohten die Kniee unter ihnen zusammenzubrechen. Aber sie waren nun einmal so im Schuß, da gab es kein Halten mehr. Immer vorwärts, bergab! Die rundliche Frau Ottilie, wie wenn ihr plötzlich Flügel gewachsen wären, zehn Schritte vorauf.

Und da — ein Schrei! Entsetzlich! — Auch sie von der Erde verschlungen, wie eine weiße Billardkugel, die über das grüne Tuch hinrollt und dann plötzlich im Sack verschwindet.

Das war zuviel für die verwittwete Großhändler Hollerbusch. Sie sank in's Haidekraut wie eine üppige Blume, von der Sense hinweggerafft; aber ihrer rund-

lichen Leibesbeschaffenheit zufolge mußte sie dem Naturgesetze der fortwirkenden Kraft auf der schiefen Ebene gehorchen und sich mit unheimlicher Schnelligkeit um ihre eigene Achse drehen, dem fürchterlichen Abgrund zu. Ein Schrei, ein Stoß, da war's geschehen! Finstere Nacht umfing ihre Sinne!

Aber schon nach wenigen Secunden kam sie wieder zu sich und ward zunächst einmal inne, daß ihr, abgesehen nur von einer recht ärgerlichen Verschiebung der normalen Verhältnisse in ihren Kleidungsstücken, an ihrem Leibe kein Leid widerfahren war. Und sobald sie darüber beruhigt war, vermochte sie auch mit nicht geringer Genugthuung die Thatsache festzustellen, daß sie sich hier im Kreise ihrer Lieben und obendrein in einer Mergelgrube befinde, welche ihnen einen geschützten und leidlich reinlichen Zufluchtsort darbot.

Als die drei Schicksalsgenossen sich wieder also vereint sahen, rafften sie sich vorsichtig aus den mehr oder minder bedenklichen Stellungen auf, in denen das blinde Ungestüm der Flucht sie in diesen bergenden Abgrund geschleudert hatte, und suchten mit entsetzensweiten Augen das Gotteswunder zu fassen, daß der tollkühne Todessprung wirklich ohne den geringsten Arm-, Bein- oder Genickbruch abgelaufen war. Am schlimmsten war es dem armen Cadetten ergangen, der, obwohl er nach allen Regeln der Turnkunst den Tiefsprung ausgeführt, dann doch, ebenso nothgedrungen als plötzlich, einem gewissen Gesetze der Mechanik folgend, auf dem Boden der Mergelgrube Platz genommen hatte, wobei es der tückische Zufall wollte, daß er just auf die köstlichen Butterbrode und auf die schändlicher

Weise nur pflaumenweich gekochten Eier zu sitzen kam, die durch den Stoß aus dem Korbe herausgeschleudert worden waren.

Eben hatten die beiden Damen sich angeschickt, einander, sowie dem sehr betrübten Neffen Willy hülfreiche Hand zu leisten, um die Spuren ihrer wilden Flucht zu verwischen, als ein lauter Aufschrei der Wittwe Hollerbusch ein neues Schrecknis verkündete. Sie war urplötzlich eines sich hoch aufbäumenden Rosses ansichtig geworden, das nicht übel Lust zu haben schien, mit einem mächtigen Satze in die Grube hineinzuspringen und unter seinem Hufschlag Mutter, Tochter und Cadett zu vernichten. Glücklicherweise trug das Pferd einen Reiter, der es rechtzeitig vom Rande des Abgrunds zurückzureißen wußte, und dieser Reiter, ein junger Stabsoffizier, den eine weiße Binde um den Arm als Schiedsrichter bezeichnete, erwies sich als ein Bekannter des Hauses von Knortz!

Frau Ottilie erkannte ihn zuerst, hob ihre blanken dunklen Augen und ihre hübschen weichen Hände flehend zu ihm empor und rief: „Ach, bitte, bitte, Herr von Drewitz, thun Sie uns nichts!"

Der Offizier konnte sich nicht enthalten, hell aufzulachen über die kindlich unglücklichen Mienen der drei Verschlagenen. „Was sehe ich, Frau von Knortz! Wie in aller Welt sind Sie denn hier in diese Mausefalle gerathen!" rief er belustigt.

„Ach, lieber Herr Major," jammerte die Frau Mama, „der Willy hat uns hierher geführt, und da kamen die Kanonen . . ."

„Pardon, meine Damen! Ich kann mich keinen

Augenblick aufhalten," unterbrach sie der Major. „Sie haben schon abgeprotzt, die Kanonade wird gleich losgehen. Aber ich will versuchen, Ihren Herrn Gemahl zu benachrichtigen."

„Um Gottes willen nicht!" rief Frau Ottilie.

„Uebrigens können Sie ganz ruhig sein," lächelte Herr von Drewitz, „hier kann Ihnen gar nichts passiren. Bleiben Sie nur ruhig hier liegen, bis „das Ganze halt!" geblasen wird. 'n Morgen, meine Damen!"

Damit sprengte er davon. Und kaum war er aus ihrem kleinen Gesichtskreis entschwunden, da krachte es fürchterlich zu ihren Häupten. Eine Wolke von Rauch wälzte sich, einer Brandungswelle gleich, über die Grube fort — mit einem gleichzeitigen Angstschrei sanken die beiden Frauen in die Kniee und krochen zitternd unter den etwas überhangenden Rand der Bergwand. Der Heldenjüngling Willy allein blieb aufrecht stehen und ließ seinen angehenden Feldherrnblick, unbekümmert um das so bedenklich nahe Donnern der Geschütze, über das Schlachtfeld schweifen, indem er dabei dem zitternden Frauenvolke verächtlich jene Rückseite zur Betrachtung überließ, an welcher immer noch die Hälfte eines Butterbrodes mit Leberwurst und soviel Eigelb klebte, wie etwa zu einem tüchtigen Pfannkuchen erforderlich ist.

Nun krachten die Geschütze in immer rascherer Aufeinanderfolge. Fast unaufhörlich rollte und grollte der Donner, immer massiger wälzte sich die Rauchwolke über ihren Köpfen dahin. Der Lärm, verbunden mit dem abscheulichen Pulvergeruch, hatte die beiden unglücklichen Damen, die, mit den Zeigefingern

in den Ohren, zitternd und schwach wehklagend dicht bei einander hockten, wie ein paar arme Hühner im Ungewitter, bald dermaßen betäubt, daß sie von den aufgeregten Zurufen des Cadetten kaum hier und da noch eine Silbe vernahmen. Der verfolgte, das Opernglas vor den Augen, die Schlacht gerade so wie jener allbekannte Beobachter im historischen Trauerspiel.

„Da, da! Jetzt kommen sie aus dem Wald heraus! Ein ganzes Regiment rückt zum Angriff vor! Kommt doch nur! Famos, famos! Prumm — pumm, pumm! Jetzt geht's los, hurrah! — — Ach, Gott, nein, Tante, da reiten die Dragoner und die Husaren gegen einander — das müßt Ihr sehen! Donnerwetter, das ist zu fein — da, da die Husaren müssen zurück — ne, das ist gemein! Ich wäre doch nicht zurückgegangen!“

Aber das Alles rührte diese Damen nicht! Selbst das glänzende Schauspiel einer Cavallerieattacke vermochte sie nicht aus ihrem Angstwinkel herauszulocken. Eine gute halbe Stunde dauerte nun wohl schon die markerschütternde Kanonade zu ihren Häupten, und immer noch schien sich das Geschick der Schlacht nicht entscheiden zu wollen.

Da endlich rief der Herold von der Zinne: „Sie gehen zurück! Unsere Seite siegt!“

Da gerade die Batterie da oben sich eine kurze Athempause zu vergönnen schien, hatten die Damen den Ruf vernommen. „Um Gotteswillen!“ schrie Frau Hollerbusch ängstlich auf, „wenn jetzt nur nicht etwa

die Kanonen hier heruntergefahren kommen und uns Alle zu Brei zerquetschen!"

„Ach, Unsinn!" gab Willy, verächtlich abweisend, zurück. „Sie werden sich hüten, hier geht's ja viel zu steil bergab!" Er führte sein Glas wieder an die Augen und schaute geradeaus nach dem Waldstreifen hinunter, aus welchem eben jetzt mit lautem Hurrah eine Compagnie — oder war es gar ein Bataillon, ein Regiment? — hervorbrach und geradeswegs auf den Hügel losstürmte, weit voraus ein Officier, der mit Sporen und Degenklinge sein lahmes Schlachtroß zu einer verzweifelten Kraftanstrengung begeisterte.

Da sprang plötzlich schreckensbleich der kleine Held in die Tiefe der Grube hinunter und drängte sich mit lautem Wehgeschrei rücksichtslos zwischen die beiden immer noch eng aneinander geschmiegten Frauen.

„Versteckt mich, versteckt mich! Ach Gott, ach Gott, versteckt mich bloß!" heulte er, in kindische Thränen ausbrechend.

„Was giebt's denn? Was giebt's denn? Ach, Du lieber Himmel, sag' doch nur!" fragten die entsetzten Damen wie aus einem Munde, während sie ein wenig auseinanderrückten und ihre Kleider schützend über den armen Jungen breiteten.

Und aus diesem Schlupfwinkel hervor schrie der gefallene Held trotz des neu hervorbrechenden Kanonendonners deutlich vernehmbar das eine entsetzliche Wort: „Der Onkel!"

„Was? Mein Mann — Adolar? Ach, Du Barmherziger! Jetzt ist's aus mit uns!"

„Er prescht gerade auf uns los wie ein Wilder."

jammerte Willy, und dann verschwand sein verängstigtes Kindergesicht vollständig unter den Röcken der Tanten, also daß vorn seine Stiefel wieder zum Vorschein kamen.

Kaum hatte er sich also geborgen, da tauchte am vorderen Rande der Grube auf schnaubendem Rosse die hagere Gestalt des Hauptmanns von Knortz auf. Sein braunes Antlitz hatte durch die Zornröthe, die darin flammte, einen indianerhaft kupfrigen Ton bekommen, seine Augen rollten wild, der eine Zipfel seines blondborstigen Schnurrbarts hing ihm wüst über den Mund herab, während der andere fürchterlich anklagend sich gen Himmel sträubte. Und über seinem Helme schwang er sein Schwert, als wollte er ausholen, um mit einem einzigen Streiche die Häupter der beiden ungehorsamen Weiber von ihren Rümpfen zu trennen.

„Adolar, mein Adolar, nicht überreiten!“ flehte Frau Ottilie mit erhobenen Händen, und ihre weiche Altstimme zitterte todtesbang.

Und die Schwiegermutter fügte hinzu: „Sei barmherzig, Adolar, wir wollen es nie wieder thun!“

„Himmelkreuzbombenelement . . .“ So oder noch viel schrecklicher begann der Hauptmann zu fluchen. Der Kanonendonner übertönte seine heisere Stimme. Aber sobald er ausgerollt hatte, drang ein anderes furchtbares Wort an das Ohr der weinenden Frauen.

„Was sind denn das für Stiebeln?“ brüllte der beleidigte Gemahl, indem er mit ausgestrecktem Degen und mit den Blicken seiner weit aufgerissenen Augen, die noch weit schärfer und spitzer waren, auf das verrätherische Schuhwerk des Cadetten wies.

Jedoch ehe er noch seinem entsetzlichen Verdachte deutlicheren Ausdruck zu geben vermochte, wurde seine Aufmerksamkeit gewaltsam abgelenkt durch das betäubende Hurrahgeschrei der nachdringenden Truppe, welche mit unerhörter Geschwindigkeit den Hügel hinaufstürmte und nur noch wenige Schritte von der Mergelgrube entfernt zu sein schien. Da zerrte der Hauptmann mit einem Ruck seinen Gaul herum und stieß ihm gleichzeitig die Sporen in die Weichen, so daß das geängstigte Thier hoch aufstieg und auf den Hinterbeinen Kehrt machte.

Im nächsten Augenblick vernahmen die drei Sünder in der Grube trotz Kanonendonner und Hurrahgeschrei die wuthheisere Stimme des schrecklichen Mannes. „Herrrrr Lieutenant Schulze, ins Dreideiwels Namen! was machen Sie denn? Sind Sie denn ganz verrückt geworden?"

Und wie dahin geschmettert von dem Blitzschlag dieser Frage, flog wieder, nur einen Augenblick später, der unselige Friedrich August Schulze, Premierlieutenant der Landwehr, in höchst eigener umfangreicher Person von vorn über den steilen Rand der Grube hinab und stürzte den aufkreischenden Damen seines Compagnie-Chefs plattbäuchlings zu Füßen.

Die wilde Jagd aber toste weiter bergan, den fluchenden, wetternden Hauptmann unaufhaltsam mit sich reißend. Auf die dritte Compagnie folgten andere — und Bataillon auf Bataillon. Die Artillerie da oben auf dem Gipfel hatte keine Zeit mehr, aufzuprotzen und abzufahren, so überwältigend plötzlich war der tollkühne Angriff des schon im Rückzug befind-

lichen Feindes über sie gekommen. Die Kanonade verstummte. Das betäubende Hurrahgeschrei auf diesem linken Flügel machte auf weithin die schon zurückweichenden Truppen stutzig. Generale, Adjutanten, Schiedsrichter sprengten wie rasend daher, um zu sehen, was es gäbe, und dann ebenso wieder zurück, um dem allgemeinen Rückzug Einhalt zu thun, auf's Neue die Offensive zu ergreifen. Auf der ganzen Linie schlugen die Trommler zum Sturm an — Salven krachten — todesmuthige Cavallerie-Regimenter warfen sich auf den stutzenden Feind — des moralischen Effectes halber — die Kampfrichter faßten sich an die Köpfe und wußten nicht wie ihnen geschehe — auf dem Feldherrnhügel entstand die lebhafteste Bewegung — bumm, bumm! — jetzt hatte die Artillerie auf jener Seite einen neuen Stützpunkt gewonnen und feuerte dem weichenden Feinde in den Rücken — ratatatata! — Zur Attaque, Gewehr rechts! — Die Musikcorps von fünf Regimentern spielen den Sturmmarsch — marsch, marsch, hurrah! hurrah! hurrah!

Da endlich erschallt der Hornruf vom Feldherrnhügel her. Trah—dih—rih—dah! Das Ganze halt! Und nahe und fern, bei Freund und Feind nehmen die Hornisten den Ruf auf. Trah—dih—rih—dah! Die Schlacht ist aus, der Sieg ist entschieden. — —

„Bitte, Excellenz," sagte Se. Majestät zu dem commandirenden General, sobald die berittenen Offiziere auf dem Feldherrnhügel vollzählig beisammen waren, „wollen Sie uns sagen, was Sie über die heutige Uebung zu bemerken haben!"

Und nun hielt die alte eisgraue Excellenz eine

längere, klare, im Ausdruck scharf geschliffene Rede, bei deren einzelnen lobenden oder tadelnden Wendungen es manchem höheren Officier kalt oder warm um's Herz wurde, je nachdem. Zwanzig Minuten fast schon hatte die Kritik des Höchstcommandirenden gewährt, als er eine kleine Pause machte, sich im Sattel streckte, und nachdem er sich bedeutungsvoll geräuspert, also fortfuhr: „So, meine Herren, standen also die Dinge, als plötzlich eine Wendung eintrat, die gewiß uns Alle — ich kann mich nicht ausschließen — auf's Höchste überrascht hat. Eine Compagnie des xten Infanterie-Regiments auf dem äußersten rechten Flügel der jenseitigen Stellung ging nämlich, eine augenblickliche Blöße, die sich der Feind gegeben hatte, ohne Zaudern benützend, urplötzlich zum Angriff vor, riß durch ihren bewunderungswürdigen Elan die sämmtlichen hinter ihr befindlichen Truppen mit sich fort — die rückgängige Bewegung wurde zum Stillstand gebracht und — kurz und gut, wie Sie ja Alle gesehen haben, meine Herren, die fast schon verlorene Schlacht endigte mit einer vollständigen Deroute des bisher siegreichen, nun aber physisch und moralisch überrumpelten Gegners! Sie haben aus diesem höchst seltenen und interessanten Beispiel gesehen, wie durch den taktischen Scharfblick und die Geistesgegenwart eines einzelnen Officiers eine fast schon verlorene Sache mit einem Schlage ein vollständig anderes Gesicht bekommen kann. Der diesseitige Befehlshaber hat den schweren Fehler begangen, beim Vormarsch seine Artillerie auf der äußersten linken Flanke vollständig zu isoliren. Ja, ja, mein

lieber General, in neunundneunzig Fällen von hundert wären Sie damit durchgekommen; aber in diesem einen hundertsten Falle hatten Sie unglücklicher Weise in der Person des Hauptmanns von Knortz einen Feind sich gegenüber, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, sofort bereit war, mit Todesverachtung den Finger in Ihre Wunde zu legen! Wie gesagt, meine Herren, ein äußerst seltener Fall, der aber der gesammten Armee Sr. Majestät zur höchsten Ehre gereicht. Herr Hauptmann von Knortz —"

Ein aufgeregtes Gemurmel ging durch die dicht gedrängte Schaar der Officiere, die Säbel klirrten, die Pferde reckten ihre Ohren und hoben die klugen Köpfe, als durch die rasch frei gemachte Gasse der dürre, kleine Compagnie-Chef auf seinem bedenklich lahmenden Schlachtroß, mit gesenktem Degen, dunkelroth im Gesicht und an allen Gliedern vor Aufregung zitternd, sich seinem Allerhöchsten Kriegsherrn nahte. O, wie mancher von diesen glänzenden, ordenbedeckten Officieren hätte mit Freuden zehn Jahre seines Lebens darum gegeben, jetzt an der Stelle dieses kleinen Hauptmanns vom xten Infanterie-Regiment zu sein!

Und Se. Majestät der Kaiser ritt ihm einige Schritte entgegen und sagte, indem er sich, mit der Hand am Helme, huldvollst lächelnd gegen ihn verbeugte: „Gestatten Sie mir, der Erste zu sein, der Ihnen seine Glückwünsche darbringt, mein lieber Herr Major von Knortz." — — — — — — — — —

Daß ihn vor freudigem Schrecken über sein unerhörtes Glück nicht auf der Stelle der Schlag rührte, daß er lebendig den Händedrücken, dem überschwäng-

lichen Lobe hoher und höchster Herrschaften entging — das wird dem Herrn Major von Knortz wohl bis an's Ende seiner Tage unbegreiflich bleiben.

Er eilte nach jener merkwürdigen Kritik, so rasch ihn seine Füße zu tragen vermochten — denn seine braune Stute vermochte dies leider nicht mehr — der Mergelgrube zu, die auf so wunderbare Weise sein Schicksal geworden war, um dort nicht nur seine Gattin und Schwiegermutter, sondern auch den immer noch seiner Sinne kaum mächtigen Bierbrauer und Premierlieutenant Friedrich August Schulze in dankbarster Rührung an sein Herz zu drücken.

„O Adolar, was haben wir gelitten! Kannst Du uns vergeben?" schluchzte die verwittwete Großhändler Hollerbusch.

Und auf's Neue umarmte sie der Schwiegersohn und rief: „Ach, goldene Schwiegermama, vergeben? Ich Euch?! Wer ist denn bloß auf den glücklichen Gedanken gekommen, Euch hierher zu bringen?"

Da zog Ottilie den kleinen Cadetten, der sich, immer noch und bisher unbemerkt, hinter dem breiten Rücken des Herrn Schulze zu verbergen trachtete, am Rockschoß hervor und flüsterte ängstlich: „Der gute Willy war so freundlich. Aber er kann ja nichts dafür — bitte, thu' ihm nichts!"

In militärischer Haltung, mit den Händen an der Hosennaht, aber an allen Gliedern bebend, stand der kleine Mann vor seinem gestrengen Oheim und aus seinen blauen Kinderaugen stürzten unaufhaltsam die Thränen hervor. „Ach, lieber Onkel, ich dachte . . . Die Tante sagte . . ."

„Aber, Willy, Du bist ja ein Prachtkerl! Du hast ja eigentlich die Schlacht gewonnen, mein Junge!“

Der neugebackene Major schloß seinen zitternden Neffen in die Arme, hob ihn hoch empor und drückte einen schallenden Kuß auf seine immer noch zuckenden Lippen. — — — — — — — — — — —

Der Major von Drewitz aber als der Einzige, welcher wußte, auf welche unerhörte Art und Weise der Hauptmann von Knortz sein Glück gemacht hatte, wurde gleich nach jener berühmten Kritik von einem derartigen Lachkrampf befallen, daß er sich krank melden mußte und an der Kaiserparade nicht mehr theilnehmen konnte. Er war es gewesen, der bei einem Ritt über das Schlachtfeld auf die dritte Compagnie am Waldrande gestoßen und seinem Freunde Knortz lachenden Mundes mitgetheilt hatte, in welch' jammervoller Verfassung er kurz zuvor seine Damen dort oben in der Mergelgrube gefunden. Und auf diese überraschende Mittheilung hin war der Hauptmann mit einem derben Fluche wie ein Wahnsinniger den Hügel hinangepreſcht — und der Herr Premierlieutenant Friedrich August Schulze, der nun endlich die Gelegenheit für gekommen erachtete, alle die zahlreichen Irrthümer seiner bisherigen Kriegführung durch eine glänzende That wieder gut zu machen, war mit „Marsch, Marsch, Hurrah!“ hinter ihm drein gerast.

Zwar gönnte Herr von Drewitz seinem Freunde die so lange vergebens erstrebten Majorscantillen von Herzen, aber — der Scherz war doch zu unerhört brillant, als daß er ihn hätte für sich behalten können.

So kam es, daß das wundersame Gerücht von der hier erzählten Begebenheit sich wie ein Lauffeuer von Casino zu Casino verbreitete, überall ungeheuere Heiterkeit hervorrufend — und so kam es ferner, daß Adolar von Knortz sich mit dem Major und der dritten Classe des Kronenordens als Anhängsel zufrieden gab und bald darauf aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied einreichte.

Der Cadett Willy von Knortz aber kehrte überglücklich aus den Ferien heim: sein lieber Onkel hatte ihm zur bleibenden Erinnerung an das Kaisermanöver ein prachtvolles Tesching verehrt.

Wasserscheu.

Ich kam aus einer langweiligen Gesellschaft und hatte einen ziemlich weiten Weg nach Hause. Eine Thurmuhr schlug eins, als ich an den hell erleuchteten Spiegelscheiben des Café Kaiserhof vorbeischritt, in welchem die Genossen von der Feder einander am liebsten suchten und am sichersten finden ließen. Ich fror aufrichtig — ein Schälchen heißen Kaffees, das war ein schöner Gedanke! Vielleicht auch, daß sich noch ein gleichgestimmter Busen fand, bereit, den Aerger über die Oede dieses angebrochenen Nachmittags zu verscheuchen. Einen Augenblick noch zögerte ich und wollte erst nach bekannten Gesichtern auslugen; aber die weißen Vorhänge bedeckten die Spiegelscheiben so weit, daß ich nur jene seltsam ausgesetzten Schichten von Tabacksnebel sich langsam über den Köpfen der Gäste über- und in einander schieben sah.

So trat ich denn hinein. Meine Augengläser beschlugen sich, so daß mein Blick kaum auf zehn Schritt den dichten Nebel durchdringen konnte, und umnebelnd auf die Kopfnerven wirkte auch im ersten Augenblick der plötzliche Uebergang aus der kalten Nachtluft in den feuchtwarmen Treibhausbrodem, gemischt aus fein

narkotischen oder spirituosen Dünsten und dem süßsäuerlichen Seelenphlegma frisch aufgethauter Menschen.

Nun saß ich in irgend einer Ecke, putzte meine Gläser und schaute, blöd aufblickend, mich in meiner nächsten Nachbarschaft um. Wie ärgerlich! Kein bekanntes Angesicht ringsumher zu entdecken — auch nicht, als ich meine Augen wieder bewaffnet hatte. Nur an einem Nebentischchen saß ein einsamer kleiner Mensch, dessen Rücken mir bekannt vorkam. Diese breiten, geraden Schultern, die immer so hoch hinaufgezogen wurden, um die mangelhafte Weiße des Hemdkragens zu verbergen, diese etwas bedenkliche Kurve des Rückgrats, und vor allen Dingen diese auffallend dünnen Beine, die, als wollten sie ihrer Dünnheit dadurch eine wirksame Folie geben, gewohnheitsmäßig um die noch dünneren Stuhlbeine herumgewickelt wurden — und trotzdem in zwei höchst ausgewachsenen Plattfüßen endigten — alle diese besonderen Kennzeichen paßten auf meinen seltsamen Kollegen Robert Biener, den kleinen galizischen Juden, welcher diesen unverfänglichen Namen durch ein einfaches Permutationsverfahren aus der etwas gênanten Grundform Reb Obertiner gewonnen hatte.

Robert Bieners Name stand zwar auf den neuesten Sternkarten des nördlichen Litteraturhimmels verzeichnet, konnte aber nur von passionierten Planetensuchern mit den besten Instrumenten beobachtet werden, da er nur selten als Verfasser, allerdings höchst geistvoller, kritischer Aufsätze in wenig gelesenen Fachblättern auftauchte. Einem engeren Kreise litterarischer Caféhausgäste war er mehr als durch seine Arbeiten durch seine

seltsame Persönlichkeit bekannt. Die Schärfe seiner Kritik war imposant, seine Skepsis unheimlich, seine Rednergabe, wenn er gut aufgelegt war, glänzend. Im Uebrigen wußte man von seinem Thun und Treiben nur, daß er mit Anstand hungerte und mit Ueberzeugung das Wasser und die Seife haßte. Aus diesem Grunde konnten ihn die meisten Kollegen — nicht riechen.

Auch ich durfte mich nicht rühmen, zu seinen Intimen zu zählen, und hatte ihn nur selten getroffen und gesprochen. Trotzdem aber und trotz meines elenden Personengedächtnisses hätte ich seine kleine Figur und sein geistvoll garstiges Gesicht sicherlich immer und überall wiedererkannt. Wie gesagt, seine Rückseite war es, das da vor mir — es fehlte mir nur das lange, struppige schwarze Haar, welches einige Zoll tief über den schmierig glänzenden Rockkragen herabfallen mußte — und dann war auch dieser Rock selbst so verwirrend neu und gut sitzend! Er hatte eine Zeitung vor sich und einen Haufen weiterer Zeitungen neben sich auf einem Stuhle. Da, jetzt wandte er, nach einem neuen Blatte greifend, sein Gesicht mir zu. Er war es, ohne Zweifel! Die spitz hervortretenden Backenknochen, der breite Mund mit den schmalen Lippen, die große, wenn auch nicht unbedingt semitische Nase, die tief liegenden, stechenden Augen unter den buschigen Brauen und der graugelbe Teint. Nur der Bart machte mich noch einen Augenblick stutzig, indem er nämlich erst jüngst und zwar beträchtlich gestutzt erschien.

Ich trat an seinen Tisch. „Herr Biener! Nicht wahr?“ redete ich ihn an. „Wir haben uns so lange

nicht gesehen — Sie werden sich vielleicht kaum mehr erinnern . . ."

„O doch! Gewiß erinnere ich mich! Herr . . ." Er suchte nach meinem Namen. Ich kam ihm lächelnd zu Hülfe, und dann fuhr er, scharf zu mir aufblickend und seine langen Nägel mit hörbarem Kratzen durch den struppigen Schopf schiebend, mit anmutigem Grinsen fort: „Freilich, freilich kenne ich Sie — natürlich, bitte sehr! Ich habe ja erst kürzlich Ihr neues Buch gelesen. Uebrigens — nehmen Sie mir es nicht übel, wie können Sie solchen Quark schreiben!"

„Quark? Oh!?" Das kam mir doch etwas plötzlich, wie wenn mir jemand mit der freundlichen Aufforderung, gefälligst Platz zu nehmen, einen kräftigen Stoß in die Kniekehlen versetzt und gleichzeitig den Stuhl weggezogen hätte. „Sie gestatten wohl, daß ich um nähere Begründung dieses harten Urtheils bitte."

Ich heuchelte vollständige Gemüthsruhe — setzte mich aber doch recht fest auf den Stuhl, um den gefährlichen Folgen weiterer Angriffe gegen meine Kniekehlen vorzubeugen. Und nun setzte mir Reb Obertiner, alias Robert Biener, mit der liebenswürdigsten Sacksiedegrobheit sonnenklar und binnen fünf Bierminuten auseinander, daß ich zweifelsohne einer der windigsten Schmierfinken meines Jahrhunderts sei — wobei ich übrigens noch das süße Bewußtsein hatte, daß er aus persönlicher Werthschätzung sich eigentlich nur einer zart andeutenden Ausdrucksweise bediente. Sagte er: „Sie sind ja überhaupt nur ein schlecht

verkappter Romantiker,“ so meinte er entschieden: Cretin! Spottete er gutmüthig über meinen Mangel an Logik, so meinte er: Idiot!

Ich war also gerichtet! Als Poet todt, maustodt! Er hatte mir es ja mathematisch bewiesen — dagegen war nichts zu machen. Ich ergab mich in mein Schicksal und paffte nur etwas stärkere Rauchwolken aus meiner Cigarre, um wenigstens den sichtbaren Beweis meiner Fortexistenz als Weltbürger nach meinem künstlerischen Tode vor Augen zu haben.

„Und wie ist es Ihnen sonst ergangen?“ fragte ich, um ihn auf etwas Anderes zu bringen, nach einer kleinen Verdauungspause.

„O, toll genug!“ rief er, seine gelben Zähne fletschend. „Ich kann Ihnen versichern, es ist mir lange nicht so gut gegangen. Noch in der letzten Woche habe ich zweimal warm gegessen — zum Abgewöhnen, wissen Sie; denn es thut nicht gut, wenn man von den Fleischtöpfen Egyptens sich so unmittelbar auf die trockene Semmel des Philosophen zurückzieht.“

„Wie das? Erzählen Sie doch! Wo haben Sie so lange gesteckt?“

„Ich war verreist,“ erwiderte er geheimnißvoll, indem er seine dünnen Finger mit den langen Nägeln schlänkernd hoch über den Kopf reckte, als wolle er andeuten, er sei auf dem Monde gewesen. „Da oben, in höheren Sphären — auf der Menschheit lichten Höhen — hehe! Das heißt auf Deutsch: Ich war unter die Philister gefallen.“

„Eine Delila haben Sie auch gefunden, wie ich

sehe," ergänzte ich, auf seine unfrisirten, gekappten Haare deutend.

„Na ja, machen Sie nur immer Ihre Witze, ich hab's verdient!"

„Erzählen Sie doch! Sie machen mich furchtbar neugierig!"

„Das glaube ich. Sie sind ja bekannt dafür, daß Sie überall nach Humoresken herumschnuppern. Also hören Sie zu — — ich schenke Ihnen den Stoff!"

Er ließ sich noch ein Glas Thee kommen, das er mich bat, für ihn auslegen zu wollen, da er zufällig nicht genug Geld beigesteckt habe, und dann begann er zu erzählen:

„Also sehen Sie, die Sache kam so. Ich habe gehungert, ich habe keinen ganzen Rock auf dem Leibe gehabt, und ich habe mir um erbärmlichen Lohn das Gehirn ausgepreßt und die Finger krumm geschrieben — und das war nicht einmal, das war nicht die Ausnahme, sondern das war die Regel. Man gewöhnt sich sogar an den Hunger, wenn man nur sonst im Stande ist, dem Drange seiner eingeborenen Natur frei zu folgen. Ich dachte, was mir gefiel, und schrieb, was mir gefiel — wollten diese Esel von Redakteuren davon nichts wissen und nichts zahlen — nu, dann habe ich eben geschimpft und gehungert. Aber sehen Sie, da kommen die lieben Freunde, die guten, mitleidigen Menschenbrüder und liegen einem in den Ohren und hetzen einen gegen sich selber auf: Das geht nicht, lieber Freund, daß du lebst wie ein Hund bei deinem Talent; du mußt dich hinausbegeben, hinauswagen unter die Menschen, du mußt hinaufkraxeln auf

die höchsten Misthaufen und dich droben spreizen und krähen: Kikriki, seht, was ich für ein Haupthahn bin! Und dann mußt du ferner bedenken, daß ein so ausgemergelter Vogel mit einem so ruppig-struppigen Balg von keinem anständigen Federvieh für einen Haupthahn angesehen wird. Du mußt endlich einmal damit anfangen, dir auf irgend eine Weise so viel Geld zu verdienen, daß du dich wenigstens satt essen und mit einem reinen Hemde und einem reputirlichen Rock auf dem Leibe unter die Menschen gehen kannst. Trittst du in zerschlissenem Gewande, ungewaschen und unfrisirt auf den Plan, dann magst du Schiller, Goethe, Lessing und Schopenhauer in einer Person sein, die anständige Menschheit wird dir doch die Thür vor der Nase zuwerfen und dich anschnauzen: Hier wird nichts gereicht! —

„Der Mann, der mir das zu Gemüthe führte, das war der Doktor Joelsohn, der Rechtsanwalt — Sie kennen ihn ja wohl auch? — Ich mußte ihm Recht geben und außerdem . . . er hat mir oft genug mit kleinen Beträgen ausgeholfen, mit einer so angenehmen Selbstverständlichkeit, obschon er selbst eigentlich nichts übrig hat — na sehen Sie, so was rührt mich nun immer! Also ich war schwach und sagte zu ihm: „Schön, lieber Freund, versuchen Sie Ihr Glück mit mir — Arbeit scheue ich nicht — wenn es Ihnen gelingt, aus mir einen sogenannten anständigen Menschen zu machen, dann will ich Sie für einen der talentvollsten Rechtsverdreher von unsere Leut erklären!“ — Was Wunder, wenn dieser Köder ihn zu den großartigsten Anstrengungen in meinem Interesse

anspornte? Schon nach wenigen Tagen kommt er gelaufen und schreit: „Ich hab' was, ich hab' was! Unser berühmter Dichter, der geniale ... mein Zartgefühl verbietet mir, Ihnen den Namen zu nennen — also der sucht so eine Art von Sekretär. Ich habe Sie auf's Wärmste empfohlen. Zunächst ist's freilich nur Abschreibearbeit. Na, Sie schreiben ja eine saubere Hand. Aber später sollen Sie ihm auch helfen, historisches Material herbeizuschaffen, Auszüge aus Büchern machen, und dergleichen mehr. So, nun seien Sie gescheit, kämmen Sie sich Ihre wüste Mähne durch, waschen Sie Ihre Hände in Unschuld, und beschneiden Sie Ihre Klauen — damit er nicht gleich den Löwen merkt und Angst kriegt. Und dann kommen Sie gleich mit. Vor seiner Hausthür ziehen Sie meinen Sommerpaletot an und knöpfen ihn von oben bis unten zu — sonst werden Sie am Ende nicht hineingelassen!“ — Ich war folgsam wie ein Lamm, betrug mich wie ein Schaf, und in Folge dessen beehrte mich denn auch der große Mann mit seinem Vertrauen. Ich schleppte sein Manuskript nach Hause und wollte mich sofort an die Arbeit machen, denn das Honorar, das er in Aussicht gestellt hatte, war wirklich nobel! Um mich erst ein Bischen zu orientieren, fange ich an, in der Handschrift zu blättern. Gleich auf der ersten Seite stießen mir ein paar Dummheiten auf — aber so was kann ja vorkommen. Ich lese also weiter und weiter, und wie ich auf der letzten Seite angekommen bin — unterdessen war es Abend geworden — da packt mich der dreimal heilige Zorn über diesen großprotzigen Idiotismus . . . ich renne spornstreichs

zu meinem berühmten Arbeitgeber zurück — notabene ohne Joelsohns Sommerpaletot! — um ihm sein elendes Geschmier ... Der gnädige Herr war beschäftigt, ich mußte eine Viertelstunde antichambriren. Na, da hatte ich denn Zeit, mich ein Bischen zu beruhigen und mir klar zu machen, daß es doch eigentlich undankbar gegen den guten Kerl, den Joelsohn, handeln hieße, wenn ich diesen Cretin da gar so unsanft vor den Kopf stoßen wollte. Und wie nun der Oelgötze endlich so gnädig ist, mir sein Eselsohr zu leihen, lasse ich mich herbei, ihm eine ganze höfliche Verbeugung zu machen, und sage: Sie entschuldigen, verehrter Herr, wenn ich Sie störe. Ich möchte mir nur erlauben, bevor ich die Abschrift in Angriff nehme, Sie auf einige kleine Irrthümer aufmerksam zu machen — na, und so weiter und so weiter. Ich schlage das Manuskript auf und weise blos auf einige der ärgsten Schandflecke hin, Albernheiten, die für Witz gelten wollen, stilistische Ungeheuerlichkeiten, skandalöse Bildungslücken, haarsträubende Geschmacklosigkeiten und noch so ein paar Kleinigkeiten. Sehen Sie, lieber Herr, sage ich, wozu soll ich das abschreiben? Nehmen Sie lieber die Sache erst noch mal gründlich vor, oder am besten, Sie fangen noch einmal von vorne an — obwohl ich freilich gestehen muß, daß es kaum der Mühe lohnen dürfte, indem nämlich eine eigentliche Idee mir überhaupt nicht vorhanden und der ganze Vorwurf von vornherein ziemlich quatsch zu sein scheint. — Da packt doch den Menschen eine Wuth .... ich sage Ihnen, so etwas hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen — und ich hatte mich doch so höflich

und schonend ausgedrückt, wie ich es irgend verantworten konnte! Er schwillt auf wie ein Frosch, wird roth im Gesicht wie ein kalekuttischer Hahn und pfaucht und schnaubt mich an, daß mir ordentlich bange um ihn wurde. Und dann stürzt seine Frau herein und sein Dienstmädchen, und ein paar Kinder fangen nebenan zu heulen an vor Schreck — und dann kriegt er mich beim Kragen und schmeißt mich positiv die Treppe hinunter. Unten hilft mir der Portier wieder auf die Beine und ist so freundlich, mich aus der Hausthür hinauszugeleiten, wofür ich dem braven Mann ein Trinkgeld in die Hand drückte, mit dem Auftrag, den Herrn Doktor von mir zu grüßen, und ich ließe ihm sagen, für ihn schriebe ich nie wieder eine Zeile ab, und wenn er sich auf den Kopf stellte!"

„Unglaublich!" warf ich ein, äußerlich ernsthaft, innerlich schadenfroh. „Wie kann man blos so empfindlich sein, so undankbar gegen einen wohlgemeinten guten Rath!"

Er blickte mich scharf von der Seite an. Natürlich war es ihm nicht entgangen, wie vergnügt es mir um die Mundwinkel zuckte — natürlich hatte er mich durchschaut! Es war unmöglich, diesem unheimlichen Menschen etwas vorzumachen. Er schlürfte seinen Thee halb aus und fuhr dann fort, ohne meine Bemerkung weiter zu beachten: „Mir thats ja nur um meinen Freund Joelsohn leid, daß er sich so vergeblich für mich bemüht haben sollte. Daß er die Sache ganz falsch auffaßte und mir allein die Schuld für den mißglückten Versuch beimaß, das brauche ich Ihnen wohl nicht besonders zu versichern! Aber es giebt eben Menschen, die selbst durch

Schaden nicht klug werden wollen. Schon nach wenigen Tagen hat sich dieser unverwüstliche Menschenfreund von seinem Schreck erholt und macht mir einen neuen Vorschlag. Mit einem ebenso triumphirenden als geheimnißvollen Lächeln drückt er mir einen Zeitungsausschnitt in die Hand. Da stand ungefähr zu lesen: Eine Dame wünscht behufs fortdauernder geistiger Anregung mit einem philosophisch gebildeten Herrn in Korrespondenz zu treten. Spätere persönliche Bekanntschaft nicht ausgeschlossen. Offerten unter so und so. — „Na, was soll ich denn damit?“ frug ich, natürlich einigermaßen verwundert. — ‚Das ist doch ganz klar,‘ versetzte er, ‚das ist natürlich irgend eine bildungswüthige, alte Schachtel, die in der Wolle sitzt und nichts zu thun hat, außer die Hoffnung zu hegen, daß sie vielleicht doch noch einen Mann bekommen könnte. Sie lassen sich mit ihr in einen Briefwechsel ein, imponiren ihr selbstverständlich ganz gewaltig und — wer kann wissen, was draus wird? Im Himmel werden ja die seltsamsten Ehen geschlossen.‘ ‚Pfui Teufel, Sie wollen mich doch nicht etwa verheirathen?!‘ rufe ich ganz entsetzt. ‚Mit Frauenzimmern lassen Sie mich gefällig aus, ich muß schon bitten!‘ — Da zieht der Mensch einen Brief aus der Tasche — und was war's? Er hatte schon auf eigene Faust der unbekannten Philosophin meine Bereitwilligkeit erklärt, und das war die Antwort darauf! Ich riß ihm den Wisch wüthend aus der Hand und fange an zu lesen. — Ich beruhige mich — interessire mich — lese weiter — vier Seiten, acht Seiten, zwölf Seiten — sechzehn Seiten schrieb das Frauenzimmer, und ich kann Ihnen sagen: gar nicht dumm! Alle Achtung! Natürlich

etliche Begriffsverwirrung, falsche Voraussetzungen, mondsüchtige Phantasien; aber es steckte doch Geist dahinter, gesunde Skepsis, Sehnsucht nach Erleuchtung. Die Geschichte reizte mich — dieser suchenden Seele mußte geholfen werden! Ich sagte meinem Schadchen schönen Dank und lieh mir ein bischen Kleingeld von ihm, um mir sofort einen Vorrath von feinem Briefpapier und eine große Flasche violetter Salontinte anzuschaffen. Und noch am selben Abend antwortete ich meiner Heloise, wie sie sich sinnig unterschrieb, auf ihre sechzehn Seiten deren zwanzig, natürlich mit der Unterschrift: Ihr hochachtungsvoll ergebener Abälard.

„Wissen Sie, ich als Philosoph, als Mann der unerbittlichen Logik, habe die Weiber nie ausstehen können. Ich habe sie nur als nothwendiges Uebel angesehen und für meinen geistigen Menschen existirten sie überhaupt nicht. Aber meine unbekannte Heloise — ich schäme mich gar nicht, es einzugestehen — die that es mir dermaßen an, daß ich, nachdem die Korrespondenz so ein paar Wochen im Schwange gewesen war, ganz vergessen hatte, daß sie ein Frauenzimmer sei und sie einfach für meinesgleichen ansah. Ich kann Ihnen sagen, es war eine Freude, sich mit ihr herumzuzanken — und mit der bin ich nicht so sanft und höflich umgegangen, wie mit unserem berühmten Dichter! Aber sie nahm mir nichts übel und gab auch nicht leicht eine Partie auf. Harte Nüsse hat sie mir zu knacken gegeben, das weiß der liebe Himmel, und mehr als einmal hat sie mich nicht übel ins Bockshorn laufen lassen. Unsere sogenannten Briefe waren bald zu förmlichen Broschüren ausgewachsen — na, sie wagte ja auch bald einige

schüchterne Andeutungen, daß sie sich ein Gewissen daraus mache, meine kostbare Zeit in solcher Weise in Anspruch zu nehmen. Das war ja nun sehr hübsch von ihr; aber ich konnte doch unmöglich so schofel sein, mir von ihr die Briefe etwa bezahlen zu lassen, die ich ja doch auch rein zu meinem Vergnügen schrieb. Es ging mir ja freilich damals gerade über alle Begriffe miserabel, und ich mußte schließlich sogar mein schönes Federbett, das meine gute Mutter so allmählich aus den weißen Brüsten galizischer Gänse für mich zusammengerupft hatte ...... ach Gott ja, das mußt' ich versetzen, um wenigstes zweimal in der Woche in der Volksküche essen und das Porto für meine Doppelbriefe bezahlen zu können. Trotz alledem wäre noch alles ganz schön gewesen, wenn nicht mein hinterlistiger Freund Joelsohn sich wieder in meine Privatangelegenheiten gemischt hätte.

„Also denken Sie: eines schönen Tages überfällt mich der Mensch wieder in größter Aufregung mit einer sogenannten Freudenbotschaft. ‚Sie sollen kommen,‘ schreit er, ‚sofort sollen Sie sich aufmachen nnd hin!‘ — ‚Wieso, wohin?‘ frage ich. — ‚Na, zum Grafen natürlich, nach Schloß Kluczewo. Herrgott, Mensch, sehen Sie mich doch nicht so an, als ob Sie von gar nichts wüßten!‘ — ‚Was soll ich wissen von einem Grafen und einem Schloß?‘ fahre ich auf; denn ich denke, er will mich foppen. — ‚Nu wie heißt: hat sie Ihnen nicht geschrieben, daß sie bei dem Grafen ist und darauf brennt, Sie persönlich kennen zu lernen?‘ — ‚Was, meine Heloise will mich kennen lernen, von Angesicht zu Angesicht? Nein, den Schmerz wollen wir ihr doch lieber

nicht anthun,' sage ich und schneide ihm eine Fratze, daß ein anderer gleich Reißaus genommen hätte. Aber was thut er, Joelsohn? Er greift in seine Tasche und holt ein Röllchen, in Papier gewickelt, heraus und zählt mir, so wahr ich hier sitze, zehn blanke Doppelkronen auf den Tisch. So viel Geld hatte ich noch nie auf einem Haufen gesehen — in meiner Behausung wenigstens nicht! Ich kann Ihnen sagen, mir zitterten die Kniee, und es lief mir eiskalt den Rücken hinunter. Mir war zu Muth, als wollte mich einer mit dem Mammon bestechen, daß ich meiner leiblichen Mutter, die mich geboren hat, soll Gift in die Chokolade schütten. ‚Gehen Sie,' keuchte ich, ‚gehen Sie raus! Wofür halten Sie mich, Herr Joelsohn? Ich bin ein ehrlicher Mensch!' — Und was sagt er? ‚Ein Narr sind Sie,' sagt er, ‚wenn Sie nicht gleich das koschere Geld einstecken und dem Herrn Grafen schreiben, zu welcher Stunde er Ihnen seine Equipage an die Bahn schicken soll.' Und nun klärte er mir den Zusammenhang auf. Meine Heloise war seit zehn Jahren als Erzieherin in dem Hause des Grafen und wurde jetzt noch, obschon die Kinder bereits alle erwachsen waren, als eine werthe Freundin dort behalten. Aber das unthätige Wohlleben befriedigte sie nicht, und ihr reicher Geist fand in der Einsamkeit des Landlebens zu wenig Nahrung. So war sie auf den Gedanken gekommen, jene Annonce in die Zeitung setzen zu lassen. Und dann war wirklich eingetreten, was mein weiser Freund Joelsohn vorhergesehen hatte: ich imponirte ihr, und sie empfand das brennende Bedürfniß, mich persönlich kennen zu lernen. Der Graf, der den lebhaften Wunsch hegte, sich der

geistvollen Erzieherin seiner Kinder dankbar zu erweisen, hatte ihr Geheimniß errathen und sich darauf mit Joelsohn als dem ersten Vermittler in Verbindung gesetzt. Und da hatte dieser Mensch sich nicht entblödet, ihm die ganze hundsgemeine Wahrheit über mich zu enthüllen! Von diesem Gelde sollte ich mich äußerlich rehabilitiren und außerdem die Reise bestreiten.

„Nun, Sie werden selbst sagen müssen, es wäre schnöder Undank gewesen, die in einer so feinen Form angebotene Hilfe zurückzuweisen. Ich raffte also all meinen Muth zusammen, und dann sprang ich mit drei Schritten Anlauf auf den Tisch los und strich die zehn Doppelkronen ein. Ich werde den Moment nie vergessen — es wird mir auch wohl nicht zum zweiten Mal passiren! Ich kam mir vor wie Faust mit dem Hexentrunk im Leibe. — Vierundzwanzig Stunden später hätten Sie mich nicht wiedererkannt: Mein Freund Joelsohn schleppte mich aus einem Laden in den andern und kleidete mich nach seinem Geschmack vom Kopf bis zu den Füßen neu ein. Erst gings zum Kleiderhändler, dann zum Wäschehändler, dann zum Barbier und endlich gar . . . nein, hören Sie, das Letzte war entsetzlich. Bisher hatte mir die Geschichte Spaß gemacht, das muß ich gestehen. Der kaffeebraune Kammgarnrock und die papageigrün gestreiften Hosen hatten, weiß der Teufel, mein philosophisches Herz höher schlagen machen, als wäre ich ein Backfisch, der sein erstes Ballkleid anprobirt. Auch den Barbier erduldete ich noch gutwillig, der mir die Perrücke kappte und zwei hohle Hände voll Oel an meine schwarzen Borsten ver-

schwendete. Aber dann kam das Entsetzliche! Mein Freund maß mich mit einem unendlich wehmuthsvollen Blicke und flüsterte voll zärtlicher Schonung: ‚Jetzt nur noch eins, lieber Robert! Sie müssen sich taufen lassen!‘

„Na, das versteht sich ja am Rande: mir ist es gleich, ob man mich Christ, Jud oder Moslem nennt. Ich bin ein freier Geist und lasse mich weder vom Rabbi, noch vom Pfaffen, noch vom Mufti an der Nase herumführen; aber einen gelinden Schrecken kriege ich doch. ‚Verlangt das meine Heloise wirklich?‘ stotterte ich. — Und er darauf; ‚Verlassen Sie sich d'rauf, sie verlangt's; aber nicht so, wie Sie denken, lieber Freund. Eine Handvoll Wasser thuts nicht bei Ihnen — Sie müssen ein Vollbad nehmen!‘ Ich muß Ihnen gestehen, hätte er mich nicht fest beim Arm gepackt und mit Gewalt hineingeschleppt in die nächste beste Badeanstalt, ich wäre davongelaufen; denn es war mir ein fürchterlicher Gedanke, nachdem ich nun schon so arg Haare gelassen hatte, auch noch die alte Haut, die in Ehren auf meinem Leibe ergraut war, zu Markte tragen zu sollen. Sehen Sie, ich muß sagen: die Reinlichkeit ist in meinen Augen eine ganz banausische Tugend. Der gemeine Mann findet eine Statue am schönsten, wenn sie ganz golden in der Sonne funkelt, wogegen der Kenner sie erst schätzt, wenn sie eine recht dicke grüne Patina angesetzt hat. Die alten Griechen bemalten ihre Marmorstatuen, weil das kalte Weiß ihren Schönheitssinn verletzte. Und so ist auch der Reinlichkeitsfanatismus nur eine beklagenswerthe Verirrung unserer nervenschwachen Hyperkultur. Liegt

etwa Charakter in einer gleichmäßig glatten, rosenrothen Menschenhaut? Würde es die Schönheit des Waldes erhöhen, wenn man den Bäumen jeden Samstag die Borke glatt hobelte? Na also! —

„Der Unmensch, dieser Joelsohn, stieß mich also wirklich mit rauher Faust in eine Badezelle hinein. Eine Gefängnißzelle wäre mir lieber gewesen! Aber was half's? Der Gedanke an meine Heloise machte mir Muth. Es geschah ja doch nur ihr zu Liebe. Da sehen Sie, wie sehr es das Frauenzimmer mir angethan hatte! Schinden ließ ich mich für sie, um würdig zu sein, ihr Sklave zu heißen. Einfach schmachvoll, nicht wahr? Ja, die Weiber, die Weiber! Aber es soll auch wahrhaftig nicht wieder vorkommen. — Das heißt, um der Wahrheit die Ehre zu geben: wie ich dadrin saß in der warmen Flut, das war eigentlich ganz nett und mollig; aber nachher! Mir klappern noch die Zähne, wenn ich daran denke! Es war doch so gut, als hätte ich mein warmes Unterzeug versetzen müssen — und sonst war ich nur so leicht, so sommerlich gekleidet. Joelsohn war mir so fatal geworden, ich konnte den Menschen nicht mehr sehen! Ich rannte wie ein Besessener auf meine öde, elende Bude, riegelte mich da ein und warf mich zitternd aufs Bett. Aber, o Gott, meiner Mutter schöner Daunensack befand sich ja noch auf dem Leihamte. Ich hatte bisher einfach in meinen Kleidern geschlafen — und in meiner Patina, und mich dabei immerhin leidlich behaglich gefühlt. Nun aber fror ich wie ein Hund und schämte mich noch überdies in meinen neuen Kleidern wie ein Mensch, der unter seinem gestohlenen Bratenrock verbergen will, daß er

kein Hemd auf dem Leibe hat. Ja, wahrhaftig, ich kann es nicht anders bezeichnen, ich kam mir vor wie ein neugeborenes Kind, so nackt und bloß und hilflos und gebrechlich. Erst als es völlig dunkel geworden war, wagte ich mich wieder auf die Straße hinaus und rannte wie ein Besessener, um mich zu erwärmen. Und dann, wie ich in das feine Viertel kam, mit all den glänzenden Schaufenstern, den aristokratischen Hotels und Restaurants, da packte mich plötzlich mit dämonischer Gewalt die Lust und die Begierde, mich auch einmal zu Gaste zu laden an der üppigen Tafel der oberen Zehntausend und meinen inwendigen Menschen zu erwärmen durch den Nektar, den die feile Natur sonst nur für diese Auserwählten wachsen läßt. Ich hatte ja ein neues Hemd und einen neuen Rock auf dem Leibe und ächtes Gold in der Tasche! Ich steige also in ein unerhört vornehm aussehendes Restaurant hinein und lasse mir auftischen — Gerichte, die ich kaum vom Hörensagen kannte, und Weine ... ah, wie mir das heiß durch die Adern rieselte! Das war eine Feuertaufe meiner Seele, ein Vollbad meines Magens, das ich mir gern gefallen ließ. Wieviel nachher die Rechnung betrug, das weiß ich nicht zu sagen — ich weiß überhaupt von dieser ganzen wüsten Orgie nichts mehr zu sagen, als daß ich am andern Morgen auf der Pritsche einer Polizei-Wachtstube erwachte! Und als ich meine Baarschaft zählte, da betrug sie noch sechs Mark und fünfundsechzig Pfennige. Ich kaufte mir für fünf Mark antiquarisch den Spinoza, den ich schon lange gern besessen hätte — und damit zog ich mich, weltentfremdet, in meine Klause zurück.

Doch allein war ich nicht — denn unter dem Bett hervor stierten mich die feurigen Augen eines ungeheuren Katers an. O, dieser Kater! Ich sah nie seinesgleichen. Lassen Sie mich schweigen davon!

„Da ich mich von meinen neuen Kleidern nicht sogleich wieder zu trennen vermochte und doch etwas Geld zum Leben haben mußte, so verfaßte ich ein paar kleine Aufsätze — haarsträubend pessimistisch, wie Sie sich denken können! Und damit ging ich dann hausiren bei den Redaktionen. O, es war ein tiefer Sturz in finstere Nacht, nachdem ich einen Tag lang auf der Menschheit lichten Höhen gewandelt war. Und das Schlimmste war: meine Heloise schrieb nicht mehr! Sie hatte mich gewiß aufgegeben, seit ich ihr Vertrauen so schmählich getäuscht. Vielleicht hatte sie mich gar selbst mit dem Landauer des freundlichen Grafen, Viere lang, mit einem gallonirten Lakaien auf dem Bocke, am Bahnhofe erwartet. Und ich elender Abälard hatte nicht einmal abdepeschirt! Noch niemals im Leben war ich mit der Welt und mir selbst so unzufrieden gewesen. — Wozu hatte ich nur ein Vollbad genommen, da sie mir nun doch verloren war. — Es war mir nicht gelungen, für irgend einen meiner Aufsätze einen kleinen Vorschuß zu erhalten. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als wieder in meine alte Haut zurückzufahren und mein Löwenfell successive zum Trödler zu tragen. Ich breitete meine ganze Aussteuer vor mir aus, die schöne weiße und wollene Wäsche, den Reisekoffer, die pikfeinen Toilettengeräthschaften, den hechtgrauen Paletot, den Bratenrock mit der weißen Piquésweste und der papageigrün

gestreiften Hose und endlich den billigen, aber immer noch hochanständigen Reiseanzug. Nach längerer Ueberlegung packte ich diesen letzteren in den Reisekoffer, da der Gesellschaftsanzug mir doch von größerem Werthe schien, um mich bei den Redaktionen in Respekt zu setzen. Zur Sicherheit, falls der Reiseanzug zu schlecht bezahlt wurde, nahm ich noch den Paletot über den Arm, und so trat ich auf die Straße hinaus. Wie ich nun beim Schlesischen Bahnhofe vorbeikomme, renne ich — wem in die Arme? Natürlich meinem lieben Freunde Joelsohn! — ‚Mensch, wo kommen Sie her?‘ schreit mich der an. ‚Von Kluczewo? Verlobt?‘ — Was half mir alles Sträuben, die Wahrheit mußte ja schließlich doch an den Tag kommen! Ich gestand ihm also Alles. — Na, die Strafpredigt die mir mein Freund hielt, werden Sie sich ungefähr vorstellen können! Aber wenn Sie meinen, daß er nun etwa gesagt hätte: Fahre hin! Ich rühre keinen Finger mehr für Dich, ewig verlorenes Lieb! dann irren Sie sich. O nein, so leicht ist Joelsohn nicht los zu werden! Er schleppte mich mit sich zum Essen, pumpte mir zehn Mark und nahm mir das Versprechen ab ohne sein Wissen nichts von meiner neuen Garderobe zu versetzen.

„Fünf Tage später tritt er des Morgens in aller Frühe in mein Zimmer, heißt mich mit der strengen Amtsmiene eines Criminalpolizisten aufstehen, mich waschen, ein reines Hemd anlegen, meinen grauen Anzug anziehen und meinen Koffer packen. Dann schleppt er mich gewaltsam auf die Straße hinaus und nach dem Schlesischen Bahnhof. — Alles ohne ein

Wort der Erklärung. Dort löst er mir eine Fahrkarte dritter Klasse nach Tarnowitz und händigt mir noch fünf Mark baar ein, wovon ich mir in Tarnowitz ein Billet zweiter Klasse nehmen sollte, nach der an der polnischen Grenze belegenen Station für Kluczewo. — Er hatte dem Grafen die ganze Wahrheit geschrieben, worauf dieser Menschenfreund noch einmal das Reisegeld zweiter Klasse eingesandt hatte, mit der Bedingung, daß ich nichts davon in die Hand bekommen sollte. Von dem Ersparniß durch die dritte Klasse zog er sich seine zehn Mark ab, das übrige wollte er mir per Postanweisung nachschicken, sobald er hörte, daß ich leibhaft in Kluczewo angekommen sei. — Und denken Sie sich, ich reiste wirklich, ich langte lebendig an der Endstation an um halb zwölf des Nachts und wurde in einer geschlossenen Kutsche, allerdings nur mit zwei Pferden davor, aber mit einem unheimlich imposanten Kutscher und einem niederträchtig vornehmen Livréebedienten auf dem Bocke, auf das stolze Grafenschloß befördert. In rasender Geschwindigkeit ging es auf holprigen Landwegen durch die Nacht. Das mächtige Herrenhaus lag finster und schweigend da, als man mich vor der Freitreppe absetzte. Die Herrschaften waren alle schon zu Bett gegangen. Man ging hier früh zu Bett und stand früh auf. Weiter erfuhr ich vorläufig nichts von den Hausbewohnern. Ein leise auftretender Diener geleitete mich schweigend in mein Schlafgemach, und ich schlich mit Herzklopfen und auf Zehenspitzen hinter ihm her. ‚Befehlen Sie vielleicht noch warmes Wasser zum Waschen?‘ frug der Mann mit ernster Miene. Und als ich ziemlich

verwirrt und erschrocken verneinte, wünschte er mir gute Nacht und ließ mich in meinem prächtigen Schlafgemach allein. Prächtig, sage ich, obwohl es nur ein einfaches kleines Zimmer war, ohne jeden Prunk; dennoch hatte ich noch nie im Leben so vornehm gewohnt. Dieses mit Blumen bemalte Waschgeschirr von mächtigen Dimensionen, dieses Bett mit seinen feinen Bezügen, so schneeig weiß und eisglatt geplättet, daß mich bei dem Anblick fröstelte! Aber ich war jämmerlich müde von der langen, anstrengenden Reise, ich zog mich hastig aus und legte mich nieder. Hu! war das kalt! Mir klapperten die Knochen wie ein Mühlwerk. Denn ich hatte nur eine dünne Steppdecke zum Zudecken, außen Atlas und innen frisch gewaschene Leinwand. O, wie sehnte ich mich nach den galizischen Gänsedaunen meiner Mutter! Das entsetzliche Vollbad war noch nicht lange genug her, als daß ich mich in meiner Haut schon wieder hätte wohlfühlen können. So kam es, daß ich trotz meiner Müdigkeit erst sehr spät einschlief.

„Am andern Morgen erwachte ich von einem seltsamen Geräusch in meinem Zimmer. Und als ich blinzelnd die Augenlider hob, erkannte ich den Diener von gestern Abend, der damit beschäftigt war, eine große Wachstuchdecke mitten auf dem Fußboden auszubreiten und sodann ein unförmliches riesiges Blechgefäß hereinschleppte und mitten auf die Wachstuchdecke stellte. Dann bemächtigte er sich meines Anzuges und meiner Stiefeln und schlich damit hinaus. Ich begann ein wenig ängstlich und in Folge dessen ganz munter zu werden. Ich muß gestehen, ich war sehr

neugierig, was sich nun noch alles ereignen sollte. Es dauerte eine ziemlich lange Zeit, ehe der Diener wieder erschien. Gott sei Dank, er brachte mir meinen Anzug wieder, legte die einzelnen Bestandtheile in weiser Berechnung der Reihenfolge, in welcher man sie benutzt, über einen Stuhl und stellte die Stiefel, die Hacken zusammen und die Spitzen nach auswärts, davor auf den Teppich. Durch den herzförmigen Ausschnitt im Fensterladen fiel ein Sonnenstrahl gerade auf die Spitze des linken Stiefels. Ich wandte geblendet die Augen ab — noch nie hatten sie derartig blank gewichste Stiefel erschaut. Der Diener war durch meine Bewegung aufmerksam geworden und bemerkte, daß ich nicht mehr schlief. Sofort nahm er eine militairische Haltung an und fragte mit derselben leisen Stimme und derselben ernsten Miene wie am Abend vorher: „Befehlen Sie vielleicht warmes Wasser zum Waschen?“ — „Ja, bitte sehr, wenn Sie so freundlich sein wollen.“ Denn warmes Wasser ist ja doch etwas ganz Angenehmes und benahm mir die Furcht, mich nach dieser frostigen Nacht durch die Morgenwäsche abermals der Gefahr einer Erkältung auszusetzen. Der Mann verschwand und kehrte nach wenigen Minuten zurück, in der einen Hand eine Blechkanne mit Deckel und der englischen Aufschrift: Hot water, in der andern einen großen Eimer, den er, als sei das die selbstverständlichste Sache von der Welt, auf die Wachstuchdecke neben dem räthselhaften Blechzober niederstellte. Darauf blickte er mich erwartungsvoll an, ich ihn desgleichen. Worauf, zum Teufel, mochte der Mann wohl warten! Ich ließ ihm

Zeit, seine etwaigen Wünsche zu äußern. Da er aber beharrlich schwieg, so raffte ich mich endlich auf und nickte ihm lächelnd zu: ‚Bitte, ich möchte jetzt aufstehen.‘

„Meine Freundlichkeit that ihm offenbar wohl, diesem in Dressur erstarrten Sklaven. Denn auch sein glattrasirtes Gesicht verzog sich jetzt zu einem Lächeln, und er versetzte in entschieden wärmerem Tone: ‚Bitte gehorsamst, sich nicht zu geniren, Herr Doctor! Der Herr Graf und unsere Damen lassen sich jeden Morgen einen Eimer kalt Wasser über den Kopf gießen, und Herr Graf haben mir befohlen, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen.‘ — Einen Eimer kalt Wasser über den Kopf! Nein, da hörte denn doch wirklich die Gemüthlichkeit auf! So was Verrücktes war mir denn doch noch mein Lebtag nicht vorgekommen! Und ich lehnte, energisch dankend, ab. — ‚Vielleicht sind Herr Doctor eine Zimmerdouche gewöhnt? Die haben wir auch. Wenn Sie sich eine Viertelstunde gedulden wollen, sie steht auf dem Boden.‘ — ‚Ich muß auch dafür danken‘, versetzte ich, nun schon etwas gereizt. ‚Ich bin stark erkältet und kann so was heute nicht riskiren.‘ — ‚O, Herr Doctor können auch ein warmes Vollbad bekommen; aber das dauert allerdings ein kleines Stündchen, bis es fertig ist, und die Herrschaften sitzen schon beim Frühstückstisch.‘ — ‚Was, schon so spät!‘ rief ich erleichtert aus. ‚Dann muß ich allerdings für heute verzichten.‘ — Jetzt entfernte sich endlich mein dienstbeflissener Quälgeist, und ich konnte ungenirt Toilette machen, Nein, dieser Reinlichkeitsfanatismus, Sie glauben es

gar nicht! Da hingen an dem Riegel ein dünnes, feines, ein gröberes rothbesticktes und ein türkisches Frottirhandtuch und daneben über einem besonderen Ständer auch noch ein Badelaken. Ich kann Sie versichern, daß ich mich wusch, so gründlich wie lange nicht, obschon ich ja vor kaum zehn Tagen erst ein warmes Vollbad genommen hatte! Aber dennoch färbte von dem verwünschten Eisenbahnruß noch etwas auf das schöne, weiße Handtuch ab, was mich höchlichst betrübte — denn was sollte mein Kammerdiener von mir denken, wenn er gleich am ersten Morgen mein Handtuch in diesem Zustande fand! Ich machte mich also daran, nunmehr dieses Wäschestück in integrum zu restituiren. Wasser hatte ich ja genug dazu — Herrgott, ich hätte mich bequem darin ertränken können! Freilich ging mit allen diesen ungewöhnlichen Manipulationen viel Zeit verloren, und so kam es, daß ich endlich gegen neun Uhr so weit war, daß ich den Herrschaften meine Aufwartung machen konnte.

„Mir zu Gefallen waren sie noch bis jetzt im Frühstückszimmer sitzen geblieben. Sie mochten wohl auf den Abälard ebenso neugierig sein, wie ich auf die Heloise. Ich stotterte einige Entschuldigungen über mein Zuspätkommen, die mir der Graf auf die liebenswürdigste Weise abschnitt, um mir alsdann seine Frau, seine drei Töchter, im Alter von zweiundzwanzig bis siebzehn Jahren, und endlich Fräulein Gabriele vorzustellen: unsere liebe Freundin und einstige Erzieherin unserer Kinder, wie er sich ausdrückte. — Das war sie also! Ja, wie soll ich sie Ihnen beschreiben? Ich verstehe von Weibern nicht viel. Man sagt, daß die

Schönsten gewöhnlich die Dümmsten wären. Und diesen Grundsatz umkehrend, hatte ich es gar nicht anders erwartet, als daß meine superkluge Heloise ein ganz ungewöhnlich garstiges Frauenzimmer sein werde. Aber nein, das war sie gar nicht! Sie war einen Kopf größer als ich, gut gewachsen, sehr nett und einfach gekleidet und meinem Geschmack nach geradezu hübsch und dabei noch gar nicht einmal alt. Ich taxirte sie auf höchstens hoch in den achtunddreißig, so praeter propter zehn Jahre älter wie mich selbst. — Na, wenn die mich haben will, mit Vergnügen! Das war mein erster Gedanke. Meinem Scharfblick wollte es zwar erscheinen, als ob sie beim ersten Anblick meiner zufälligen Erscheinungsform einen gelinden Schreck gekriegt hätte. Aber als man uns dann allein ließ und wir in höchst tiefsinnigen und erbaulichen Gesprächen den Park durchwandelten, da glaubte ich bald zu bemerken, daß ich wieder geistig zu wirken begann. Sie sah mich mit immer freundlicheren Augen an und ich desgleichen, dieweil ich zu meiner großen Freude erkannte, daß sie nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich ein ganz famoser Kerl sei. Ich glaube wirklich, ungefähr so, wie mir damals, muß es einem zu Muthe sein, der in ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer verliebt ist."

Hier machte Robert Biener in seiner lebhaft und anschaulich vorgetragenen Erzählung eine Pause und starrte mit einer gewissen hämischen Wehmuth vor sich hin auf sein leeres Theeglas.

„Darf ich nicht noch ein Glas für Sie bestellen?" unterbrach ich sein Sinnen. Und dann, als er dies

Anerbieten dankend angenommen hatte, fügte ich hinzu: „Na — und — Sie haben sie nicht geheirathet?“

Er seufzte tief auf, kratzte eine ganze Minute lang auf das Grausamste auf seinem interessanten Schädel herum und dann fuhr er endlich düster fort: „Es war alles so nett — es hätte so hübsch werden können! Auch der Graf ein so wohlmeinender Herr, so ein rosiger Graukopf mit fabelhaft wohlgepflegten Händen, und die Komtessen schöne, große, gutgenährte junge Damen — aber die ganze Familie duftete dermaßen nach Seife, daß einem ganz übel werden konnte; auch Fräulein Gabriele — Gott sei's geklagt! Und dann hatten sie eine Manier, einem hinter die Ohren zu gucken und auf die Hände und dann schamhaft zu erröthen, wenn sie irgend etwas Ungehöriges entdeckt zu haben glaubten, einen schmalen Trauerrand unter den Nägeln oder dergleichen. Es war zum Auswachsen! Die jungen Mädchen hatten außerdem noch die unangenehme Eigenschaft, sich fortwährend zuzublinzeln oder gar anzustoßen, wenn ich bei Tische irgend ein Verbrechen beging, das Gemüse mit dem Messer zu Munde führte, den Fisch schnitt oder den Zucker mit den Fingern nahm. Ich gab mir zwar alle mögliche Mühe, ihnen ihre albernen, gezierten Manieren beim Essen und Trinken abzugucken, obwohl solche Dummheiten eigentlich eines Philosophen unwürdig sind; aber das half alles nichts. Ich habe zu wenig Talent zum Affen! — Am Abend pflegte dann Fräulein Gabriele oder eine von den Komtessen etwas Französisches oder Englisches vorzulesen. Natürlich kann ich Englisch und Französisch — ich lese jedes Buch. Aber wenn diese Damen vorlasen, verstand ich kein Wort,

solch eine verrückte Aussprache hatten sie. Das war mir natürlich einigermaßen unangenehm. Aber ich hätte mich gern über solche Kleinigkeiten hinweggesetzt, wenn mich nicht auf Schritt und Tritt diese verwünschte Reinlichkeitsmanie verfolgt hätte. Morgens, Mittags und Abends hieß es: ‚Befehlen Sie nicht vielleicht warmes Wasser zum Waschen?‘ oder: ‚Sie werden sich gewiß ein wenig zurückziehen wollen, Herr Doktor, um etwas Toilette zu machen?‘ oder: ‚Schwimmen Sie nicht? Wir haben kaum ein Stündchen von hier einen sehr hübsch tiefen See‘ und so weiter und so weiter.

„Am zweiten Morgen weckte mich der Diener, um mir zu sagen, daß das gewünschte warme Bad bereit sei. Es half mir nichts, ich mußte hinein. Stellen Sie sich vor: innerhalb vierzehn Tagen zweimal! Und außerdem mußte ich mich doch noch täglich waschen; denn ich mußte fürchten, daß der Diener es dem Grafen hinterbringen würde, wenn das viele, viele Wasser unbenutzt blieb. Am dritten und am vierten Tage polterte der Kerl auch richtig wieder mit seiner großen Sitzwanne herein und erkundigte sich immer eindringlicher, ob ich auch heute noch kein kaltes Bad vertragen könnte. Es war, um aus der Haut zu fahren, wenn ich mir nicht schon wie aus der Haut gefahren vorgekommen wäre!

„Hatte ich bisher noch eine leise Hoffnung gehabt, daß diese Wasserwuth ein Erbübel der gräflichen Familie und meine Heloise als Philosophin über ein so kleinliches Vorurtheil erhaben sei, so schwand auch die, als ich eines Tages mit der Frau Gräfin allein blieb und sie mir Fräulein Gabrieles Lob in allen Tonarten zu singen begann. Und da erfuhr ich denn zu meiner

schmerzlichen Ueberraschung, daß gerade sie es gewesen war, welche die Reinlichkeit als vornehmstes Erziehungsprinzip aufgestellt und damit diese sichtbaren, außerordentlichen Erfolge erzielt hatte. Sie glaubte auch an Jägers Seelentheorie und behauptete, einem jeden Menschen seine sämmtlichen Tugenden und Laster anriechen zu können. Ein so gescheites Weib — unfaßlich! Und am fünften Tage meiner Anwesenheit nimmt mich der wackere Graf mit sich in sein Zimmer, bietet mir eine vorzügliche Cigarre an und eröffnet mir darauf folgendes: Fräulein Gabriele habe an meinem Geiste ein so großes Gefallen gefunden, daß sie sich wohl entschließen würde, über den Mangel auffallender Körperschönheit hinwegzusehen. Sie habe sich immer nichts Besseres gewünscht, als einmal die Gattin eines stillen Gelehrten zu werden, dessen Lebensarbeit sie bei ihrem reichen Wissen zu folgen und vielleicht sogar zu fördern im Stande wäre. Sie kenne meine dürftige Lage und sei bereit, das Ihrige mit mir zu theilen. Sie habe sich in den achtzehn Jahren, die sie in seinem Hause zugebracht, ein ganz hübsches Sümmchen gespart und außerdem noch eine ganz angenehme Erbschaft gemacht, so daß wir zwei bei bescheidenen Ansprüchen wohl damit unser Auskommen hätten, zumal wenn wir beide noch durch Schriftstellerei etwas verdienten. — So weit war alles sehr schön und mir war so selig zu Muthe, als hätte ich das große Loos gezogen. Aber nun kam das große Aber. Der Graf fuhr fort: ‚Fräulein Gabriele ist nur in einem Punkte etwas eigen — Sie gestatten mir, ganz offen zu reden. Sie hat mich natürlich nicht beauftragt, Ihnen das zu sagen; aber sie hat mit meinen Damen

davon gesprochen, und auf diesem Umwege habe ich es wiedererfahren. Also ganz unter uns Männern, sans gêne et compliment: sie hat nämlich eine sehr feine Nase, Fräulein Gabriele, und da glaubt sie zu bemerken . . . da fürchtet sie gewissermaßen, ah, — wie soll ich mich ausdrücken? — ich meine — das heißt sie meint: Sie wären vielleicht ein wenig — wasserscheu! Nun, mein Gott ja, hehe — es ist eben nicht jedem Menschen angeboren — und Sie haben ja auch nicht Fräulein Gabriele zur Gouvernante gehabt. Aber glauben Sie mir, es ist riesig gesund, es hält Leib und Seele zusammen — zum Beispiel diese kalten Abreibungen morgens. Mein Diener sagte mir, Sie hätten seine Hilfeleistung bisher verschmäht — das sollten Sie wirklich nicht thun, mein lieber Herr Doktor!' Und dann erzählte er mir eine lange Geschichte von seinen vergangenen Leiden und wie die alle gewichen seien, seit er auf Fräulein Gabrieles Betreiben sich die täglichen Sturzbäder angewöhnt hätte. Und zum Schluß nahm er mir das Versprechen ab, daß ich von morgen an auch damit beginnen wolle. Unter dieser Voraussetzung dürfe ich sicher darauf rechnen, daß mir meine Heloise ihre schöne weißgewaschene Hand nicht versagen werde. — Können Sie sich meine Aufregung vorstellen! Die ganze Nacht durch that ich kaum ein Auge zu und fror mehr denn je unter der dünnen Steppdecke.

„Ich lag schon seit einer halben Stunde wach und klapperte in banger Erwartung mit den Zähnen, als der grimme Friedrich mit seinen Marterwerkzeugen in mein dämmeriges Gemach hineinschlich. Ganz leise rollte

er die Wachstuchdecke auf, postirte den Blechzober genau in die Mitte und den Wassereimer rechts daneben. Dann trat er an mein Bett heran und räusperte sich. Vergeblich versuchte ich, mich schlafend zu stellen, um die Exekution noch ein wenig hinauszuschieben. Er hatte mich vorher schon blinzeln sehen und sagte nun mit eisiger Ruhe: „Herr Graf haben angeordnet, daß Herr Doktor heute doch ein kaltes Bad wünschen.' — ‚Jawohl, lebhaft!' schreie ich ihn an und fahre mit dem Muthe der Verzweiflung mit beiden Beinen gleichzeitig aus dem Bette. Was thut man nicht, um ein Weib mit Geist und Vermögen zu erringen! — Ein Ruck und hüllenlos war das zerbrechliche Gefäß meines Geistes den Augen dieses Sklaven preisgegeben. Sind diese Aristokraten nicht eine schamlose Gesellschaft, denen so was zur täglichen Gewohnheit werden kann? Ich biß die Zähne aufeinander und nahm in dem weiten Zuber Platz. Kaum aber hatte mein Körperliches den kalten Blechboden berührt, da schoß auch schon der eisige Wasserfall über mein Haupt hinweg. Der Athem verging mir, das Herz trat mir in die Kehle und alle meine Muskeln kontrahirten sich so plötzlich, daß ich, wie von einer gewaltigen Feder emporgeschleudert, aus der Wanne herausflog. Ich wollte um Hilfe schreien, aber die Stimme versagte mir. Ich wollte fliehen, hinaus in die Wälder, über die russische Grenze vielleicht, wo es doch noch fühlende Menschen giebt. Aber der Friedrich, dieses Ungeheuer, hielt mich fest, wickelte mich in das Frottirtuch ein und schrubbte mich ab mit der Erbarmungslosigkeit einer Köchin, die einen Aal bei lebendigem Leibe schindet. Ich war fertig, hin, schach=

matt — aber mein Entschluß war gefaßt. Nie wieder — und könnte ich mir dadurch eine königliche Prinzessin zur Gemahlin erwerben! An allen Gliedern zitternd, kroch ich in meine Kleider hinein, und dann hinaus, fort aus diesem unheimlichen Hause, auf Nimmerwiedersehen! Dem frech grinsenden Friedrich, der mir im Garten begegnete, rief ich zu, ich wollte vor dem Frühstück noch einen kleinen Spaziergang machen. Und dann, als ob der Tod mit der Hippe hinter mir her wäre, nach dem Bahnhof. Am Tage vorher hatte mir Joelsohn glücklicherweise den Rest von dem Reisegelde geschickt. Es langte gerade noch zu einem Billet vierter Klasse bis Berlin. Ich kann Ihnen sagen, ich dankte meinem Schöpfer, als ich wieder in meinen kahlen vier Wänden saß!" — —

„Alle Wetter!" sagte ich, nachdem ich mich einigermaßen gefaßt hatte. „Man sollte es nicht glauben, daß es dergleichen noch giebt. Sie sind ja ein Idealist ... o, verzeihen Sie, beinahe hätte ich gesagt: vom reinsten Wasser!" — — — — —

Dieses ist die wahrheitsgetreue Geschichte des Reb Obertiner, genannt Robert Biener, so wie er sie mir geschenkt hat.

Strandgut.

Die Märzsonne schien hell in die kleinen Fensterlein der Feuermeisterwohnung hinein und erfüllte die enge, niedrige Wohnstube mit froh behaglichem Glanze. Ihre warmen Strahlen spielten mit blitzendem Funkenstieben auf den mächtigen Eiszapfen, die in dicht gedrängter Reihe das überhangende Dach des festen Häuschens umkränzten, welches sich, vor den unbarmherzigen Stürmen ängstlich Schutz suchend, an die mächtigen Quadern des Leuchtthurmes eng anschmiegte. Und von dem funkelnden Krystall des Eises tropfte das Wasser nieder und zerspritzte mit leisem, eifrigem Getrommel auf dem Blechbeschlag der Fenstersimse. Eben erst waren die letzten weißen Wolkenflocken von der Felsenhöhe der einsamen kleinen Feuerinsel Hjelm verflogen, und nur noch eine dünne Nebelschicht wallte über der Ostsee und verhüllte die gefährlichen Eisschollen, welche der letzte Sturm zu einem gewaltigen, zackenstarrenden Wall rings um das Eiland aufgethürmt hatte. Einmal noch ließ der alte Feuermeister eine Rakete aufsteigen, die, mit gewaltigem Knall hoch über dem Meere zerspringend, den etwa draußen im Nebel irrenden Schiffern ein weithin vernehmbares

Warnungszeichen gab; dann wartete er noch eine kleine halbe Stunde, bis die eisfreie, ruhige See hell durch den letzten leichten Schleier hindurchblitzte, lugte noch einmal nach allen Seiten hin durch das Fernrohr aus und kehrte endlich in seine enge Klause zurück. Er kratzte sich sorgfältig die Schneeklumpen von den Stiefelsohlen, hängte seinen Wettermantel im Vorflur auf und trocknete sich den Thau aus dem dichten graublonden Seemannsbarte, bevor er das warme Zimmer betrat.

Ein Sopha, ein Eßtisch, einige Stühle und ein altes tafelförmiges Klavier füllten den winzigen Raum so weit aus, daß der breite untersetzte Mann sich seitlings zwischen Tisch und Klavier hindurchschieben mußte, um zu seinem Großvaterstuhl am Fenster zu gelangen. Er holte sich eine der halblangen Pfeifen herunter, welche in stattlicher Anzahl und stets frischgestopft auf dem schwebenden Eckbrett über dem Sopha standen, und setzte sie langsam und bedächtig in Brand. Dann ließ er sich mit einem behaglichen Seufzer in den alten Stuhl fallen, paffte eine blaue Rauchwolke der Sonne entgegen und schnickte mit den Fingern dem piepsenden Kanarienvogel, dessen Bauer mitten vor dem Fenster von der Decke herabhing, einen Morgengruß zu.

Dem Lieblingsplatze des alten Kapitäns Mortensen, so hieß der Feuermeister von Hjelm, gegenüber stand noch ein zweiter Sorgenstuhl am Fenster. Eine verwelkte, kleine Gestalt hockte darin. Krummrückig und mit vorüberhangendem Haupte saß sie dort am Fenster, die arme Tante Petra, von früh bis in die sinkende

Nacht, ohne sich vom Platze zu rühren, den ganzen Winter hindurch, und nur wenn der Wind auf die Fensterseite stand und sie den kalten Zug selbst durch die moosverstopften Ritzen zu spüren begann, ließ sie es sich gefallen, daß man sie sammt ihrem Sessel aufhob und an den warmen Ofen rückte. Auch heute wieder wie alle Tage kauerte sie dem Feuermeister gegenüber, ohne den stumpfen Blick zu ihm zu erheben, ja, ohne sich seiner Gegenwart bewußt zu sein, wie es schien. Sie nickte ein paar Mal gleichgiltig mit dem Kopfe, als der Alte mit zufriedenem Brummen sie auf den schönen warmen Sonnenschein hinwies und die Hoffnung aussprach, daß sie nun wohl bald aus ihrer langen Eiseshaft befreit werden würden. Ihre allzeit unruhig spielenden Finger bewegten sich eine Weile noch heftiger und zitternder durcheinander, gleich als haspelten sie einen Rosenkranz ab, doch verstanden schien sie ihn nicht zu haben. Was galt ihr Sommer und Winter, was Sonnenschein und Sturmesbrausen in der ewigen Winternacht ihres Stumpfsinns? Sie aß und trank, sie schlief und wachte und saß dort im Sorgenstuhl am Fenster, immer mit demselben gesenkten, trüben Blick, demselben nichtssagenden Lächeln in den schlaffen, bleichen Zügen.

Der Feuermeister machte keinen weiteren Versuch, die Antheilnahme der Unglücklichen zu erregen, sondern freute sich stumm des Spieles der Sonnenstrahlen auf der Glocke der großen Hängelampe, die fast die Tischplatte berührte, so tief hing sie von der niedrigen Decke herab, auf den Glasscheiben der Familienbilder an der Wand und auf dem alten Silberzeug, das

frisch geputzt auf dem Tische stand. Silberhell leuchteten auch die Staubkörperchen, die langsam in der breiten Sonnenbahn dahinschwebten, quer durch das ganze Zimmer und weiter durch die offen stehende Thür in das noch viel winzigere Nebengemach.

„Thyra!“ rief der Alte halblaut und wandte den Kopf horchend der offenen Thür zu.

Und er hörte da drin einen Stuhl rücken und dann ein leises: „Ja, Vater!“ als Antwort zurückklingen.

„Hallo, bist Du da, Mädchen? Was treibst denn da — so muckstill?“

„O — nichts, Vater. Ich lese Oehlenschläger.“ Er hörte, wie sie das Buch zuklappte; aber es hatte bis dahin unberührt auf dem Tisch gelegen und das Mädchen still sinnend, ohne sich zu rühren, zum Fenster hinausgeschaut.

„So, so,“ brummte der Feuermeister. „Und was macht Thorsten? Schläft er schon wieder, daß Du ihn allein gelassen hast? Er wollte es doch heute mit dem Treppensteigen versuchen.“

Thyra Mortensen trat jetzt hinein in die helle Sonnenbahn und lehnte sich lässig gegen den Thürpfosten. Das dunkle Wollkleid, das ihre prachtvolle, kräftige Gestalt in weichen Falten umfloß, ließ heute zum ersten Male wieder, nach so langen trüben Monden ohne Farbe und Licht, das satte Blau seines Grundtons klar aufleuchten, und auch ihr dunkles Haar, das ihr in reizender Wirrniß tief über die Stirn und in einem dicken, halbgelösten Zopf über die Schulter fiel, leuchtete heute in herrlichem Blau-

schwarz und ließ durch den Gegensatz die weichen edlen Formen ihres Gesichtes weißer, das Roth auf ihren Wangen lebhafter erscheinen. Ja, Thyra Mortensen auf dem Hjelmer Feuerthurm war eine Schönheit, von der nicht nur an der nahen Küste, sondern noch bis tief in's jütische Land hinein mit Bewunderung gesprochen wurde; und nur Vater Mortensen selbst machte nicht viel Aufhebens davon, weil er sie eben alltäglich vor Augen hatte und auch weil er bei ihr am allerwenigsten die weibliche Eitelkeit unterstützen mochte, bei seinem Mädel, das ihm nicht nur das Haus führte, die irrsinnige Tante pflegte, sondern auch im Signaldienst auf der Station ihn mit voller Verantwortung vertreten konnte. Wie er sie aber dort im hellen Sonnenglanze am Thürpfosten lehnen sah, die Wimpern niedergeschlagen und etwas verlegen mit dem losen Ende ihres Zopfes spielend, da mußte er doch für ein paar Augenblicke seine Pfeife aus den Zähnen lassen und seinem schönen Kinde einen bewundernden Blick gönnen.

„Hallo, Kind — Dir brennen ja die Backen!" rief er gutlaunig. „Hast wohl verliebtes Zeug gelesen in deinem Poeten da?"

Sie verneinte lächelnd, setzte sich dicht hinter dem Lehnstuhl auf das Sopha, legte die beiden Arme gekreuzt über dessen Lehne und ihr liebliches dunkles Haupt darauf.

„Vater, hör' Du," begann sie leicht befangen, „ich muß Dir sagen ..."

„He, was? Was giebt's da?" Der Alte wandte

sich rasch nach ihr um und riß die blauen Augen erschreckt auf.

„Nichts Schlimmes, Vater — hör' Du nur," begütigte sie ihn und sah lächelnd zu ihm empor. „Es ist nur, weißt Du, daß Ole Thor . . . daß Herr Thorsten ..... Als ich ihm heute das Frühstück hinaufbrachte, da lag er schon lange wach und meinte, es gehe ihm ausgezeichnet gut und er fühle gar keine Schmerzen mehr. Er wolle allein aufstehen und sich anziehen, und dann wolle er herunterkommen — und er hoffe — sobald das Eis es erlaubt natürlich . . ."

„Nun ja, ja — was weiter?" unterbrach sie ungeduldig der Vater. „Das versteht sich, sobald das Eis es erlaubt, muß er fort und seine Leute suchen. Gäste mit starkem Appetit können wir hier im letzten Wintermond nicht gebrauchen! Aber was weiter?"

Thyra legte wieder den Kopf auf ihre Arme, ehe sie fortfuhr: „Ja, aber dann hielt er mich fest, Vater, und wollte mich an sich ziehen und sagte . . . er sprach sich aus, Vater . . . und mit Dir will er dann auch reden."

Der Feuermeister schlug sich auf's Knie, daß es klatschte und der Kanarienvogel entsetzt in seinem Bauer aufflatterte. „Was Teufel fällt dem Schlingel ein!" brauste er auf. „Haben wir ihn darum für todt aus der Brandung gefischt und ihm einen neuen Wind eingeblasen und über das verdammte Fieber und all den Höllenkram weggeholfen, damit er mir, sowie er wieder auf zwei Beinen stehen kann, mit meinem Kinde davongeht? Du hast es ihm doch hoffentlich gehörig gegeben?"

„Ja, Vater, ich habe ihm ganz ehrlich geantwortet, wie ich es fühle. Ich sei ihm von Herzen gut, habe ich ihm gesagt . . .“

„He — was?“

„Ja, das ist auch wahr; denn hör', Vater: ein guter Mensch ist Ole Thorsten, das steht ihm im Gesicht zu lesen, und das hast Du auch selber immer gesagt; und darum muß man ihm auch gut sein. Aber ich meine doch, einen Mann, den man selbst erst so ganz langsam sich gesund gepflegt, den man wie ein klein Kind gewartet und in allem bedient hat, den kann man gar nicht so recht feurig und hingebend lieben, wie es eigentlich sein soll. Ich denke mir, man müßte dann zeitlebens im Zweifel sein, ob da nicht mehr Mitleid und christliches Erbarmen im Spiele gewesen, als eine richtige Liebschaft vertragen kann. Der Mann, den ich einmal lieben soll, so wie ich mir die Liebe vorstelle, der müßte so gesund und warm wie ein steifer Südwest mir über den Kopf gebraust kommen und mich beim Haar packen und mit fortreißen, ehe ich noch so recht zur Besinnung gekommen wäre!“

Der Alte sah sich erstaunt und befremdet nach seiner Tochter um. Sie hatte den Kopf bei ihrer lebhaften Rede wieder erhoben. Ihre zarten Wangen glühten, und ihre dunkelblauen Augen schauten strahlenden Blickes in die Ferne.

„Und das hast Du wörtlich so dem — Herrn Thorsten gesagt?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

„Wörtlich so gerade nicht; aber dem Sinne nach

wohl schon. Er hat mich aber doch wohl nicht ganz recht verstanden."

„Wieso das?"

„Ja siehst Du, Vater, das meine ich darum: als ich mit meiner kleinen Rede zu Ende war — und ich sprach ganz ruhig und vernünftig — da war er gar nicht so sehr traurig. Er nahm mich sogar unversehens beim Kopf und küßte mich."

„I daß Dich — Musche Ole! Da hast Du ihm aber doch wohl gehörig . . ."

„Ja gewiß, Vater. Hör' — da habe ich ihn wieder geküßt, ganz schwesterlich, und gesagt, das wäre dafür, daß er so brav bald gesund geworden wäre nach seinem schlimmen kalten Bad. Wenn er aber fernerhin nicht sehr, sehr artig sein wollte, dann könnte ich sein Zimmer nicht mehr betreten und er möchte sich vom Dienstmädel die Kissen rücken und sich füttern lassen. Das habe ich ihm gesagt und bin davon gegangen. Aber jetzt hab' ich doch solche Angst, Vater, wenn er herunterkommt und wirklich mit Dir redet und mich von Dir haben will. Und darum habe ich so muckstill dort drin gesessen und gehorcht, ob nicht schon die Treppe knarrte."

Dem Feuermeister war die Pfeife ausgegangen. Hastig und geräuschvoll sog er an dem kalten Rohr und brachte dabei brockenweise die Frage hervor: „Ja, also mein Kind; wenn er nun wahrhaftig, hol' ihn der Henker, um dich anhält, dann kann ich mich also ruhig auf dich berufen und sagen: lieber Herr Thorsten, es thut mir sehr leid, denn Sie sind ein recht lieber Mensch, und wenn das alles richtig ist, was Sie mir

19*

von Ihrem Haus und Vieh u. s. w. in Island und von Ihren Schiffen vorgeflunkert haben, dann könnten Sie ja recht gut eine Frau ernähren; und ich habe ja auch gar kein Recht, meiner Tochter etwas in den Weg zu legen, wenn sie sich gut verheirathen kann; obschon natürlich . . . Himmelelement nochmal, wär' das ein Leben hier oben ohne die Thyra, bloß mit Tante Petra, und kein zuverlässiger Mensch auf der Station zum Ablösen — den müßte mir aber die Regierung wenigstens stellen, sonst ließ' ich mich gleich pensioniren, hol' mich . . .! Was wollt' ich doch sagen? Ja, wie gesagt, Herr Ole Thorsten, mein Verehrtester, von meiner Seite stände ja wirklich rein gar nichts im Wege, nur leider, daß das wunderliche Mädel Sie nun einmal nicht ausstehen kann!"

Dreimal hatte er während dieser etwas kunterbunten Rede das Streichholz über den Knaster geführt, und dreimal war es wieder verlöscht. Und zuletzt hatte nicht nur seine Hand, sondern auch seine Stimme bedenklich zu zittern angefangen. Eben setzte er das vierte Streichholz in Brand, als Thyra ihn plötzlich so heftig am rechten Unterarm packte, daß das brennende Hölzchen gegen den Pfeifenkopf stieß und abermals verlöschte.

„Hör' Vater," flüsterte sie ihm rasch zu, „jetzt knarrt aber wirklich die Treppe! Er kommt wahrhaftig allein herunter!" Und sie erhob sich eiligst und machte Miene davonzulaufen, um sich wieder in ihrem Zimmerchen zu verstecken.

„Hallo!" rief der Alte, indem er sie am Rocke

festhielt: „Du wirst doch nicht? Paß auf, der arme Teufel fällt gleich die Treppe herunter."

Sie lachte hell auf. „Ja, Vater, Du hast auch recht: davonlaufen ist dumm! Er braucht mich doch wohl noch." Und damit schritt sie rasch zur Thür hinaus.

Tapp, tapp! kam es langsam und vorsichtig die Treppe herunter gestiegen, und Kapitain Mortensen horchte in ersichtlicher Aufregung auf die nahenden Schritte. Er fuhr sich mit den Fingern durch sein lockeres, wirres Grauhaar und rieb sich die Spitze seiner tüchtigen Nase gar bedenklich mit den Knöcheln der Rechten. Seitdem seine Thyra die ersten langen Kleider trug, hatte er vor der Stunde gezittert, in der so ein nichtsnutziges, wildfremdes Mannsbild daherkommen und sie zu seinem Weibe begehren möchte. Zwar, sie liebe ihn nicht genug zum Heirathen, hatte sie gemeint; aber auf derlei Mädchenentschlüsse ist doch bekanntlich nicht eben großer Verlaß, und wenn sie wirklich noch so ein Wochener drei oder vier vom Festlande abgeschnitten blieben — was wohl möglich und oft genug schon dagewesen war — dann hatte Ole Thorsten reichlich Zeit, vollends zu Kräften zu kommen und mit mannhaftem Auftrumpfen heillosen Schaden anzurichten! Des guten Feuermeisters wetterfestes Herz mochte schier heftiger klopfen als das des jungen Freiers selber, und für einen kurzen Augenblick stieg gar der unchristliche Wunsch in ihm auf, es möchte ihm doch lieber gar nicht vergönnt gewesen sein, diesen so verwünscht hoffnungsvollen jungen Menschen aus den eiskalten Fluthen zu ziehen! Aber

das war freilich nur eine kurze Anfechtung des Bösen und ward alsbald wieder aus dem Sinn geschlagen. Er hatte ja doch in Wahrheit ein ehrlich Wohlgefallen gefunden an dem jungen Isländer, den ihm das böse Himmelunwetter als kostbares Strandgut angeschwemmt, und er hatte manche gute Stunde, da das böse Fieber endlich gewichen und die Geisteskräfte zurückgekehrt waren, am Krankenbette gesessen und sich des offenen, dankbaren Sinnes und der klugen Reden Ole Thorstens herzlich erfreut. Da sollte es nun auch heißen: Ohren steif und das Bischen Christenthum fein zu Rathe gezogen!

Indem that sich die Thür weit auf und, den rechten Arm fest um seiner Tochter Schultern gelegt und von ihr kräftig gestützt und sorglich geleitet, schritt der Auferstandene über die Schwelle. Des Feuermeisters Sonntagskleider schlotterten erbarmungswürdig um seine abgemagerten Gliedmaßen, und in dem hübschen, bleichen Jünglingsgesicht war die rothblonde Bartsaat allbereits einen reichlichen Zoll hoch und wüst genug hervorgeschossen; aber trotzdem war Ole Thorsten nicht so übel anzuschauen, mit den dunkelblauen frohen Augen, damit er so zuversichtlich den hellen Sonnentag begrüßte, und mit dem rosigen Hauch, den Aufregung und Anstrengung ihm auf Stirn und Wangen gemalt hatten. Und er machte auf der Schwelle ein Weilchen Halt, um sich zu verschnaufen. Dabei ließ er seinen rechten Arm noch um Thyras Nacken und winkte mit der Linken dem Alten zu.

„Guten Morgen, Kaptein!“ rief er ihm fröhlich

entgegen. „Eine verkehrte Welt, was? wo sich ein junger Kerl von vierundzwanzig Jahren von einer jungen Dame die Treppe so gut wie hinuntertragen läßt! Ach lieber Herrgott ja! es ist ein richtiger Jammer. Aber ich denke doch, es wird mir noch vergönnt sein, ehe ich von Hjelm Abschied nehme, das ganze Fräulein Thyra, so schwer es sein mag, auf diesen zwei Armen bis zum Feuerthurm hinaufzutragen!"

„Na, na, na!" begütigte der Alte, indem er dem ungleichen Paar entgegenging und Ole Thorstens ausgestreckte Hand kräftig drückte. „Wenn Sie solche Stückchen vorhaben, Thorsten, dann machen Sie nur, daß Sie hinüber an Land kommen, wo's frisch Fleisch und einen guten Bordeaux dazu giebt. Unsere Conserven- und Pökelwirthschaft wirft so viel nicht ab. Von Morgen an giebt's Rosinen zum Caffee — der Zucker ist uns schon ausgegangen, den haben Sie in Ihrer Limonade geschluckt — und so hört ein Luxus nach dem andern auf, bis wir schließlich alle zusammen am letzten Stockfisch kauen und uns dazu Schiffszwieback im Wasser einweichen."

„Ach ja, Kaptein," lächelte der junge Mann, indem er sich auf das alte Klavier stützte: „ich glaub's schon, daß Ihr mich jetzt bald los werden möchtet. Wie lange liege ich Euch denn nun schon auf dem Halse?"

„Das war am 25. November, als wir Sie auffischten, und heute schreiben wir den 10. März. Aber ich spaße ja natürlich bloß: ehe Sie nicht wieder ganz seetüchtig sind, lassen wir Sie doch nicht aus unserm

Trockendock. Und zum Sattwerden wird es ja wohl auch noch reichen müssen."

„In meinem Alter soll ja — unter Umständen — ein junger Mensch auch von Sonnenschein und Liebe satt werden können. Den Sonnenschein hätten wir ja nun endlich, und die Liebe ..." Ole Thorsten brach ab und wandte sich mit einem leichten Seufzer nach Thyra um.

„Herr des Himmels!" dachte der Alte: „Jetzt sucht er schon den Uebergang." Und rasch fiel er ein, indem er dem jungen Isländer unter die linke Achsel griff: „Nu dreht bei, Stü'rmann! Hier haben wir schmal Fahrwasser, da braucht Ihr einen Lootsen zum Durchbugsiren." Damit geleitete er ihn vorsichtig durch die Enge zwischen Klavier und Eßtisch hindurch nach seinem Lehnstuhl, in den der kaum Genesene sich ziemlich erschöpft hineinsinken ließ.

Erst jetzt gewahrte Thorsten die kümmerliche Frauengestalt in dem andern Lehnsessel. Sofort raffte er sich wieder halb auf, um eine höfliche Verbeugung zu machen, und richtete dann einen fragenden Blick auf Thyra und ihren Vater.

„Das ist Tante Petra," flüsterte das junge Mädchen ihm zu. „Beachten Sie sie nicht weiter, sie ist ..." Und sie wies auf ihre Stirn mit jener in aller Welt verständlichen Bedeutsamkeit.

Der Feuermeister begann mit ungewohnter Lebhaftigkeit, denn er wollte die gefürchtete Fragestellung so lange wie möglich hinausschieben, von den Wetteraussichten und dergleichen naheliegenden Dingen zu reden. Aber Ole Thorsten schenkte ihm nur geringe

Aufmerksamkeit. Wie es so manche Frauen in der Hoffnung unwiderstehlich reizt, den Anblick von allerlei Garstigkeit und widerlichen Gebrechen, der ihnen doch gefährlich werden könnte, geradezu aufzusuchen, so fühlte dieser bleiche junge Mann seine Augen wie magnetisch gefesselt an das Jammerbild dieser schmächtigen, zusammengesunkenen Frauengestalt, die ihm da gerade gegenüber im Lehnstuhl hockte. Und auch Tante Petra betrachtete die fremde Erscheinung mit wunderlicher Beharrlichkeit. Der stets lächelnde Zug um ihre Mundwinkel bekam etwas seltsam Gespanntes, die matten Augen öffneten sich weiter als sonst, und die schmalen Finger bewegten sich hastiger und gewaltsamer denn je durcheinander. Der junge Isländer war nichts weniger als nervös, aber — es mußte wohl die Schwächung aller Kräfte durch das lange, schwere Fieber daran schuld sein — der Anblick dieser rastlosen Finger, der starre Blick dieser gleichgiltigen und doch so sanften blauen Augen ward ihm bald unerträglich. Er hatte auch nie zuvor Gelegenheit gehabt, einen Irrsinnigen so aus der Nähe zu beobachten, und er fühlte sich erregt von mitleidsvollem Grauen wie ein Kind, das zum ersten Mal eine Leiche sieht. Er spürte bald selbst einen schier unwiderstehlichen Drang nach hastiger Bewegung in seinen Fingern zucken und mußte, um der unheimlichen Versuchung nicht nachzugeben, die Armlehnen seines Sessels fest umfassen.

„Ist sie immer so?“ wandte sich Thorsten in der ersten Gesprächspause an Thyra, die hinter ihm auf dem Sopha saß und eine Handarbeit vorgenommen

hatte. Und hinter vorgehaltener Hand vorsichtig flüsternd fragte er weiter: „Sie sieht mich nicht? Sie hat kein Bewußtsein von dem, was um sie herum vorgeht?“

„Sie kennt die Hausgenossen wohl, und sie sieht, daß Sie ein Fremder sind; aber sie denkt nichts dabei, und wenn Sie sie anreden wollten, würde sie Sie nur immer so anstarren, ohne zu antworten. Sie spricht fast gar nicht mehr, und auch mir antwortet sie nur durch Nicken oder Kopfschütteln, wenn ich ihr einen Wunsch in den Mund lege.“

„Und wie lange ist sie schon so?“

„So lange ich zurück denken kann.“

„Seit sechzehn Jahren,“ schaltete der Alte ein. „Seit ihr Gatte und Kind im Schiffbruch umkamen!“

„Die arme Frau!“ seufzte Thorsten und richtete wieder seine ehrlichen blauen Augen groß und staunend auf sein Gegenüber.

„Warum arm?“ rief Thyra ernsthaft. „Sie weiß nichts von der Zeit, noch von sich selbst. Sie ißt und trinkt und träumt — wie kann sie unglücklich sein? Was macht denn uns Vernünftige unglücklich? Erinnerung, Sehnsucht, getäuschte Hoffnung, das bleibt ihr ja alles erspart. Wir fühlen uns doch auch nur glücklich, wenn wir einmal ausnahmsweise von dem allen nichts empfinden, nicht wahr? Und sie empfindet es niemals!“

„O Thyra!“ versetzte Ole warm, indem er sich lebhaft der Sprecherin zuwandte: „Fräulein Thyra, das ist wohl nicht Ihre wirkliche Meinung! Es giebt doch auch noch Dinge in dieser Welt . . .“ er suchte

nach Worten und erröthete flüchtig, da er sie nicht zu finden vermochte. Endlich schloß er hastig: „Sehen Sie: ich zum Exempel bin zur Zeit ganz glücklich, obwohl meine Erinnerung . . . ich habe meine Eltern sehr früh verloren, ja kaum gekannt; in einem rauhen Lande in harter Arbeit aufgewachsen . . . Meine Hoffnungen sind auch oft genug getäuscht worden, besonders die letzten, die ich auf das Schiff und meine Reise gesetzt hatte — und meine Sehnsucht . . . ach! Fräulein Thyra . . .!“

Dem Feuermeister ward es immer unheimlicher zu Muthe. Er kraute sich unruhig im Bart und fiel gerade bei dem gefährlichen Wendepunkt dem Eifrigen in die Rede.

„Hören Sie doch nicht auf das dumme Zeug. Das ist ihre Winterphilosophie. Wenn erst das Eis fort ist und die Schiffe im Sunde wimmeln und wir hier oben lustigen Besuch kriegen, dann bläst der Wind wo anders her. Haha! Nicht wahr, Thyralille?“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er gleich, auf die Schwester deutend, fort: „Und was Tante Petra angeht, die hat auch noch ihre kleinen Freuden und Erinnerungen, sollt' ich meinen. Sie war eine hübsche, muntere junge Frau, sang den lieben langen Tag und spielte Klavier — ah! damals war das unter Seemannsfrauen noch keine so gemeine Kunst wie heut zn Tage. Hier der alte berühmte Klapperkasten macht sie auch heute noch lebendig, obwohl er bereits lange auf dem letzten Loche pfeift. Vor ein paar Jahren noch, ehe sie die Unruhe in den Händen kriegte, spielte sie alle ihre Lieblingsstücke aus ihren

Jugendtagen — Mozart besonders und unsere alten Volksmelodien. Thyra, komm, spiel und sing uns eins! Sie sollen einmal sehen, wie sie —“ er deutete mit dem Pfeifenrohr auf die Kranke — „wie sie dann gleich aufhorcht.“

Das Mädchen kam dem Wunsche des Vaters sogleich nach und setzte sich vor das Instrument, während der Feuermeister ihren Platz auf dem Sofa, hinter Oles Lehnstuhl, einnahm. Gar wundersame Töne entlockten Thyras Finger dem altersschwachen Klavier, das noch aus der Werkstatt des einst berühmten Hof-Harfenfabrikanten Gade stammte und dessen lockere, vergilbte Tasten sich kaum um die Breite des kleinen Fingers tief herunterdrücken ließen. Ein Schwirren und Zirpen war's, nicht Klingen zu nennen, was die arg verstimmten Saiten, die müden, vielfach stockenden Hämmerchen da hergaben. Selbst das schlechteste Pianino da droben in Island hatte mehr Ton zu vergeuden, als dies ehrwürdige Großvater-Gerümpel, und Ole Thorsten, der wohl ein wenig musikalisch, doch nicht eben musikverwöhnt war, hätte hell hinauslachen mögen über dies gar zu drollige Durcheinanderschwirren und Klirren seltsam zitternder und grausam gespaltener Tönlein. Es klang fast, als höre man von fern einen eintönigen Chorgesang von einer Schaar kopfwackelnder alter Weiblein anstimmen. Aber er konnte dennoch nicht lachen, Ole Thorsten, in dieser Umgebung, am heutigen Feiertage und in seiner weich bewegten Herzensverfassung nicht!

Und da erhob sich des schönen Mädchens klare, reine Stimme hell aus dem dämmrigen Klanggewirr

empor und führte die herzgewinnende Melodie eines alten dänischen Liedes so siegreich durch den Nebel der Begleitung, daß man die Harmonie dazu unwillkürlich in die verstimmten Saiten hinein hörte. Lose lag das prächtige Schwarzhaar um ihren lieblich gerundeten Kopf, und die hellen Sonnenstrahlen huschten kosend darüber hin. Und wenn sie das Haupt zur Seite wandte, ihr edles, feines Profil dem schier verzauberten Ole zukehrte, wie feucht und weiß schimmerten da die köstlichen Zähne aus den leicht geöffneten Lippen hervor!

So verloren war Ole Thorsten im Anblick der singenden Geliebten, daß er ganz vergessen hatte auf Tante Petras Benehmen achtzugeben. Kaptein Mortensen zupfte ihn am Aermel und machte ihn darauf aufmerksam.

Sie hatte die mageren Hände in Brusthöhe gefaltet und schlug damit den Takt, während sie das sonst immer so schlaff vorhangende Haupt aufgerichtet trug und ein Lächeln seliger Verklärung ihre welken Züge verschönte, ihren Blick beseelte. Und dieser Blick war immer noch unausgesetzt, wie in staunender, sehnsüchtiger Frage auf den blassen Jüngling mit dem dunklen Lockenkopf und dem rothblonden Krankenbarte dort am Fensterplatz gerichtet.

Mit einer ihm selber unbegreiflichen Erregung ließ Ole seine Augen von Tante Petra zu Thyra, und wieder von Thyra zu Tante Petra zurück wandern; und plötzlich — das Mädchen setzte eben mit lauterer, hellerer Stimme ein neues, lustigeres Lied ein — plötzlich füllten sich Ole Thorstens Augen mit Thränen,

in seinem Gesicht begann es unwiderstehlich zu zucken, das Herz schlug ihm auf einmal so hoch, daß es ihm den Athem versetzte — er konnte sich nicht helfen: der große Ole Thorsten begann vor unerklärlicher Rührung leise zu schluchzen wie ein kleines Mädchen! Mit einem krampfhaften Versuch zu lachen wandte er sich nach dem Feuermeister um und ergriff hastig, wie Schutz suchend, dessen linken Arm.

„O Jesus! Kaptein lacht mich aus — aber ich kann es nicht stoppen — es ist zu viel für mich schwachen Jammergesellen!“ flüsterte er dem Alten zu. „Warum müssen Sie auch solch eine Tochter haben! Ich kann sie nicht ansehen, ohne daß mir hier drin alles durcheinander purzelt, wie ... Es war sehr schön von Ihnen, Kaptein, daß Sie mir das Leben gerettet haben; aber wenn Sie — wenn Sie mir jetzt Ihre Tochter nicht geben wollen, dann — dann ist's so gut als ... als würfen Sie mich wieder da hinein, wo Sie mich rausgefischt haben — und Ole Thorsten ist nicht mehr werth, als so ein todter Flunder!“

„Heiliges Wetter!“ dachte der alte Mortensen und biß ingrimmig auf seine Pfeifenspitze: „Muß der heillose Wicht auch gerade jetzt loslegen, wo ich meinte, ich hätt' ihm durch das Klavizimbel den Mund gestopft. Hol' dich der ...!“ Und lauter setzte er hinzu: „Na, na, na — was giebt's da zu flennen, alter Sohn! Schlagt euch die Liebesgrillen aus dem Sinne, Musche Thorsten — ihr seid für's erste Mal noch viel zu jung für den Ehestand — habt noch lange das Examen für große Fahrt nicht abgelegt, haha! Es ist nun das erste hübsche Mädel, das ihr nach so

und so viel Monaten gesichtet habt, und das geht immer wie der Funken ins Pulverfaß — das kennen wir Seeleute! Aber ihr wollt euch ja erst umsehen in der Welt, Ole Thorsten, und da findet ihr ihrer noch zu Dutzenden, die euch noch ganz anders zu thun machen wie die da!"

„Wo denken Sie hin? Das ist keine Seemannsliebe wie Sie's meinen," flüsterte der Jüngling gekränkt zurück. „Das ist etwas — so stark, so rein, so . . .!"

„Nu ja, ja — meinetwegen!" unterbrach der Alte. „Seid euch in Gottes Namen gut, sie meint's ja auch gut mit Ihnen; aber sonst, das kann ich Ihnen sagen, sonst ist mein Mädel nicht im Handumdrehen zu jeder Dummheit zu kriegen! Sie hat die Augen höllisch weit offen, und da hinter der Stirn ist sie desgleichen gar hell, läßt sich auch den Schnabel mit einem Kuß nicht zusperren, wenn sie noch was Gescheites zu sagen weiß. Sie hat, mit Verlaub, für euch beide Verstand — haha! Und wenn sie Sie durchaus haben will, nu, dann mag sie wohl recht haben. Ich sage nur . . ." er war sehr eifrig und etwas laut geworden in seinem kräftigen Bemühen den Freier abzuschütteln — auf gute Manier, wie er vermeinte: — aber Thyra hatte eben ihr Lied beendigt und sah sich nach den unaufmerksamen, schwatzenden Männern um; so brach er denn plötzlich ab und schob mit einem Ruck die Pfeifenspitze in den andern Mundwinkel.

Ole erhob sich gleichzeitig mit Thyra und ging ihr ein paar Schritte weit entgegen, um ihr die Hand zu drücken.

„Ich danke dir," sagte er, noch immer halb schluchzend. „Aber du solltest noch mehr singen."

„Du?" rief sie erstaunt, mit einem fragenden Blick auf den Vater.

„Nun ja freilich — du! Hast du nicht selbst gesagt, wir wollen wie Bruder und Schwester sein?"

„Sehen Sie wohl, Thorsten?" rief der Alte gutlaunig. „Das hat sie Ihnen gesagt, haha! Wie Bruder und Schwester, ja, das lasse ich mir gefallen. Einen Bruder kann sie wohl gebrauchen, wenn's auch bloß ein Nothbruder wär' — ein so wupps ans Land geworfener!"

Und Thyra schüttelte den Kopf und drohte lächelnd mit dem Finger: „Ei, ei, Herr Thorsten, haben Sie doch geschwatzt? Ich sehe schon, ich habe Sie zu gut behandelt. Warten Sie nur, wenn Sie erst wieder gesund sind, dann sollen Sie mich anders kennen lernen! Ich kann recht schlimm sein, nicht wahr, Vater?"

„O ja, teufelsmäßig schlimm kann sie sein, Musche Ole! Hoho! Wartet nur, bis ihr erst vierzehn Tage lang Rosinen im Kaffe geschluckt habt, da werdet ihr den Hjelmer Leuchtthurm samt dem Feuermeister und Schwester Thyra zum Kuckuck wünschen!" Und dann lachte der alte Seebär, als gält' es dem größten Spaße von der Welt.

Der arme verliebte Isländer schaute so trübselig von dem lachenden Vater auf das lachende Töchterlein, daß dieses ihm mitleidig die Hand auf den Arm legte und sprach: „Da seht ihr's nun ... Herr Bruder, was für böse Leute wir sind. Armer Mann, ihr seid

unter die wilden Feuerländer geraten! Aber ehe wir euch verspeisen, wollen wir euch wenigstens ein bißchen herausfuttern. Solange noch ein kräftiger Bissen im Hause ist, sollt ihr nicht Hunger leiden. So wartet ein wenig. Höre Vater: eine Flasche Portwein, nicht wahr? Und einen herrlichen Schinken haben wir auch noch auf der Kammer."

Sie geleitete den Genesenden sorgsam nach seinem Platze zurück, und dann im Vorbeigehen, fragte sie Tante Petra, ob sie nicht auch ein Gläschen Portwein mittrinken wolle auf Oles Gesundheit.

Die Kranke horchte auf und richtete wieder den starren Blick auf ihr Gegenüber. Und dann, statt aller Antwort, begann sie mit dem Kopfe zu nicken und mit den gefalteten Händen Takt zu schlagen wie vorher zur Musik — und dabei ließ sie, geschlossenen Mundes, ein leises, trauriges Summen vernehmen — es klang, als wolle sie eine Melodie festhalten, die ihr eben durch den Kopf ging.

„Ja, ja, gewiß Tante, nachher spielen wir wieder!" versetzte Thyra liebreich, indem sie der Armen eine Strähne des immer noch glänzend schwarzen Haares zurückstrich, die ihr über die Stirn gefallen war. Dann eilte sie rasch hinaus, um den Imbiß zu besorgen.

Der Feuermeister qualmte wie ein Dampfschiff, wenn die Kohlen naß geworden sind, während er angestrengt darüber nachdachte, worauf er wohl nun die Rede hinsteuern solle, um den Verliebten auf andere Gedanken zu bringen. Der aber war früher fertig geworden als der Alte und ärgerte ihn allsogleich nicht

wenig, indem er eben den Stoff hartnäckig wieder aufnahm, von dem jener ihn ablenken wollte.

„Ach, mein lieber Kaptein, ihr habt freilich recht, wenn ihr mich auslacht, Sie und Ihre Tochter," begann der arme Teufel im Tone komischer Verzweiflung. „Wie ich hier so kläglich herumschlottere in Ihren weiten Kleidern und mich wie ein Spittelweib zum Schmoren in die Sonne setze, da könnt ihr freilich nichts Besseres thun als mich auslachen. Aber laßt mich nur erst wieder zu Fleische gekommen und einem Bader unter den Fingern gewesen sein! Und sonst auch kann ich ganz gut ans Heirathen denken; denn, wie ich euch schon erzählte, meine Umstände sind so übel nicht. Mein Oheim, der alte Gudleif Thorsten da oben in Reikjanes, hinterläßt mir mal sein ganzes stattliches Anwesen mitsammt seinen Walfischjägern, einer Schoonerbrigg, einer Galeasse und zwei hübschen Fischerschaluppen. Er hat mich nur dies eine Mal noch als Steuermann in der fremden Brigg mitfahren lassen, damit ich mir das alte Mutterland einmal gründlich ansehen soll, ehe ich mich droben im Nordland festsetze und dem Alten die Arbeit abnehme. Und wenn ich ihm ein so rares Weibchen mit heimbringe, da wird er sich doppelt freuen; denn ich bin ganz frei und grundledig von da fortgezogen — das könnt ihr mir glauben! — und hab' keine Hoffnungen gefaßt, noch irgend einer gemacht."

„Ja, ja, das ist alles ganz schön und gut und mag sich wohl ganz so verhalten," brummte der Feuermeister nach einiger Bedenkung. „Aber ich meine nur, Sie sind eben doch noch zu grün zum Ehestand, mein

guter Thorsten. Und meine Thyra fragt den Kuckuck nach euren Walfischen, Schoonerbriggs und Galeassen, wenn ihr das Herz nicht so heiß entbrannt ist gegen eure liebwerthe Person, daß ihr im Eisland kein Frost beikommen kann! Denkt ihr denn, ihr wäret der Einzigste und Unübertrefflichste, den mein Mädel hier zu Gesicht kriegen kann? O nein, da kommt nur einmal im Sommer her und seht zu, wie's dann manchmal hoch bei uns hergeht. Die schwarzhaarige Thyra Mortensen kennen sie alle, die Herren Junggesellen drüben in Jütland und auch die städtischen großen Herren, die mit ihren Lustjachten bei uns anlegen, bloß um hier wie die Kater um den Feuerthurm zu streichen und mein Mädel anzuschmachten. Freilich, sie mag gern ihren Spaß mit dem verliebten Mannsvolk treiben, und alles junge Frauenvolk auf zehn Meilen im Umkreis möchte gelb und grün werden vor Gift und Neid und sagt ihr so viel Böses nach von wegen ihrer vielen Liebhaber, wie nur eine Herde alter Jungfern aushecken kann. Das ficht uns aber wenig an, mein Mädel und mich, sie lacht alle aus, und ich weiß, was ich von ihr zu halten habe. Ihr seid auch nicht der erste, der sie von mir hat haben wollen, Ole Thorsten. Gott bewahre! Aber wenn so einer mit ernsten Absichten herausgerückt ist, da hab ich immer erst die Thyra gefragt: Kind, mußt du den Menschen durchaus haben? Und dann hat sie allemal gelacht und gesagt: ‚Hör' Vater, wenn ich's recht bedenke, so geht's am Ende auch ohne den. Der ist noch nicht hochgeboren genug für dein Freiluftkind vom Hjelmer Thurm.' Und da hab' ich denn immer

leicht Spiel gehabt und den Herren gesagt, sie sollten mit einer Bittschrift an den Hof gehen, denn die Thyra wär' nur so nebenbei Kaptein Mortensens Tochter, zuvörderst aber mal Königlicher Feuerassistent, haha!"

Vergnüglich lachte der Alte in sich hinein und fand es äußerst belustigend, daß der arme Ole Thorsten sich die Lippen zernagte und mit den geballten Fäusten auf die Armlehnen seines Stuhles losschlug.

Und nun brach er los: „Nehmt es mir meinetwegen krumm, wenn ihr wollt; aber ihr seid der grimmigste alte Seebär, der mir noch vorgekommen ist, Kaptein! Ihr habt wohl anders kein Mitleid mit einem ehrlich verliebten Manne, als wenn er gänzlich auf der Nase liegt und das kalte Fieber ihm die Knochen im Leibe durcheinander schüttelt. Na, ihr werdet mich bald wieder so weit haben, verehrter Unmensch! Sollte ich aber trotz alledem wieder flott werden, dann setze ich auch alle Segel auf, um von hier fortzukommen; aber nicht allein, darauf könnt ihr euch verlassen! Wenn ich mir was in den Kopf gesetzt hab', dann führ' ich's auch durch — mag's biegen oder brechen!"

„Hollaho! Das wollen wir doch erst sehen!" brauste der Feuermeister auf und schlug nun auch seinerseits — ob im Scherze oder ernstlichen Zorn, das war nicht recht ersichtlich — mit der Faust auf den Tisch „Zum Fortlaufen gehören zwei! Ich will auch bloß ruhig zusehen!"

Mit einem kräftigen Ruck drehte Ole Thorsten seinen schweren Sessel herum und that zunächst einmal mit der geballten Rechten so gewaltig des Kapteins

Vorschlag nach, daß die Hängelampe klirrte, alle Möbel in der engen Tagstube zitterten und das alte tafelförmige Klavier vor Schreck einen vernehmlichen und äußerst unharmonischen Schmerzenslaut von sich gab. Er rollte dazu wild mit den Augen, that seinen Mund weit auf und . . .

In diesem Augenblicke trat Thyra wieder herein, rosig und lächelnd, setzte ein Präsentirbrett mit Geschirr auf den Tisch und begann flink zu decken.

„Ei der Tausend!“ rief sie lustig. „Sie scheinen ja merkwürdig schnell zu Kräften zu kommen, Bruder Ole, seit Sie aus dem Bette sind. Und du, Vater, du rauchst wohl heute deine stärkste Sorte? Du bist immer besonders schlimm, wenn du den in der Pfeife hast. Hu, hu! Ihr zankt euch ja, daß man es bis in die Küche hört, ihr Herren. Seht nur Tante Petra an, die ist ja vor Angst bald vom Stuhle gerutscht.“

Und während die beiden Männer beschämt zur Seite guckten, hob das Mädchen mit seinen starken Armen die arme Tante unter den Armen wie eine Puppe in die Höhe und setzte sie wieder ordentlich in ihrem Lehnstuhl zurecht. Dann machte sie sich von neuem an das Tafeldecken, ging hin und her mit ihrem raschen, leichten Schritt, hockte sich auf den Boden nieder, um aus dem untersten Fach des Schrankes im Nebenzimmer noch dies und jenes Geräth zu holen und zierlich auf dem Tische zu ordnen. Dann ergriff sie wieder den großen Präsentirteller, stemmte ihn in die Hüfte und überschaute aufmerksam ihr Werk. Wie sie aufsah, ward sie Ole Thorstens innig bewundernden Blick gewahr, mit dem er jede ihrer Bewegungen

verfolgt hatte. Sie erröthete flüchtig und drohte ihm mit dem Finger.

„Bruder Ole," scherzte sie, „wenn ihr euch noch einmal so gar gesund aufführt, daß ich's bis in die Küche hören kann, dann kriegt ihr keinen Tropfen Portwein zu sehen — er könnte euch zu sehr aufregen! Vater trinkt ja so wie so keinen!"

„Willst du wohl, Hexe!" lachte der Alte. „Und stecke die Flasche erst ein bißchen in warm Wasser, hörst du?"

Thyra ging, und die beiden Männer waren wieder allein miteinander. Ole schaute zum Fenster hinaus, um Tante Petras bohrenden Blick zu vermeiden, und der Feuermeister kaute nachdenklich an seiner Pfeifenspitze.

Sie hatten ein paar Minuten so schweigend gesessen, als der Alte sich räusperte und also begann! „Hört, Freund Ole, nehmt mir's nicht übel auf, daß ich euch vorhin da so verflucht hitzig zu Leibe gegangen bin. Ihr müßt nämlich wissen: ich habe guten Grund, wenn ich euch jungem Fant vom vorschnellen Heirathen aus blinder Verliebtheit abrathe. Wie gut ich's mit euch meine, seht ihr daraus, daß ich euch erzähle, was ich am liebsten selbst längst vergessen hätte. Ich — war nämlich einmal verheirathet —"

Hier brach der Feuermeister ab und bearbeitete wieder heftig sein Pfeifenrohr mit den Schneidezähnen.

Ole Thorsten wandte sich ungeduldig nach ihm um und forschte neugierig: „Nun ja, und was weiter?"

Kaptein Mortensen seufzte tief auf und bequemte

sich dann endlich zu weiterer Auskunft: „Ich war auch so ein junger Kerl wie Sie, Thorsten, und es war auch so eine Liebe auf den ersten Blick und so toll, daß die Flammen gleich zum Dache hinausschlugen. Das Mädchen war verdammt schmuck und — na, wir liebten uns rasend, wie man zu sagen pflegt. Ich heirathete drauf los, obschon mir's nicht so gut ging wie Ihnen zum Exempel. Aber der Himmel hing mir voll Geigen, und ich hatte so viel Hoffnungsballast an Bord, daß ich nicht so leicht kentern konnte. Nun, das war alles sehr schön, und der Abschied, als ich auf die erste große Reise nach der Hochzeit fort mußte war herzbrechend. Die Tanten und sonstigen Anverwandten standen drum rum und jammerten: ‚Das hält sie nicht aus, die arme kleine Frau, die Trennung ist ihr Tod, das wirst du noch sehen, Mortensen!' Ja, so zeterten die Weiber, und meine kleine Eheliebste trugen sie wie ein Bündel Wäsche von der Hafenbrücke fort, als mein Schiff absegelte. Und wie ich nach so und so vielen Monaten — es war noch kein Jahr darüber vergangen — gesund und froh und den Beutel voll Geld von Brasilien heimkomme, da finde ich mein Nest — leer! Das saubere Täubchen war unterdessen gleichfalls auf Reisen gegangen und hatte den Rückweg nicht mehr finden können!"

Thorsten war in Versuchung, abermals dem unschuldigen Tische seine Meinung handgreiflich darzuthun; doch er besann sich eben noch rechtzeitig auf Thyras Verwarnung und begnügte sich damit, die Augen fürchterlich zu rollen und einen ganz erschrecklichen Fluch zwischen den geschlossenen Zähnen hervor-

zustoßen. Und dann knirschte er weiter: „So Kaptein, und was wollen Sie damit sagen, bitte? Etwa, daß nun die Tochter es gerade so machen müsse mit ihrem Zukünftigen, wie Ihre Frau es mit Ihnen gemacht hat? Eben haben Sie doch ganz anders von Ihrer Thyra geredet! Wissen Sie, wie ich das finde, Kaptein, wenn ein Vater sein eigen Fleisch und Blut verleumdet?“

„Ach was denn, Fleisch und Blut! Da sei Gott vor!“ versetzte der Alte mit einem Blick nach oben. „Nein, meine Frau hat mir, Gott sei gedankt, kein Kind hinterlassen, das ihren Leichtsinn hätte erben können!“

„Wie! Und Thyra?“ forschte Ole hastig.

„Da Sie einmal so viel wissen,“ flüsterte der Feuermeister dicht an Thorstens Ohre, „so sollen Sie auch erfahren, was hier sonst kein Mensch weiter weiß: Thyra ist gar nicht meine Tochter, so wenig wie Tante Petra dort meine Schwester ist.“

„Nicht Ihre Tochter? Mein Gott, wer ist sie denn?“

„Strandgut, so gut wie Sie, Ole Thorsten,“ versetzte der Alte mit bebender Stimme. „Und die kleine Frau dort ist ihre Mutter, ihre leibliche Mutter! Aber Thyra hat keine Ahnung davon; es würde ihr zu nahe gehen, sie täglich vor sich sehen zu müssen, wenn sie wüßte, daß es ihre eigene Mutter ist — wahnsinnig geworden in der Schreckensnacht, als sie ihren Mann vor ihren Augen umkommen sah und ihr einziges Kind auf dem alten Klavier da durch die böse See schwimmen!“

„Auf dem Klavier?“

„Ja, ja — hören Sie nur, Thorsten — Herr Gott im Himmel, den Tag vergeß' ich nie, und wenn ich hundert Jahre alt werde!“

Da trat Thyra mit dem Frühstück herein, und sofort verstummte der Alte und rückte, wie bei einem Unrecht ertappt, verlegen bis mitten auf das Sofa. Dem Mädchen entging natürlich die Befangenheit und Unruhe der beiden Männer nicht. Sie beobachtete beide mit verstohlenem Lächeln, während sie anmutig die Wirthin machte. Doch es half ihr wenig, daß sie ihrem Pflegling die appetitlichsten Butterbrötchen strich und eifrig zum Essen einlud, beide waren urplötzlich ihres ganzen schönen Appetites und, wie es schien, auch gar noch der Sprache verlustig gegangen. Mit funkelnden Augen trank Ole Thorsten ihr „Skaal“ zu und leerte hastig sein Glas, und der Vater that auf Oles Gesundheit das gleiche und machte eine Bemerkung über Herkunft und Alter seines Portweines. Sonst aber waren nur einzelne Silben aus den langweiligen Mannsleuten herauszulocken. Mit einem hoffnungslosen Seufzer gab Thyra endlich den Versuch auf, Leben in diese Frühstücksgesellschaft zu bringen. Und halb im Ernst sagte sie: „Hör', Vater, meinst du nicht auch, wir thäten gut, Herrn Thorsten wieder ins Bett zu stecken? Wer nicht essen kann, gehört auch noch an keinen gedeckten Tisch. Und gezankt habt ihr euch schon wieder, leugnet nur nicht! Das ist aber hier oben auf dem Thurm streng verboten; besonders im Winter, wenn es kein Davonlaufen giebt!“

„Laß gut sein, Kind!“ wehrte der Alte ab. „Hier

war von Zanken nicht die Rede; ich habe nur alte Erinnerungen aufgefrischt, und das ... das hat uns beide ein bißchen trüb gestimmt. Komm, sing uns was Lustiges vor, dann kommt am Ende auch der Appetit wieder."

„Ach ja, bitte thun Sie das, Fräulein Thyra!" bat Ole, indem er sich erhob und auf sie zuging. Und dann setzte er leiser, seinen Mund ihrem Ohre nähernd, hinzu: „Darf ich wohl dabei dort drin in Ihrem Zimmer sitzen? Es ist nicht, daß mich die Töne aus der Nähe so angreifen, aber — es ist eine dumme Schwäche, ich schäme mich fast, es zu sagen — Tante Petras Blick — ich weiß nicht, was es ist ... aber mir steigt dabei alles Blut zu Kopfe, und ich kann die Hände nicht still halten, wenn sie mich so starr ansieht."

Thyra lachte mitleidig und sagte: „Nun, dann kommen Sie, nervöser Walfischjäger. Ah, sehen Sie nur, wie Tante Petra Ihnen nachschaut! Sieh doch, Vater, sie ist ja ganz aufgeregt! Sie haben uns Tantchen bezaubert, Sie Isländer Hexenmeister! Was ist das nur? Gewöhnlich bemerkt sie es doch kaum, wenn ein Fremder im Zimmer ist."

Ole wandte den Kopf und gewahrte, wie die Kranke sich abmühte, um ihre Lage so zu verändern, daß sie ihn sehen könne. Dabei reckte sie den Hals so tief und weit vor, daß das in blöder Milde lächelnde Gesichtchen just unter den Seitenwangen des Großvaterstuhles hervorlugte. Ole floh beinahe vor ihrem sehnsüchtig suchenden, starren Blick und schritt, von Thyra

unterstützt, so rasch seine Schwäche es ihm erlaubte, ins Nebenzimmer.

Dort war des jungen Mädchen enges, trauliches Puppenheim, vollgepfropft von allerlei nützlichem und unnützem, meist werthlosem, aber zierlichem Kleinkram von Körbchen, Büchschen, Väschen, Gläsern und Porzellanfiguren, Bilderrahmen, Poesiebüchern, Albums und dergleichen mehr und fast zur Hälfte erfüllt durch einen bizarr gewundenen, knorrigen Baumstamm mit vielen eben solchen, und wie der Stamm dunkel gebeizten und lackierten, Zweigen, auf denen zahlreiche Standplätze für Blumentöpfe angeordnet waren. Der Silberschrank, der kleine Schreibtisch und ein Nähtischchen bildeten die übrige Möbelausstattung. Hell, warm und sauber war es in dem drolligen Stübchen, wie es sich für ein stimmungsvolles Mädchenheim auch so gehört.

In einen leichten Korblehnstuhl ließ sich Ole Thorsten matt hineingleiten. Er hielt seine schöne Pflegerin noch an der Hand fest und flüsterte: „Laß mich dir in deine blauen Augen sehen, Thyra, daß ich das Grauen los werde. Die arme Frau, sie hat vielleicht einmal ebenso schöne, frohe Augen gehabt wie du, und nun . . .!“

„Ja, sie soll sehr schön gewesen sein, sagt Vater. Wenn sie schläft, kann sie manchmal auch heute noch ordentlich hübsch und rührend gut aussehen.“

Er legte sanft einen Arm um ihre Hüfte und zog sie an sich. „Ach, Thyra,“ flüsterte er ohne allen Uebergang mit bebender leiser Stimme, „wirst du mich denn nie lieben können?“

Sie machte sich mit einem neckischen Seufzer von ihm los: „Herr Bruder Ole, Sie sind ein großes Kind. Sie werden ohne Gnade und Barmherzigkeit wieder ins Bett gesteckt!“ Und als der Vater in diesem Augenblicke gleichfalls hereintrat, fügte sie laut hinzu. „So, und nun will ich singen: nicht etwa, damit ihr besser schwatzen und streiten könnt, ihr Unholde, sondern nur, damit Tante Petra auf andere Gedanken kommt.“ Damit lief sie hinaus, und gleich darauf ließ sie auch schon das gewünschte lustige Lied erschallen.

Der Feuermeister hatte sich einen Stuhl dicht neben Ole gerückt, denn er dachte sich wohl, daß der nicht wenig begierig sein werde, sein Geheimnis baldmöglichst zu erfahren. Und so wartete er denn nur noch, bis der Gesang recht flott im Zuge war, und nahm dann, selbst ungeduldig und erregt, den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Also, was ich sagen wollte. Es war schon so eine halbe Stiege Jahre vergangen seit der sauberen Geschichte mit meiner Frau; ich war ein Mann von achtunddreißig Jahren geworden inzwischen. Von den Weibern wollt' ich im Ernste nichts mehr wissen und hatte für meine Zukunft keine anderen Pläne und Erwartungen mehr, als daß ich fortan mit der See verheirathet wäre und darauf leben wollte, bis einmal die Reihe an mein Schiff käme und ich dran glauben müßte. Sechzehn Jahre sind es jetzt her — wir kamen wieder einmal von Rio Janeiro zurück — da hatten wir im Kattegat einen schweren Sturm zu bestehen. Meine schmucke Brigg hielt das Wetter aus, aber böse zugerichtet wurde

sie doch: wir mußten den Großmast kappen und samt dreiviertel der Takelage über Bord gehen sehen. Gegen Morgen flaute der Wind plötzlich ab und als die Sonne aufging, war's ganz still geworden, und wir sahen zu unserm Schrecken, daß wir bedenklich nah an die jütische Küste, so etwa zwei, drei Meilen südlich vom Limfjord-Eingang getrieben waren. Mein Stürmann steht mit dem Kickert neben mir und sichtet das Land, während ich mit der Karte in der Hand abloten lasse. Da fahr' ich plötzlich zusammen, denn der Stürmann hat ein ganz erschrockenes Hallo ausgestoßen. Ich sehe, wie er das Glas fest aufs Wasser gerichtet hält, und als ich neugierig der Richtung nachstarre, da werde ich auch, so kaum ein fünfzig Knoten ab Backbord, etwas Dunkles gewahr, das dort auf den Wellen tanzt. Ich lasse flugs beidrehen und das Boot klar machen — glücklicherweise war das in der Höllennacht nicht mit zum Teufel gegangen! Ich selbst mit zwei Mann hinein und auf das dunkle Etwas los, was die Riemen halten wollen. Und als wir näher kommen, hören wir ein schwaches Wimmern, wie von einem kleinen Kinde. Und als wir endlich am Ort sind, da sehen wir einen großen, vierkantigen Kasten von Mahagoni, darauf sitzt ein Kind, mit einem dünnen Tau festgebunden; und an den Kasten klammert sich noch ein Weib, von einem Korkgürtel über Wasser gehalten; ihr langes schwarzes Haar fließt hinter ihr auf den Wellen, und sie stößt mit ihrer letzten Kraft mit den Füßen aus — sie wollte so den Kasten mit dem Kinde der Küste zusteuern — das arme Weib! Und als wir mit einem lauten Hurrah die Riemen einziehen und die Frau an den Kleidern

und Armen zu uns hereinheben wollen, da stößt sie einen Schrei aus, so gellend, so markdurchdringend, wie ich nie im Leben wieder einen Menschen habe schreien hören. Und gleich darauf verlor sie die Besinnung und lag wie eine Todte lang ausgestreckt am Boden. — O, ich kann Ihnen sagen, sie war schön! So schlank und fein, und so bleich! Dann holten wir das Kind ein und nahmen den Mahagonikasten ins Schlepptau, denn wir dachten, da müßten sicher werthvolle Dinge, oder zum wenigsten die Schiffspapiere drin sein, sodaß wir erfahren könnten, wen wir da aufgefischt hätten. Das Kindchen zogen wir aus und rieben es ab. Es war ein Mädchen von etwa zwei Jahren. Wir brachten es dazu, daß es all das Seewasser wieder von sich geben mußte, das es geschluckt hatte. Und dann wickelte ich es in meine dicke Flanelljacke ein und hielt es auf meinem Schooße beim Steuern. Da schlief's dann bald fest ein. Als wir wieder glücklich an Bord sind und die beiden Geretteten ins Bett gepackt haben, da holen wir auch den merkwürdigen Kasten ein. Na, Sie können sich denken, daß wir nicht übel erstaunt waren, als wir da ein Ding mit vier Beinen herausziehen und dann entdecken, daß das ein altes Tafelförmiges von Gade in Kjöbenhavn vorstellt! Von Papieren oder sonst irgend was, das einem über die Eigenthümer hätte Auskunft geben können, war drum und dran nichts zu finden. Na, meine Jungens lachten nicht wenig über den Fang, den sie da gethan hatten! Wir ließen das Ding ordentlich auslaufen und abtropfen, und dann trocknete ich selber mit meinem Taschentuch die Saiten und die Mechanik ganz sorgfältig ab, und so — so hat es sich

bis heute noch ganz wacker gehalten, das alte seetüchtige Klavier."

„Aber die Mutter kam doch wieder zu sich, erfuhren Sie da nicht ...?" fragte Ole Thorsten, der mit lebhaftester Spannung zuhörte.

„Ja, freilich kam sie wieder zu sich," erwiderte der Feuermeister mit einem Seufzer. „Aber der Schrecken und die übermenschliche Anstrengung hatten die arme Frau ganz um den Verstand gebracht. Sie konnte uns auf keine Frage mehr Auskunft geben, sprach überhaupt kein vernünftiges Wort und schien sogar ihr eigenes Kind nicht mehr zu kennen. Nur einen einzigen Anhalt fanden wir an dem Korkgürtel, der sie getragen hatte: da war nämlich mit schwarzer Oelfarbe, die aber schon arg verblichen und abgesplittert war, der Name „Thyra" aufgemalt und drunter der Name des Heimathshafens; aber gerade der mußte unglücklicherweise bis auf ein R am Anfang und ein A in der Mitte ganz unleserlich geworden sein. Wir kreuzten damals den ganzen Tag herum, ohne eine weitere Spur von einem Wrack oder gar von einem Menschen aufzufinden. Natürlicherweise kam hernach der ganze Bericht in die Zeitungen, es wurden Aufrufe erlassen, bei den Versicherungsgesellschaften angefragt — aber alles vergeblich — kein Fahrzeug Namens „Thyra" wurde je als verloren gemeldet. So blieben sie denn alle drei mein Eigenthum, Mutter, Kind und Klavier. Die Kleine nannte ich nach dem Schiffe, und ihren Geburtstag feiern wir am ersten September, dem Tage, an dem sie mir bescheert wurde."

Der Alte schwieg und fuhr sich mit dem Handrücken leicht über die Augen. Er hätte doch nicht gedacht,

daß die Erinnerung ihm noch zu thun machen könnte. So guckte er still vor sich hin zu Boden und lauschte auf die munteren Töne des Liedes, das eben zu Ende ging.

Nun schwieg die helle Stimme da drin, und man hörte den Stuhl rücken. „Schon genug?“ rief der Feuermeister, der gern nach der Aufregung des Erzählens noch ein wenig Frist haben wollte, bis er seiner Thyra wieder ruhig entgegentreten konnte. „Steh noch nicht auf, Kind, sing' uns noch eins! Ein Volkslied oder so etwas.

„Wird es auch Herrn Thorsten nicht zu viel?“ klang es mit leisem Spott zurück.

„Ich sollte meinen ... He! Thorsten! ... Gott bewahre, Mann, was ist Ihnen denn?“

So rief der Alte ganz laut und so erschrocken, daß Thyra in größter Hast herbeigelaufen kam, um zu sehen, was es gebe.

Da stand der Vater über Oles wachsbleiches Gesicht gebeugt und riß die Augen weit auf. Ole war ohnmächtig in seinem Stuhl zurückgesunken, und der Kopf mit dem langen, verwilderten Haar neigte sich matt zur Seite. Das Mädchen goß sofort aus einem ihrer Duftfläschchen ein gut Theil auf ihr Taschentuch und hielt ihm das unter die Nase, während der alte Mortensen sich daran machte, ihm die Handgelenke zu reiben. So brachten sie ihn bald genug wieder zu sich.

Er schlug die Augen auf und blickte fast wild um sich. Ein brennendes Roth schoß in seine Wangen, als er Thyra gewahr ward. Und dann packte er plötzlich den Feuermeister am Arm und rief kurzathmig

und mit heiserer Stimme: „Sagten Sie nicht, ‚Thyra‘ hieß das Schiff?“

„Nun ja — freilich — ich denke wohl . . aber . . .“ Der Alte bemühte sich vergebens, durch bedeutsames Augenwinken Ole zu erinnern, daß sein Mädchen ja von der Geschichte nichts ahnen sollte.

„Und ein R, ein A konnten Sie noch lesen?“

„Jawohl, so war's. Was half uns das? Wir wußten ja nichts, was für einer Nation . . .“

„Und kein Zeichen in der Wäsche?“

„Nur ein T . . . aber laßt doch das — was regt ihr euch drum auf, Musche Ole!“

„Vor sechzehn Jahren war das? Also 1873 — und das Kind war zwei Jahre alt?“

Der Alte antwortete nicht mehr. Er legte dem furchtbar Erregten die Hand auf den Mund und warf einen bangen, hilflosen Blick auf sein Mädchen, das mit neugierigem Staunen dem seltsamen Examen lauschte.

Da plötzlich stieß Ole Thorstein des Feuermeisters Arm zurück, sprang auf die Füße und taumelte mit langen, schwankenden Schritten durch die offene Thür in die Tagstube hinein und bis an das Klavier. Schwer fiel er auf den Stuhl nieder, der davor stand und dann — Mortensen und Thyra verfolgten sein Thun mit gespanntester Verblüffung — dann begannen seine abgemagerten, zitternden Finger auf den gelben Tasten eine sehr eintönige und wunderliche Melodie zusammenzusuchen. Wohl griff er in seinem hastigen Ungeschick mehr als einmal falsch, doch war das bei dem Tonwirrsal, das stets diesem seltsamsten aller In=

strumente entquoll — man mochte es anfassen, wie man wollte — gar nicht sehr bemerkbar.

Und nun meinte Ole die Weise getroffen zu haben, denn er fing mit lauterem Anschlag von vorn an und sang dazu mit fast schluchzender, vor innerer Bewegung bebender Stimme:

„Visseliroa mit lillja Barn.
Moer hon sidder aa vinnjer Garn
Faar han gaar i Skauinj,
sjyder Viljt i Rauing,
Syster gaar i Kornet,
Broer taatar i Hornet.
Tutu! Trara! Tutu!“ *)

Niemand hatte auf Tante Petra acht gegeben. Doch als Ole Thorsten sein kleines Wiegenlied beendet, rückte und raschelte es in dem alten Großvaterstuhl, und ein wunderliches Summen und Zischen ward darin laut.

Da richtete sich der junge Isländer langsam in die Höhe, starrte nach der Kranken hin und lauschte mit verhaltenem Athem.

Auch der Feuermeister und Thyra traten einige Schritte näher, um zu gucken, was Tante Petra da

*) Zu Deutsch etwa:

„Eiapopeia, mein Wickelkind.
Mutter die sitzt, und das Garn sie wind't.
Vater der geht in den Wald,
Schießt das Wild im Roggen bald.
Schwester geht ins Korn,
Bruder tutet ins Horn.“

Seltsames anstelle. Und sie sahen sie ganz vorn auf den Sitz gerückt und den kleinen Kopf über ihre Arme gebeugt, die sie, vor der Brust leicht verschränkt, hin und her bewegte, als wiege sie ein Kindchen darin. Eine süße Glückseligkeit verklärte ihre welken Züge. Und jetzt wurde ihr Summen lauter, ihre Lippen mühten sich, Worte, ihre Kehle, Töne zu formen, und dann endlich erklang es klar und deutlich aus ihrem seit so langen Jahren verstummten Munde:

„Visseliroa mit lillja Barn,
Moer hon sidder aa vinnjer Garn
Far han gaar i Skauinj,
siyder Viljt i Rauing,
Syster gaar i Kornet,
Broer taatar i Hornet.
Tutu! Trara! Tutu!"

Und während des Gesanges erhob sie sich vom Stuhle und schritt ins Zimmer hinein, immer mit den Armen wiegend — und dann wandte sie sich um — und da stand Ole Thorsten vor ihr mit ausgebreiteten Armen. Sie verstummte plötzlich — ihre Hände sanken schlaff herab — aber ihre Augen öffneten sich weit und starrten in so eigenem Glanze zu dem hochgewachsenen Jüngling empor.

„Mutter!" brach es da schluchzend, stammelnd aus Oles Munde.

Noch einen Schritt that die kleine Frau ihm entgegen, dann taumelte sie, führte die Rechte mit einem Ruck an ihr Herz und stieß einen matten Klagelaut aus. Sie wäre zu Boden gesunken, wenn er sie nicht fest umfaßt und an sich gedrückt hätte.

„Mutter, Mutter, Mutter!“ Weiter kein Wort vermochte er hervorzubringen. Er trug sie, fest an seine Brust geschlossen, den einen Schritt bis zu ihrem Sessel und ließ sie hineinsinken. Und dann glitt er selbst zu ihren Füßen nieder, lehnte den Kopf gegen ihre Knie und stammelte nur immer das eine Wort: „Mutter, Mutter, Mutter!“

Und er nahm ihre mageren Hände in die seinen und bedeckte sie mit Küssen und Thränen und drückte sie und hielt sie fest und ließ sie nicht los — bis er fühlte, daß sie kalt und immer kälter wurden!

Da schwanden ihm zum zweitenmale die Sinne. —

Als er endlich wieder zu sich kam, fand er sich auf dem Sofa liegend und vor ihm, zu seinen Häupten saß seine schöne Pflegerin und strich ihm leise durch das wirre Haar.

„Thyra!“ seufzte er, wie aus einem seligen Traum von Liebe erwachend. Sie drückt ihm die Hand, und auch aus ihren Augen rannen langsam große Thränen, als sie zurückflüsterte: „Mein Bruder, ach! wir wollen uns nun sehr lieb haben!“

„Du weißt . . .?“

„Ja, Vater hat mir alles gesagt.“ — —

In einer schmalen Thalspalte wo es vor den Winden geschützt lag hatte Kapitän Mortensen sich ein bescheidenes Gärtchen angelegt. Dort begruben sie Tante Petra am dritten Tage nach ihrem Hinscheiden. Noch war die Verbindung mit dem Festlande nicht herzustellen und ein Sarg daher nicht zu beschaffen. So hatten sie denn die Leiche auf ein Brett gebunden und den Dannebrog, die fröhliche Flagge Dänemarks, das

weiße Friedenskreuz auf lustigem Grunde, darüber gebreitet. Kein Priester konnte die Leiche einsegnen zur ewigen Ruhe; ein stummes Gebet und ein paar Thränen der wetterharten Männer, die da entblößten Hauptes, während der rauhe Nordost sie in den Haaren zauste, an der frischen Grube standen, das war die ganze Feier. Thyra war bei dem Bruder, der von der heftigen Aufregung wieder einen leichten Fieberanfall bekommen hatte, im Hause zurückgeblieben.

„Ob sie mich wohl wieder erkannt hat? Ob sie wohl wußte, daß sie in den Armen ihres Sohnes gelegen hat, ehe der Herzschlag ihrem umnachteten Dasein ein Ende machte?“

Mit solchen Fragen quälte sich Ole auf seinem Krankenlager herum. Wer konnte das wissen!

Aber als das Eis wirklich geschmolzen und das erste Boot vom Festlande nach Hjelm herübergekommen war, da war auch Ole Thorsten endlich über den Berg und auf bestem Wege, seine Jugendkraft wieder voll zurückzugewinnen.

Eines schönen Tages, als gerade Ole Thorsten dem alten Kapitän Mortensen auf der Station Gesellschaft leistete, fing der Alte ein wenig zaghaft zu fragen an, wie er denn damals darauf verfallen sei, jenes Wiegenlied in dem wunderlichen Dialekt zu singen.

Und Ole erwiderte: „Du hattest mir doch erzählt, Vater“ — er nannte ihn als Thyras Bruder nun gleichfalls Vater — „du hattest mir doch erzählt, daß Tante Petra nur noch für Musik eine Empfänglichkeit und auch ein ganz merkwürdiges Gedächtniß zeige. Und so kam ich auf den Gedanken, daß ihr vielleicht

die Erinnerung an meine ersten Kinderjahre wiederkehren möchte, wenn ich ihr das alte dumme Liedchen sänge. Meine Mutter war von der Insel Bornholm gebürtig und hatte eine Magd von dort mit nach Island gebracht. Die lebt heute noch und steht bei meinem Oheim Gudleif im Dienst. Sie hat mich gewartet, als die Mutter damals vor zwanzig Jahren mit dem Vater auf die große Reise ging, von der sie nicht wieder heimkommen sollten. Sie hatten höchstens ein Jahr ausbleiben wollen und darum mich dort gelassen, denn ich war schon sechs Jahre und sollte nun bald zur Schule gehen, deshalb wollten sie mich wohl nicht der Gefahr aussetzen; auch darum nicht, weil ich ja der einzige Thorsten war. Denn Gudleif Thorsten, der um zehn Jahre älter war als mein Vater, rechnete auf keinen Sohn mehr, weil er doch schon an die fünfzehn Jahre verheiratet war ohne allen Kindersegen. Darum war seine Frau auch auf meine Mutter so neidisch, daß sie ihr kaum das liebe Leben gönnen mochte, besonders auch noch deshalb, weil sie so hübsch war, wie in unserem rauhen Lande fast nie ein Weibchen zu sehen ist. Mutter war auch schwach und bleich geworden in der langen Winternacht dort oben, und die Reise nach den Sonnenländern sollte ihr wieder aufhelfen, denn mein Vater wollte nach Spanien und Wein mit heimführen. Sie war eine zarte, kleine Frau und viel zu sanften Gemüthes, um ihren Willen durchzusetzen, wenn ein andrer ihr entgegenstand. Darum war es auch gut, daß sie mit dem Vater reiste, denn ein stilles Leben hätte sie gewiß nicht gehabt mit Tante Hekja allein im Hause! Mich aber hätte auch

der Oheim durchaus nicht mitreisen lassen, selbst wenn meine Eltern es gewollt hätten; denn das stand schon damals fest, daß ich sein Erbe werden sollte, wenn an seinem Weibe nicht noch ein Wunder geschah. Und deswegen nahm er sich auch das Recht heraus, über mein Leben mit zu bestimmen — meinte auch, ich hätte es nöthig, daheim zu bleiben im rauhen Lande und unter seiner Zucht, damit ich hart würde! Ach du gütiger Himmel, was habe ich nicht alles hören und ertragen müssen, von Tante Hekja besonders, darum, daß ich meiner Mutter weiches Gemüth geerbt hatte! Die alte Bornholmsche Magd war die einzige, der ich ganz recht war, so, wie ich einmal beschaffen, und die mir von meiner sanften schönen Mutter erzählte, wenn ich so traurig und voll Herzensgram zu ihr gelaufen kam, um mich auszuheulen. Sie hat mich auch alle die Lieder gelehrt, die Mutter an meiner Wiege gesungen hatte — und das „Visseliroa mit lillja Barn," das soll ihr Lieblingslied gewesen sein — darum fiel mir das auch zuerst ein. ‚Thyra' hieß meine Mutter auch, und nach ihr hatte Vater sein Schiff getauft. Es konnte ja immerhin noch mehr Schiffe des Namens geben; aber das Lied in der eigenen Bornholmschen Sprache, wenn sie das noch kannte, die arme Frau in ihrem Irrsinn, dann mußte sie es sein! Dann konnte ich doch nicht mehr zweifeln, meinst du nicht auch?"

„Ja, das sollt' ich wohl meinen," versetzte der Alte langsam und bedächtig „das ist nun einmal ganz sicher!" Und dann paffte er einige mächtige Wolken aus seiner Pfeife und fuhr abgewendeten Blickes fort:

„Na, es hilft jetzt doch nichts mehr, und ich bin dir's schuldig, Ole, daß ich dir's gestehe: das Bornholmsche Liedchen hatte ich schon oft von ihr gehört, damals in den ersten Jahren, ehe sie so ganz einschlief und für alles abstarb. Sie lief gar oft so in der Stube herum und that als ob sie einen Säugling auf den Armen wiege, gerade so wie in ihrer letzten Stunde. Aber die kleine Thyra hat sie nie so genommen und gewartet — es war, als ob sie gar nicht mehr wüßte, daß das ihr Kind sei! Sie hat wohl immer nur an dich gedacht, Ole, wenn sie auch nicht vernünftig antworten konnte, wenn man sie um die Vergangenheit fragte. Und, weißt du, Ole, was ich dir gestehen wollte: der Singsang und die Bornholmsche Sprache — ich hielt's erst für Schwedisch, aber ein Kamerad, der's einmal hörte, sagte mir, daß es Bornholmisch sei — das hätte wohl einen Anhaltspunkt für neue Nachforschungen gegeben; denn es wären gewiß Leute in Bornholm gewesen, die sie erkannt hätten nach einer genauen Beschreibung in den Blättern. Ich war aber so glücklich, daß sich nach dem ersten öffentlichen Aufruf keine Seele um die Frau und das Kind gemeldet hatte, denn nun konnte es ja mein Kind sein und bleiben. Und ich hatte das Würmchen bald so lieb — es sollte mir ja alles werden, was ich einst für mein Herz am unrechten Orte gesucht hatte! Ich glaube, ich hätte es nicht überstanden, wenn man mir mein neues Glück und meine stille Hoffnung wieder geraubt hätte. Und darum that ich das Unrecht, darum gab ich auch verhältnißmäßig früh das Seefahren auf und ließ mich auf den einsamsten Leuchtthurm im Königreiche setzen,

ehe ich hierherkam, wo man doch schon nicht mehr so ganz aus der Welt ist. Willst du mir das vergeben mein Junge?"

Ole Thorsten drückte die dargebotene Hand fest in der seinen und versetzte in tiefer Bewegung: Da ist nichts zu vergeben, Vater. Du hast es damit nur gut gemacht; denn du mußt wissen, was mir dann später 'mal, als die schlimme Tante Hekja schon längst begraben war, die alte Magd erzählt hat: da Tante nun einmal gegen Gudleif Thorstens ernsten Willen nichts ausrichten konnte, so wollte sie doch wenigstens etwas von dem schönen Erbe ihrer Familie zu gute kommen lassen und hatte es mit ihren Leuten abgekartet, daß ich später 'mal ein Kind ihrer Schwester heirathen müßte. Nun, daraus wäre freilich nichts geworden, denn ich konnte das Mädel nachher gar nicht leiden, und außerdem ging es auch noch vor ein paar Jahren mit einem Norweger davon — haha! — Daß ich noch eine Schwester bekommen hatte, das haben wir nie erfahren, wir da oben, es wäre auch wohl der Tante Hekja sehr zuwider gewesen, wenn sie's hätte erleben müssen, daß noch eins von der fremden Brut sich bei ihr im Hause eingenistet hätte! Und so wie ich sie kenne, sollte mich's auch wahrhaftig nicht wunder nehmen, wenn sie es mit Gewalt hintertrieben hätte, falls der Alte etwa von den Geretteten der ‚Thyra' doch was zu wissen bekommen und Lust verspürt hätte, die kranke Schwägerin und die kleine Nichte zu sich zu holen. So erklärt sich's ja auch am leichtesten, daß damals auf den Aufruf gar keine Antwort kam."

„Hör', Ole..." begann der Feuermeister nach längerem Schweigen mit leicht bebender Stimme. „Wenn du jetzt heimfährst, wirst du die Schwester — mitnehmen?

Ehe er antworten konnte, trat Thyra selbst in das enge Wachtstübchen herein und meldete sich fröhlich zur Ablösung.

Da zog sie der Bruder an sich, guckte ihr ernsthaft in die Augen und sprach: „Du, Thyra, Vater will wissen, ob du mit nach Reikjanes gehst, wenn ich nun reise. Ich meine, das versteht sich doch ganz von selbst, nicht wahr?"

Sie fuhr ihm mit ihren zehn Fingern in den inzwischen noch viel dicker gewordenen schwarzen Haarwust und drückte ihn so von sich ab, indem sie lachend aber bestimmt rief: „Nein, das versteht sich gar nicht von selbst, du ungeschorener Absalom! Denn du mußt wissen, ich habe ein Gelübde gethan, den Vater Mortensen nie zu verlassen, wenn ich nicht einen Mann finde, den ich so schrecklich liebe, daß ich ihn heirathen muß. Na, und der Wundermann wird nicht so leicht zu beschaffen sein, denn — du weißt es ja, Ole, nicht wahr? — er müßte ja sogar noch viel bezaubernder sein, als selbst du! Wenn nicht der Himmel noch ein mal ein Einsehen hat und mir den großartigen Zukünftigen auch noch als Strandgut anschwemmt, dann weiß ich wirklich nicht, wie ich von dem alten greulichen Feuerthurm fortkommen soll. Aber der Himmel wirft mit liebenswürdigen Ehemännern nicht so um sich, wie mit langweiligen Brüdern! Ach Gott, ich werde wohl alte Jungfer werden und schließlich mich

mit Assistentenpension zur Ruhe setzen. Aber dann, das verspreche ich dir, langer Ole, dann kommen wir beide nach Reikjanes, Vater Mortensen und ich; und die alte wacklige Tante Thyra wiegt dir dein Jüngstes und kräht dazu:

„Visseliroa mit lillja Barn,
Tanten hon sidder aa vinnjer Garn.
Tutu! Trara! Tutu!“

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.



Druck von G. Pätz, Naumburg a. S



